This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

MAXIMILIAN HARDEN

KÖPFE

VERLAG/ERICH REISS/BERLIN

LEMCKE & BUECHNER
NEW ... YORK

Library
of the
University of Wisconsin
PRESENTED BY
George Wagner
Madison

MAXIMILIAN HARDEN
KÖPFE

ERSTER BAND

Rudolf Dührkoop Berlin-Hamburg

MAXIMILIAN HARDEN

KÖPFE

ERSTER BAND

Neununddreißigste Auflage

BERLIN
ERICH REISS VERLAG
1911

VON DIESEM BUCHE KAMEN SECHZIG EXEMPLARE AUF ECHT VAN GELDER-BÜTTEN GEDRUCKT, IN GANZLEDER GEBUNDEN UND HANDSCHRIFTLICH :: NUMERIERT, ZUR AUSGABE ::

COPYRIGHT JUNE 1910 BY ERICH REISS VERLAG
ALLE RECHTE VORBEHALTEN

199971
DEC 13 1915
E
.9H21
1

INHALTSVERZEICHNIS

Seite

Der alte Wilhelm 1
Bismarck 19
Kaiserin Friedrich 61
Holstein 89
Johanna Bismarck 147
Stoecker 175
Waldersee 195
Richter 211
Galliffet 247
Ibsen 263
Böcklin 301
Die Wolter 329
Menzel 339
Mitterwurzer 365
Zola 383
Lenbach 413
Matkowsky 447

DER ALTE WILHELM.

Im Herbst 1895 geschrieben.

Das Jubelquartal liegt hinter uns. Nach dem Erntetag von Sedan wich die Hochsommerhitze, die so rasch den deutschen Waffen die Siege gereift und gehäuft hatte, und ein neues Ringen begann in der herbstlichen Landschaft, dessen Preis schwerer noch und nach längerem Harren erst zu erraffen war. Wohl war das bonapartische Kaisertum mit dem Glück, das allein es ein Vierteljahrhundert stützte, zusammengebrochen; mit ungestümer Leidenschaft aber rief Gambetta, der erste Ritter der romanischen Demokratie, nun das Volk zu verzweifelter Wehr und von allen Seiten wälzten in dichten Rotten sich neue Heere heran, Trümmer der alten, versprengten Armeen, die eilig bewaffnete Schaar der französischen Jugend und wüstes Gesindel, um der gefährdeten Hauptstadt rechtzeitig Entsatz zu bringen. Den in der Geschichte beispiellosen Versuch, eine mit fanatischem Mut verteidigte Millionenstadt zu belagern, sollte ein Rassenkrieg hemmen, wie ihn, in dieser wahnwitzig siedenden Wut, die moderne Welt vorher nicht gesehen hatte. Straßburg fiel, Orleans wurde erstürmt, Soissons kapitulirte und die Mauern von Metz öffneten sich den deutschen Truppen; doch Paris

hielt noch Stand, und ob von Sieg und Übergabe auch oft genug frohe Kunde kam: alle Blicke wandten sich nach Paris und jedes Ohr horchte, hoffend oder angstvoll, auf die Minute, die den Kanonendonner an der Seine zum Schweigen bringen und das Schicksal zweier Herrenvölker entscheiden würde. Während dieser bangen Pause regte sich im Hauptquartier des Preußenkönigs geschäftiges Leben. Von Rothschilds Schloß Ferrières war der Kriegsherr in das versailler Präfekturgebäude übergesiedelt und harrte hier in geduldiger Ruhe, bis die starke Hand des treuen Beraters, der nun wieder in den Vordergrund des Geschehens trat, feine Fäden vorsichtig zu einem festen Netz verknüpft hatte, das künftig die deutschen Stämme mit dauerhaftem Gesträhn sicher umspannen konnte. Langsam, leise und klug wurde um die Wende des Jahres 1870 das Werk der Einheit bereitet, Vorurteil und Bedenken, alter Groll und erwachende Furcht wurden mit milder Gemächlichkeit überwunden und endlich brach der Tag an, wo in dem Prunkschloß des Sonnenkönigs, das in goldenen Riesenlettern einst à toutes les gloires de la France geweiht worden war, ein Deutscher Kaiser die Krone aufs greisende Haupt setzen durfte. Der Gekrönte hatte als neunjähriger Knabe die schmähliche Erniedrigung Preußens erlebt; an sein kindlich helles Gehör war wohl die Kunde gedrungen, der Übermut des siegreich vorwärts stürmenden Korsen wolle ein Deutsches Reich nicht mehr anerkennen und Franz der Zweite habe, fünf Tage nach Napoleons drohender Verkündung, auf die Würde der

Römisch-Deutschen Kaiser verzichtet. Jetzt hatte der Dreiundsiebenzigjährige einen anderen Napoleon niedergeworfen und Preußen, dem in zwei schweren Kriegen die Hegemonie in Deutschland gesichert war, zum steilsten Gipfel des Ruhmes geführt. Er durfte stolz sein: und blieb bescheiden; er durfte sich laut seines Vollbringens rühmen: und barg sich freiwillig ins Dunkel. Dem Hofprediger Rogge, der berufen war, den feierlichen Akt der Krönung mit einer Weiherede einzuleiten, schärfte er nachdrücklich ein: „Rühmen Sie mich nicht in Ihrer Rede, denn ich bin nur ein Werkzeug gewesen in Gottes Hand.“

Das Jubelquartal liegt hinter uns, der laute Lärm der Siegesfeste verhallt und selbst die eifrigsten Feierredner werden der Begeisterung und dem Pathos bis zum achtzehnten Januar nun keinen Gegenstand finden. Das ist gut; denn durch reichliche Wiederholung gewinnt das zuerst zündende Wort nicht an Kraft, der mahnende Ruf nicht an Wirkung. Der Deutsche, der aufmerksam dem Werden der Stimmungen lauscht, darf sich nicht verhehlen, daß die Stärkung des Nationalgefühles, die das frohe Geräusch dieses Sommers uns bringen sollte, bis jetzt leider ausgeblieben ist und daß für flüchtige Stunden nur die rechte Freudigkeit sich einstellen will. Gleichgiltig oder in dumpfem Groll hält die Menge sich fern, der an unseren Kulturgenüssen ein allzu geringer Anteil beschieden ist, die für den kärglichsten Lohn die gröbste Arbeit zu tun hat und die deshalb an einer Kultur, der sie nur als Dünger dient, sich nicht begeistern mag; der

Handarbeiter, dem ein mit leichtem Herzen verkündetes Dogma den Anbruch des Tausendjährigen Reiches auf Erden verheißt, will nichts davon wissen, daß auch er dem Deutschen Reich und dem großen Krieg, der es schuf, Etwas verdankt, und er gedenkt in den Feierstunden nur der gerechten Beschwerde, die er seit manchem Jahr mit sich herumträgt und die ihm mit hartem Wort immer wieder verwiesen wird. Wie Freiligrath nach einer flammenden Patriotenrede von einem alten, verhärmten Arbeiter die Frage hinnehmen mußte, ob er den armen Leuten auch Brot schaffen könne, so wird die festliche Lust jetzt von dem anschwellenden Murren des Proletariates gedämpft, das in erhitztem Tafelgerede den Hinweis auf einen Weg zu besseren Lebensbedingungen vermißt. Die besitzende Bürgerklasse ist durch Interessengegensätze zerklüftet, Landmann und Städter, Produzent und Händler messen, ängstlich wägend und zitternd nur wagend, die Kräfte, die sie in dem geschichtlichen Kampf der Arbeiter gegen das Kapital so gern doch vereinen möchten; und sie werden des Jubeljahres nicht froh, weil sie empfinden, daß ihnen die feste Führung fehlt und daß sie von großen Erinnerungen allein in Behagen nicht leben können. Vielleicht wurde bei den glanzvollen Veranstaltungen der letzten Monate der Ton nicht getroffen, der in starker Schwingung Vergangenheit und Zukunft verbinden konnte; vielleicht drang die prologische Begeisterung nicht bis an die tiefste Wurzel des Glückes, dem ihr lautes Lobpreisen galt. Der stilleren Feier, die an dem Walten sittlicher Kräfte, nicht an

dem Glanz blanker Waffen sich freut, ist die Pause zwischen den Schlachtfesten günstig und wir können sie nicht besser nützen als durch ein Verweilen vor dem Bilde des Mannes, der den sittlichen Kräften der aufsteigenden Volkheit Körper und Ausdruck gab. Aus der bangen Verworrenheit einer trübsälig unfruchtbaren Zeit, von den eklen Skandalen, die mit widrigem Gezeter unser allzu öffentliches Leben erfüllen, sehnt der Blick sich in hellere Luft und wendet gern sich dem Bilde des ehrfürchtig von prunkloser Zärtlichkeit geliebten Herrschers zu, der Preußen aus schwerer Verirrung einst in die Klarheit führte. In seinen Zügen, die uns die holde Erinnerung wecken, wie es war, wie es wurde und werden konnte, finden wir vielleicht auch die Antwort auf die quälende Frage, was uns fehlt und was uns zu unserem Heil notwendig ist.

Franz von Lenbach hat ihn uns gemalt; nicht den Heros, den später Lied und Legende ins epische Riesenmaß recken werden, nicht die herrliche Heldengestalt, vor der jetzt schon, im Überschwang familiärer Dankbarkeit, der Enkel sich neigt, — nein: den gütigen Greis, nicht Wilhelm den Siegreichen, sondern den Alten Wilhelm. Der große Seelendeuter, der aus den Hüllen höfischen und militärischen Pompes die feinste Menschlichkeit zu befreien und mit kräftigem Griff vor den Betrachter zu rücken vermag, hat den neunzigjährigen Kaiser nicht verschönt und nicht verfälscht; er hat ihn lange liebevoll angeschaut und ihn dann, ohne die Runzeln und die Wundmale des Alters zu unterschlagen, mit dem sicheren

Mut des Genies der Natur nachgeschaffen. So, in der etwas ermüdeten und doch immer noch straffen Haltung, mit dem leise getrübten und doch vorsichtig prüfenden Blick, lebt er in unserem Empfinden; so, mit einem Hauch matter, ergebener Wehmut, der die ursprüngliche Heiterkeit der Soldatennatur doch nicht verdüstern konnte, sahen ihn Hunderttausende an dem Eckfenster seines einfachen Hauses, wenn die Wache aufzog und der freundliche Ernst seines Auges der jubelnden Menge zu sagen schien: Solchen strammen Jungen dankt Ihr das Reich und die Hauptstadt des Reiches; sorgt, daß ihnen der Nachwuchs nie fehle, und vergesset nicht, nach lachender Erben arger Sitte, welche Opfer unserer Größe gebracht werden mußten. Auch die Älteren kannten ihn kaum anders; hat die jähe Hitze der Jugend ihn niemals gepackt oder ist selbst in Anekdoten von seiner Jugendlichkeit keine Spur aufbewahrt? Alt und weise blickt er uns an: ein Mann, der ruhig harrt, bis die Zeit einst erfüllet ist, und sich in Bereitschaft hält, auf daß die Schicksalsstunde ihn gerüstet finde. Das ist nicht ganz großer Männer Art. Große Männer meistern die Zeit, sie stemmen die starke Persönlichkeit gegen das Rad der Geschichte, sie zerreißen, für kurze Zeit freilich nur, die Kette der Entwickelung und führen herrisch, auf selbstgefundenen Pfaden, an ein gutes oder ein schlimmes Ziel. Große Männer werden das Glück oder das schwarze Verhängnis der Völker, die sie in das Gesetz ihrer Individualität zwingen, und kein Fühlender kommt ohne die Regung leidenschaftlicher Liebe oder heißen Hasses an ihrem Bilde vorbei. Vom

Stamm solcher großen Männer war unser alter Kaiser nicht; ihm huldigt man in sanfter Zärtlichkeit, wie einem Vater, und wer ihn hassen will, muß sich seine adelige Gestalt erst ins Gemeine verzerren; Herr Auer sogar, der menschenverständigste Führer der norddeutschen Sozialdemokratie, hat ihn in einer zu viel geschmähten und zu wenig beachteten Rede im Reichstag einen einfachen, stillen, sparsamen, friedliebenden Herrn genannt. Wenn die Geschichte das Bürgerjahrhundert durchsiebt, wird sie unter den Politikern wohl nur zwei mit dem Namen des Großen schmücken: Bonaparte und Bismarck, den dunklen und den hellen Exponenten der Revolution, den schwärmenden Eroberer und den nüchternen Staatenbildner. Die Größe läßt sich nicht dekretiren; mag in offiziellen Aktenstücken noch so oft von Wilhelm dem Großen die Rede sein: die Bezeichnung klingt zu stolz, klingt nicht innig genug, als daß sie jemals volkstümlich werden könnte. Groß scheint Der uns nur, neben dem kein Größerer aufragt, — und der alte Kaiser hat nie einen Zweifel darüber gelassen, daß er sich als den dankbaren Schuldner eines Größeren fühle. Mögen Lied und Legende, die nach einem Jahrhundert jetzt schon an der Gestalt des alternden Spötters von Sanssouci ihre Tüncherarbeit getan haben, ihn einst in die Sagenreihe der germanischen Heerkönige erhöhen: uns lebt er, wie Lenbachs Künstlerauge ihn sah und wie er, dem Nestor gleich, herrlich vollendet starb. Wilhelm der Große: es klingt gar so feierlich, nach Zeremonien und Gepränge, so furchtbar historisch, als läge schon eine Welt zwischen

ihm und uns, denen er doch, wie ein lieber Schatten, in jeder Stunde noch gegenwärtig ist. Wir ziehen den traulicheren Namen vor, den, in gerührtem und rührendem Erinnern, Bismarck ihm gern gibt, und nennen ihn mit kindhafter Anhänglichkeit den Alten Wilhelm. Der Name bringt ihn in die Gesellschaft des Alten Fritzen und des Alten Blüchers, und da wird er sich wohler fühlen als bei Alexander und Bonaparte.

Es wäre sehr töricht, ihn deshalb für klein, für unbedeutend zu halten. Als Hamlet den Fortinbras gesehen hat, erkennt er, daß wahrhafte Größe nur darin besteht: nicht ohne großen Gegenstand sich zu regen, doch einen Strohhalm selber groß zu verfechten, wenn Ehre es befiehlt. Nach diesem Wort hat Wilhelm der Erste sein Leben lang gehandelt; und es ist nicht eine Frage des Maßes, sondern des Gefühls, ob man ihn den Großen nennen will. Auch der ausrichtige Mann, der sechshundert Jahre vor ihm zum Deutschen Kaiser erkürt wurde, auch Rudolf von Habsburg trägt in der Geschichte nicht den Titel des Großen: und doch hat auch er Großes vollbracht und lebt, als der typische Vertreter eines Zeitalters, im Gedächtnis der Menschen fort. Rudolf gehörte nicht mehr dem Kreis der Heiligen und Heroen an, den die Otonen und die Salier bevölkert hatten, er war auch kein froher staufischer Ritter mehr, kein Mann des lustigen Dreinschlagens und fröhlicher Reckenkämpfe; er war ein kluger und kühler Rechner, der beste Hausvater in seinem Lande, schlicht, sparsam, mäßig, im Ausdruck jeder Empfindung von äußerster Vorsicht und im Innersten doch von bauernschlauer

Herzensheiterkeit. Als er in Todesahnung nach Speier zu Grabe ritt, soll, nach einer dichterisch verklärten Überlieferung, von allen Seiten das Volk herbeigeströmt sein, um noch einmal das Antlitz des Teuren zu schauen. Das wäre nicht von einem Menschen nur, Das wäre von einer Epoche der Abschied gewesen. Und solches wehe Scheiden haben auch wir im Frühlenz des Jahres 1888 erlebt und erlitten. Die dicht gedrängten Schaaren, die damals, wie ein verscheuchtes Hühnervolk, um das Denkmal des Alten Fritzen standen und mit ängstlich verhaltenem Atem der Nachricht vom Alten Wilhelm harrten, empfanden ganz deutlich: Da entschwindet uns eine Zeit, da kommt das Neue, das Unbekannte herauf. Nicht alle Wünsche hatte die scheidende Zeit erfüllt und an das Neue heftete sich manche Hoffnung; aber die Ruhe zerrann, die sichere Stetigkeit der Entwickelung schien gefährdet und bange Sorge mischte sich in die menschliche Trauer.

Der alte Kaiser war die Gewähr der Ruhe gewesen; bei ihm gab es keine Überraschungen, keine hastigen Entschlüsse und keine plötzlich vorbrechende Laune. Er war, wie Rudolf, ein kluger und vorsichtiger Rechner, aber er war von der derberen, härteren und zugleich doch wärmeren Art der besten Hohenzollern; ein echter Sohn der Zeit des kantischen Pflichtgebotes, aber auch der Sohn der milden Mutter Luise. Friedrich hatte vom voltairischen Geist, von der pikanten Kost der Rationalisten und Enzyklopädisten zu viel genascht; er höhnte Gott, der ihm an der Spitze der stärksten Schwadronen leichte Arbeit zu haben schien, und die Welt und

verließ sich darauf, daß er aus allen Fährlichkeiten, in die Ehrgeiz und Medisance ihn je bringen könnten, sich tapfer mit seinen Rackers herausschlagen würde; das Preußenvolk und den deutschen Stamm, die seinem Ideal nicht entsprachen und deren tiefstes Empfinden er nicht verstand, verachtete er und an die werdende Zeit knüpfte ihn kein festes, haltbares Band; er war die große, blitzend und funkelnd geniale Persönlichkeit, aber seiner Schöpfung fehlte die Bürgschaft dauerhaften Bestehens, weil sie nicht auf die ans Licht drängenden Kräfte der Zeit gegründet war. Friedrich Wilhelm der Vierte war ein Kind der Dämmerung, ein lichtscheuer Mann, der im Dunkel Großes plante und blinzelnd und zagend dann vor der Tageshelle stand; er war zu geistreich, um sicher zu sein, er sah die Dinge von zu vielen Seiten, um festen Fußes vorwärts schreiten zu können; das Romantikerverhängnis ereilte ihn und er brach, nach prachtvollen Anläufen, morsch und müde zusammen, ein nutzloser Mann. In seinem Bruder mischten die Elemente sich glücklicher. Der König und Kaiser Wilhelm war kein heldischer Sonnensohn, kein Spötter, kein Schwärmer. Ihm war die heilsame Begrenztheit geworden, die allein erst die Festigkeit des Wollens verleiht; nichts Menschliches war ihm fremd, er liebte die leichte Kurzweil, das bunte Tanzspiel und die Schönheit schlanker Frauen; und in seinem Bilde darf der Zug der Geisteseinfalt so wenig fehlen wie die Freude an galantem Getändel. Sein Bild braucht die täuschende Retouche nicht, denn er hat Alles, was allzu menschlich in ihm war, weise immer zurückge-

drängt: seine persönliche Neigung vermochte nichts über den Herrscher, — und so kann man den Menschen lieben, dessen Individualität feste Grenzen gesetzt waren, und den Monarchen bewundern, der die Entpersönlichung weiter als vor ihm irgendein anderer trieb und sein hohes Amt nach bestem Gewissen betreute, ohne Lust und Laune willkürlich schalten zu lassen. Friedrich hatte sich, schmunzelnd vielleicht, den Ersten Diener des Staates genannt und Friedrich Wilhelm hatte, gewiß ganz ehrlich, gefürchtet, schon ein Blatt Papier könne zwischen ihm und seinem Volk die innige Gemeinschaft lockern; dennoch blieben Beide dem Volksempfinden fremde und ferne Herren, die man im Glück umwedelt und im Unglück verwünscht. Wilhelm, der Soldatenprinz, der Sproß starrer Feudalität, wurde der erste König der festländischen Demokratie, — nicht ein Bourgeoiskönig wie Louis Philippe, nicht ein Geschäftsmann und Spekulant wie der belgische Leopold, sondern ein Bürger, der König blieb, der von der Liebe des Volkes getragene, von der Verantwortlichkeit seines Berufes erfüllte Vertrauensmann der Nation. Er hat einen neuen Monarchentypus geschaffen, den Typus des Monarchen in einer veränderten Zeit. Der Mann, dem solches Schaffen gelang, war sicher nicht klein.

Wie es ihm gelang? Man müßte ein Jahrhundert preußischer Geschichte schreiben, um diese glückliche Fügung ausreichend zu erklären. Prinz Wilhelm von Preußen hat dieses Jahrhundert erlebt und er hat aus ihm gelernt, unermüdlich, bis zum letzten Wank ein bescheidener Schüler der

Geschichte. Er hatte Jammer und Schmach erlebt und daraus gelernt, daß man auch für die schwarzen Tage vorsorgen und im Glück einen Schatz von Vertrauen und Liebe ansammeln muß, der im Unglück dann die Hungernden stillt. Wie ein schwaches Regiment die Führung des Volkes verliert, hatte er gesehen, und wie ein unruhiges Irrlichteliren Verwirrung schafft, — und die Lehre gefunden: daß man aufsteigende Kräfte, wohltätige und schädliche, früh erkennen und rechtzeitig lenken muß, damit sie nicht später Den, der sie leiten sollte, in demütigende Willfährigkeit zwingen. Der Applaus und das Trugbild rascher Popularität lockte ihn nicht, der Jahre lang in geduldigem Schweigen den Torenhaß der roten Rotte von damals getragen hatte; er tat, auf welchen Posten er immer gestellt sein mochte, furchtlos und treu seine Pflicht, hoffte auf künftige Gerechtigkeit, nicht auf lärmende Gunst der Menge, und merkte früh, wie sänftiglich oft sich bald Das selbst fügt, was so wild und wüst erst begonnen hatte. Er hatte sich eingeschärft, daß es gefährlich ist, in die Flamme zu blasen, und daß ein im Rang hochgestellter Mann sich nie zu den kleinen Leidenschaften der Stunde erniedern darf. Als Soldat war er an Gehorsam gewöhnt — und wer gut gehorcht, wird auch gut befehlen —, aber auch an schnellen Entschluß, an sichere Führung und unbeirrte Erfüllung der Pflicht. Er pflegte später zu sagen, um Staatssachen habe er sich bis in sein reifes Mannesalter wenig bekümmert, sondern eigentlich nur gelernt, eine Infanteriedivision richtig zu führen. Zu rechter Zeit zeigte sich, daß diese militärische Drillung ihm

die beste Grundlage für eine Monarchenerziehung gab, eine sehr viel bessere als etwa ein dilettantisches Naschen von allen Schüsseln. Er war selbständig geworden in dieser Schule, kein jubelndes oder schmähendes Gebrüll focht ihn an, aber er hatte auch gelernt, daß man im Glied den Widerspruch unterdrücken und ohne Murren dem Kommando folgen muß. Die Ständeverfassung, der Gang nach Olmütz, Preußens Haltung im Krimkrieg und manches Andere war nicht nach seinem Sinn und die Kamarilla, die Gruppe der Ober-, Unter- und Flügelteufel nebst dem gerlachischen Anhang, mochte ihm nicht behagen. Aber er beugte sich dem Befehl, zwang die Bedenken nieder und stellte die Entscheidung Gott anheim. Denn er war von Herzen fromm, ein guter Christ und ein rechter Protestant; mit seinem Glauben, der ihm das Heiligste war, prunkte er nie, er war kein Mucker, kein Prahler und der Hang zur Propaganda war in ihm nie stark; das Verhältnis zu Gott war ihm eine allerpersönlichste Angelegenheit, in die kein Fremder hineinsehen durfte; aber dieses Gottvertrauen war das tägliche Brot seines Lebens, es gab ihm zum Vorgehen den Mut, die Kraft zur Entsagung und die Möglichkeit, seinem Wahlspruch zu folgen: Alles vergeben und nichts vergessen. Als er, wahrlich nicht leichten Herzens, die Regentschaft antrat, war eine seiner ersten Amtspflichten, ein Patent zu zeichnen, das dem Literaten Lindenberg einen Posten im Posenschen verlieh; der verrufene Mann hatte gegen den Prinzen von Preußen als ein gehässiger Verleumder gewühlt, aber der Regent kannte kein Zögern und

unterschrieb, ohne mit der Wimper zu zucken, die Bestallung. Als später tückische Mörder ihm nach dem Leben strebten, vernahm man aus seinem Munde kein hartes, kein zornig verdammendes Wort: er war nur ein Werkzeug in Gottes Hand, Gottes Hand würde ihn weislich hüten und führen. Dabei war ihm jeder Fatalismus ganz fremd. Es ist ein Irrtum, zu wähnen, er sei beinahe widerwillig zum Ruhm geschleppt worden. Die Heeresreform, ohne die Preußens Größe nicht zu denken ist, war sein eigenstes Werk; und daß er die nationale Aufgabe früh erkannte, beweist der Brief, den er im Frühjahr 1849 an den General Natzmer schrieb und in dem wir die Sätze finden: „Wer Deutschland regiren will, muß es sich erobern; à la Gagern geht es nun einmal nicht. Ob die Zeit zu dieser Einheit schon gekommen ist, weiß Gott allein. Daß Preußen bestimmt ist, an die Spitze von Deutschland zu kommen, liegt in unserer ganzen Geschichte — aber das Wann und das Wie? Darauf kommt es an.“ Als über das Wann und das Wie dann die Entscheidung gefallen war, stand er bereit und gerüstet. Der praktische Sinn für das Richtige hatte ihn sicher geleitet, die nüchterne Ruhe, die auch vor bitterer Wahrheit nicht erschreckt, hatte ihm schlimme Enttäuschung erspart und das wichtigste Herrschertalent, die Fähigkeit, Menschen zu unterscheiden, hatte ihm die besten Berater gewonnen. Der Mann, der mit sechzig Jahren, mit einer lückenhaften Bildung, zur Herrschaft gelangt war, hatte gut gehört, unermüdlich gearbeitet und Vieles gelernt; er folgte nur seiner gewissenhaft erwogenen

Überzeugung, aber er scheute selbst als Greis die Belehrung nicht und sein ganzes Mühen war darauf gerichtet, so viel Verständnis zu erwerben, daß er der Belehrung zugänglich war und sie an der rechten Quelle zu schöpfen wußte. Ihm, dem keine Spur von Olympierbewußtsein anhaftete, ward es leicht, vor bewährter Tüchtigkeit sich zu bescheiden, und Dankbarkeit war ihm ein Herzensbedürfnis. Er hat gewiß empfunden, daß die besten Diener, die stärksten, nicht die bequemsten sind, aber er nahm die Unbequemlichkeiten und Reibungen gern in den Kauf, denn der Beste war ihm für das Wohl des Ganzen, das er verwalten sollte, gerade gut genug und er hätte sichs nie verziehen, wenn er in empfindlicher Laune auf erprobte und treue Hilfe verzichtet hätte. So wurde er der providentielle Mann, der König, der für das gewandelte Preußenland nach trüber Gärung nötig war, — so konnte er Deutscher Kaiser werden.

Seine historische Bedeutung ragt weit über die deutschen Grenzen hinaus. Er hat, nach Iherings Wort, in einer Zeit, wo sich der Sinn der Völker mehr und mehr der Monarchie entfremdete, diese wieder zu Ehren gebracht und ihr einen neuen moralischen Halt und eine Kräftigung gewährt, die nicht nur die Kronenträger, nein, auch die Völker ringsum für immer zu seinen Schuldnern macht. Er hat gezeigt, daß man stark sein und doch still bleiben, fest im Ererbten beharren und der wechselnden Zeit sich doch anpassen kann, daß ein Herrscher, ohne zum Schattenkönig hinabzusinken, niemals persönlich hervorzutreten, nie für Unbeträchtliches

sein Ansehen einzusetzen braucht. In der harten Schule des Unglückes und straffer soldatischer Zucht hat er erfahren, daß auch von dem Höchsten das Volksbewußtsein, das man nicht mit Öffentlichen Meinungen verwechseln darf, Achtung und Beachtung heischt und daß Vertrauen nicht durch lockende Worte, wie ein verliebtes Mädchen vom hitzigen Knaben, erworben wird. Drei große Kriege hat er zu siegreichem Ende geführt; aber er wäre, als das Volk ihn und er das Volk erst erkannt hatte, auch an der Spitze eines geschlagenen Heeres der geliebte König geblieben.

In der Verworrenheit einer trübsälig unfruchtbaren Zeit kann das Bild des leisen und doch so mächtigen Werbers für den köstlichsten Lebensinhalt der Monarchie Völker und Fürsten mahnend daran erinnern, daß ihrem Glück unter jedem Himmel die Bürgschaft der Dauer fehlt, wenn sie nicht sicher sind, ohne gerechten Vorwurf fürchten zu müssen, eines dräuenden Unglücks Einbruch aufrecht zu bestehen.

BISMARCK.

Seit neun Monaten war es gewiß, wars bei jeder Frage nach dem geliebten Fürsten im bangen Blick des Arztes zu lesen, dessen sorgendes Auge an einem dunklen Oktobermorgen die erste Spur des neuen Leidens erkannt und nicht eine Sekunde sich scheu der schrecklichen Gewißheit verschlossen hatte, die Tage Otto Bismarcks seien gezählt. Im Fuß der Rieseneiche, deren unverwelklich grüne Greisenkrone kein Sturm zu brechen vermochte, nagte und bohrte geschäftig der leise Wurm; und die Liebe mußte der lange genährten Hoffnung entsagen, den Ragenden werde eines Tages ein Streich aus der Fülle der Lebenskraft reißen, ein dem Blitz jäh folgender Donnerschlag mit gewaltigem Wurf entwurzelt zu Boden schmettern. So hatten wirs uns erhofft, hatten wirs ihm gewünscht; und der Gedanke an ein langsames Absterben, ein leidvolles Verwittern so starker Herrlichkeit war fast furchtbarer noch als die Gewißheit des nahen Scheidens: Auch in diesen Gedanken mußten wir uns nun schicken. Wochen konnten, Monate vielleicht vergehen, bis die stille Tücke des unüberwindlichen Nagers an der Reckengestalt ihr Zerstörungwerk vollbracht, den letzten Lebenssaft ihr

vergiftet hatte. Noch stand der Stamm aufrecht in alter Pracht, der so oft Gewittern getrotzt, in Stürmen so oft, im Innersten unbewegt, sacht nur die hohen Wipfel geschüttelt hatte, und staunend sah der Betrachter das stolze, junge Prometheuslächeln, das kein Blitz und kein Donner je verscheuchen konnte. Nur Wenige wußten, daß es zu Ende ging, und des treuen Arztes Freundessorge war bemüht, dem Leidenden und den ihm Nächsten so lange wie möglich das Schreckbild der Wahrheit zu verhüllen und ein Sterben bei offenen Türen zu hindern, — das Sterben vor den Augen einer lauernden, nach Sensationen langenden Menge, die jede Phase des Todeskampfes neugierig verfolgt, jedes Sinken der Kraft emsig notirt hätte. Mancher helle Tag brach noch an und erfüllte die Wissenden selbst wieder mit neuer Hoffnung. Wer den großartigen Ausbrüchen der politischen Leidenschaft des in den Rollstuhl Gebannten lauschte, wer auch von fern nur vernahm, mit welchem Eifer der Leidende den Tagesvorgängen folgte, wie glänzend abends namentlich noch seine Rede war, wie unangetastet die prachtvolle Plastik seiner Darstellung, wie die Sicherheit des Diplomatenblickes und die unbeirrbare Erkenntnis des in jeder Stunde Notwendigen ihm geblieben war, Der konnte, konnte nicht glauben, so schnell schon werde für immer die schwarze Nacht hereinbrechen. Wenn dieses Auge im alten Feuer aufflammte, diese feine, in der Gedankenfülle stockende Stimme von den Entwickelungmöglichkeiten der deutschen Geschichte, von den bis zum Unheilsjahr 1890 ungeahnten Erfolgen der russi-

schen Politik und von den weiter vielleicht, als die Kurzsichtigkeit sichs jetzt träumt, reichenden Wirkungen des häßlichen lippischen Handels sprach, das Kleinste in historische Zusammenhänge einreihte und die winzigste Alltagserscheinung mit dem schlanken Finger in die richtige Perspektive rückte, dann wich die Vorstellung, hier rede ein nahem Tode Geweihter. Man glaubt so leicht, was man gern glauben möchte. Und wer sollte sich vermessen, zu sagen, wann diese über der Menschheit Grenzen hinausgereckte Natur völlig erschöpft, ihre letzte Kraftquelle versickert sein würde? Der Gott, der im märkischen Sande den Genius weckte, konnte auch an dem Greis noch ein Wunder wirken. Doch immer wieder brachte ein leise nur andeutendes Wort des Arztes die aufglimmende Hoffnung zum Verlöschen. Die letzte Leidenswoche kam, die Verfallszeichen mehrten sich und die bebend der Qual Zuschauenden fürchteten, hofften, die nächste Stunde müsse Erlösung bringen. Wie das erwartete Wunder wurde es begrüßt, als der schon verloren Geglaubte am Abend des achtundzwanzigsten Julitages plötzlich auf dem gewohnten Platz am Familientisch saß, mit dem Behagen des Gesundenden zum ersten Mal wieder seinen Lieblingchampagner, den mit der weißen Kapsel, trank, leichte Speisen aß, fünf Pfeifen rauchte und, nachdem er Stunden lang in alter Anmut geplaudert hatte, auf Schweningers Mahnung, nun wieder ins Bett zu gehen, die heitere Antwort fand: „Schon? Das ist aber grausam!“ In den Mienen seiner Kinder las er das Glück froher Hoffnung, die

sich ihm selbst um so sicherer mitteilen mußte, als der Arzt, der ihn in keiner kritischen Stunde je verließ, jetzt, um den durch seine kluge Kunst erreichten psychischen Eindruck zu vertiefen, für anderthalb Tage von Friedrichsruh schied. Der Erfolg dieses Abends war der letzte Lohn eines fast zwei Jahrzehnte währenden, zu jedem Opfer bereiten Mühens, das kein Dank, keine amtliche Ehrung bezahlen kann, das nur hingebende Liebe zu leisten vermag... Ich sah Schweninger, wie er am dreißigsten Juli nachmittags totenblaß dem Eisenbahnwagen entstieg, die Depeschen in der Hand, die ihn an das Lager seines Fürsten riefen. Er war neun Tage und Nächte nicht aus den Kleidern gekommen und hatte in der Erschöpfung den Frühzug versäumt. Ohne des strömenden Regens zu achten, jagten wir auf den Bahnhof, — umsonst: auch mit einem Extrazug war das Ziel seines Sehnens nicht um eine Sekunde früher zu erreichen. Wir saßen im leeren Wartesaal und sprachen von ihm. Vielleicht hatte die nervöse Sorge der Angehörigen die Gefahr übertrieben, vielleicht war es wieder nur ein Anfall der Krankenbettschwäche, war Rettung noch einmal möglich. Im Auge des Anderen las der Sprecher, daß er kein Wort davon glaubte. Die Minuten schlichen dahin, als wolle der müde Chronos gerade jetzt, gerade hier säumig werden. Endlich war es so weit. Ein Händedruck, — und Beide wußten: es ist aus... Und dennoch, trotz aller Vorbereitung in Wochen und Monaten: als nachts dann die Trauerkunde kam, der Weckruf schrill durch das Sturmgebraus klang, da war es wie ein unerwartet aus

heiterer Höhe niederfahrender Streich, da schien es undenkbar und war doch wehe Gewißheit: der Großes groß empfindenden Menschheit war der Fürst für immer geraubt.

„Trost gibt es nicht," hatte Schweninger geschrieben. Aber die letzten Nachtstunden mußten überstanden werden. So griff ich nach dem größten Beruhiger und schrieb auf das Kalenderblatt des entwichenen Tages aus Goethes Epilog zu Schillers Glocke die Strophe:

Da hör' ich schreckhaft mitternächtiges Läuten,
Das dumpf und schwer die Trauertöne schwellt.
Ist's möglich? Soll es unsern Freund bedeuten,
An den sich jeder Wunsch geklammert hält?
Den Liebenswürdigen soll der Tod erbeuten?
Ach! Wie verwirrt solch ein Verlust die Welt!
Ach! Was zerstört ein solcher Riß den Seinen!
Nun weint die Welt. Und sollten wir nicht weinen?

Und, in Erinnerung an den Freund, dessen Arm den Leidenden so lange gehalten hatte, in dessen Arm er nun verschieden war:

Ihr kanntet ihn, wie er mit Riesenschritte
Den Kreis des Wollens, des Vollbringens maß,
Durch Zeit und Land, der Völker Sinn und Sitte,
Das dunkle Buch mit heiterm Blicke las;
Doch wie er, atemlos, in unsrer Mitte
In Leiden bangte, kümmerlich genas,
Das haben wir in traurig schönen Jahren,
Denn er war unser, leidend miterfahren.

Und endlich die letzte, tröstende Strophe:

So bleibt er uns, der vor so manchen Jahren —
Schon zehn sind's fast! — von uns sich weggekehrt!
Wir haben Alle segenreich erfahren,
Die Welt verdank' ihm, was er sie gelehrt;
Schon längst verbreitet sich's in ganze Scharen,
Das Eigenste, was ihm allein gehört.
Er glänzt uns vor, wie ein Komet entschwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.

Der Arzt, der nur die letzten Minuten des Geliebten noch erleichtern konnte, war im ersten Schmerz ungerecht: es gibt einen Trost. Der Fürst — es gab für uns stets nur den einen — hat viel gelitten, aber er hat einen guten Tod gehabt, den Tod, den er selbst sich wünschte. Wenn das Licht dieser Seele, wie über einem nicht mehr getränktem Docht ein müdes Flämmchen, sacht erloschen wäre, dieses gewaltsame Herz von Woche zu Woche kraftloser gepocht und dem entsetzten Blick sich das Bild eines geistig verfallenden Bismarck geboten hätte! .. Das hatten die Freunde gefürchtet; und dieses Furchtbarste blieb ihnen, blieb ihm durch die Gnade des Schicksals erspart. Er hatte seit Jahren davon gesprochen. Ihm lag nichts mehr am Leben, er fühlte sich in der erzwungenen Untätigkeit überflüssig, einen Gefangenen, wehrte jeden Widerspruch ab und pflegte schon vor Jahren zu sagen, nur die Rücksicht auf seine Frau, der er nicht wegsterben möchte, fessele ihn noch an das Dasein, das ihm keine freundliche Gewohnheit mehr war. Als im Herbst 1894 auch die

äußerlich stille, im Innersten aber leidenschaftliche, nur mit ihm und für ihn empfindende Hausfrau von seiner Seite gerissen war, kamen die trüben Stimmungen, die Sehnsuchtseufzer nach dem Tode noch öfter; er murrte, leise manchmal und manchmal auch laut, gegen die ärztliche Mahnung, die ihn erhalten wollte, und meinte, er habe „hier unten ja nichts mehr zu suchen und zu finden“. „Ich bin alt und verbraucht: Das ist meine Krankheit; und dagegen gibts nur ein Mittel, das ich mir täglich wünsche.“ Jedes Versagen der Gedächtniskraft, das selbst an dem Jüngsten nicht auffällig gewesen wäre, stimmte ihn zu solchen Sentenzen; und immer kehrte die Angst wieder, elendiglich zum „Jammermann“ zu vergreifen. Wenn beim Aufstehen aus dem Lehnstuhl einmal die Beine „nicht wollten“ oder die quälenden Gesichtsschmerzen ihn zwangen, eine seidene oder wollene Mütze über den mächtigen Schädel zu ziehen, bis über die weißen, buschigen Brauen, hart an die mädchenhaft zarte Haut der feinen, wachsbleichen Ohren, dann sagte er lächelnd: „Ja, — auf dem Dache sitzt ein Greis, der sich nicht zu helfen weiß“. Und die Hörer konnten noch so lebhaft protestiren, konnten, aus ehrlicher Überzeugung, versichern, in seinem Wesen sei keine Greisenspur sichtbar: es half nicht. Er litt am Leben, litt unsäglich unter dem Bewußtsein, daß seinem rastlos arbeitenden Geist die Körperkräfte entglitten, seinem stürmischen Temperament die Ausdrucksmittel zu welken begannen. Wie hätte er, der sich so genau beobachtete und kontrolirte, erst gelitten, wenn er geistig hilflos geworden

und verdammt gewesen wäre, das Absterben der Sinne immer deutlicher zu spüren! Ist es nicht ein Trost, daß er bis in die letzten Lebensstunden gut sah und hörte, die ganze Macht seiner unvergleichlichen Intuition sich bewahrte und in ungetrübter Klarheit des Geistes den oft gerufenen Erlöser heranschleichen fühlte? . . . Und ein zweiter Trost ists, daß er scheidend nur die Treusten um sich sah, nur gute Gesichter, nur echte Tränen. Keine Heuchlerzähre, kein Klageruf eines schlechten Gewissens, keine Komoediantengrimasse hat, so lange er atmete, das Sterbezimmer des Mannes entweiht, dem nichts so widrig war wie die Tünche der Heuchelei, der aus seinem Hörbereich nichts so entschieden verbannte wie das leere Pathos lärmender Prologe und Nekrologe. Der Lebende konnte sich solchen „Huldigungen“ nicht immer entziehen; dem Sterbenden wurden sie fern gehalten. Und Die gerade, die am Besten um ihn trauerten, atmeten erleichtert auf, da, ohne Feiertagskomoedie, der Sarg geschlossen und verlötet war. Nun mochte das Unvermeidliche Ereignis werden, mochten Alle, die ihn gekränkt, geschmäht und im Lebensnerv verwundet hatten, ihre Trauerchoräle und Patriotenhymnen anstimmen: er sah sie, sie sahen ihn nicht mehr. Einfach lag der stets Einfache in den letzten Kissen; und einfach wird, die Feier sein, wenn der Leib in den geliebten Boden des Sachsenwaldes versenkt wird.

Es war im Jahr 1894, nach dem Januartag, der Bismarck im berliner Schloß gesehen und, wie Gläubige lange

behaupteten, den Abschluß einer „Versöhnung“ gebracht hatte. Der Fürst durfte damals selbst bei kühlem Wetter noch im Freien Gespräche führen und lud Gäste, deren Art ihm nicht unbehaglich war, gern in den Wagen, in dem Patzke, der sichere, in Wald und Feld heimische Kutscher, ihn vor der Hauptmahlzeit täglich ein paar Stunden herumfuhr. Allerlei Geschichtenträgereien, allerlei Versuche, die Beziehungen des wieder Begnadeten zu Hof und Regirung zu entstellen, hatten ihn erst geärgert und später zu ironischer Heiterkeit gestimmt. Auf dem Heimweg wurde er still und ließ dicht vor dem Herrenhaus halten. Er wies mit der Krücke des Stockes auf einen Hügel gegenüber dem Hause, das man töricht ein Schloß genannt hat und sagte: „Da, denke ich, werde ich mich einmal mit meiner Frau begraben lassen. Ich hatte auch an Schönhausen gedacht; aber hier ists wohl paßlicher, denn in Schönhausen bin ich doch eigentlich schon lange ein Fremder“. Der Gast hatte zu schweigen. Abends, als die altfränkische Öllampe freundlich brannte und die kränkelnde Fürstin auf ihrem Sofa, neben Lenbachs Meisterbild des alten Kaisers, eingenickt war, schlug der Sinnende wieder das Thema an, verarbeitete es nach seiner Weise und schien sich in humoristischer Ausmalung des feierlichen Lärmes, der nach seinem Tode losbrechen würde, nicht genug tun zu können. Frau Johanna schrak auf und rief ganz ärgerlich: „Aber, Ottochen, wie kannst Du nur so traurige Sachen reden!“ „Liebes Kind“, war die Antwort, „gestorben muß einmal sein, trotz Schweninger, und ich will

wenigstens rechtzeitig dafür sorgen, daß mit meinem Leichnam kein Unfug getrieben wird. Ich möchte nicht, wie die Berliner sagen, eine schöne Leiche sein; und eine von der bekannten Aufrichtigkeit, die heimlich ‚Uff!‘ macht, inszenirte Trauerkomoedie, so zwischen Vogelwiese und Prozession, wäre so ziemlich das Einzige, was mich noch schrekken könnte.“ Die Freunde des Hauses wissen, wie oft der Große dann später noch diesen Gedanken ausgesprochen und mit der ihm allein eigenen graziösen Laune beleuchtet hat.

Es war noch aufrecht, als ich zum ersten Mal seines Lebens Linie nachzuzeichnen versuchte. Hier ist, was ich damals schrieb.

Vier Wochen nach Napoleons Rückkehr von Elba wird in Schönhausen an der Elbe dem Rittmeister a. D. Ferdinand von Bismarck von seiner klugen und schönen Frau, der schlicht bürgerlich geborenen Wilhelmine Luise Mencken, ein gesunder Knabe geschenkt. Der kleine Otto lernt, was ein Junkerlein damals eben zu lernen pflegte; und da eine frühe Neigung ihn bald zur Geographie treibt, entsteht auch frühzeitig das erste Erstaunen in dem Kindergehirn; neununddreißig verschiedene Landesgrenzen zeigt ihm die Karte von Deutschland, die er mit hitzigem Knabeneifer immer wieder studirt. Die bunten Farben verwischen sich, als der Siebenzehnjährige vom berliner Grauen Kloster nach Göttingen kommt, aus der Beschränktheit des Pennälertumes in die schrankenlose Freiheit der Universitas literarum, vom engen

Gymnasialzwang altberlinischen Stils in die helle und luftige Welt blanker Schläger und bunter Mützen. Junker Otto wird ein fideler Bursche, raucht, rauft, zecht und randalirt und vergißt darüber doch das Arbeiten nicht völlig; die Historie lockt ihn jetzt, deren Wunderland ihm der alte Heeren erschließt, und bei Hugo und später in Berlin bei Savigny lernt er, wie das Recht in die Welt kam und wie es im Wechsel der Zeiten sich wandeln mußte. Weil er niemals nur ein Corpsbursche war, kann er nachher auch nicht, als er in den Verwaltungdienst tritt, ins seichte Philistertum versinken. Er arbeitet in Berlin, Aachen, Potsdam, aber er fühlt in der dumpfen Luft der Schreibstube sich nicht lange heimisch, er merkt rasch, daß zum Bureaukraten, der die Persönlichkeit abtun und, selbst eine Nummer, schematisch die Aktennummern erledigen muß, nicht das Zeug in ihm steckt, und kehrt zu den väterlichen Gefilden zurück. Die Epoche beginnt, die er mit leisem Spott einst die Zeit seiner agrarischen Unwissenheit genannt und die doch vielleicht seiner im goethischen Sinne natürlichen Weltanschauung die feste Grundmauer errichtet hat; in der pommerschen Monotonie fand der tolle Junker vom Kniephof das innige Verhältnis zu einer weislich waltenden Vorsehung und das sichere Gefühl für die Bedürfnisse des in den einfachsten Lebensbedingungen sich regenden Menschen. Ein guter Wirt, ein getreuer Haushalter und bei aller wilden Vergnüglichkeit doch eine ernste und Ernstes inbrünstig suchende Natur: so steht er, namentlich in den Briefen an die Schwester Mal-

wine, vor unserem Blick. Diese Natur blieb still und stumm, so lange sie im selbstgeschaffenen Pflichtenkreis frei sich ausleben durfte; sie mußte in dem Augenblick vulkanisch losbrechen, wo eine fremde und feindliche Weltanschauung sich in ihr Gesichtsfeld drängte. Ohne das Erstarken des liberalen Ideals wäre Bismarck vielleicht nur einer von vielen Vertretern des alten und befestigten Grundbesitzes im preußischen Herrenhause geworden, obwohl er, wie Sybel (leider erst spät) erkannt hat, der geborene Staatsmann und Politiker ist; er bedurfte immer der Reibung, des Anstoßes von außen, um sich „tanti“ zu fühlen, um ganz er selbst sein zu können, mit den flackernden Funken einer genialischen Persönlichkeit. Erst der revolutionäre Sturm stöberte den Landjunker aus seiner Verschlossenheit auf, erst das instinktive Gefühl, dem organischen Wachsen und Werden des geliebten Preußenlandes könnten ernste Gefahren drohen, trieb ihn in die Öffentlichkeit. Er hätte sich ohne großen Gegenstand gewiß niemals geregt; jetzt schien der große Gegenstand ihm gegeben und die Aufgabe gestellt: Preußen vor weither geholten und in der Mark nicht erprobten Erziehungsrezepten zu schützen, — und nun gab es für ihn kein Halten mehr. Der unruhig nach Stützen umhertastende Schwarmgeist Friedrich Wilhelms des Vierten wittert in dem Manne, der von den Gerlach, Manteuffel, Brandenburg, Radowitz und Genossen so grundverschieden geartet ist, den möglichen Retter; er sieht, wie Bismarck später gern sagte, in ihm ein Ei, aus dem die Hitze des königlichen Willens einen Minister aus-

brüten könnte. Aber die Zeit ist noch nicht erfüllt. Der ganz und gar nicht ehrgeizige Märker entkommt ungefährdet nach Frankfurt, nach Petersburg und Paris; er übt, wie der junge General Bonaparte, ohne die Absicht merken zu lassen, auf die Entschließungen der Vorgesetzten den entscheidenden Einfluß, aber er bleibt hinter den Coulissen und tritt erst ins grelle Rampenlicht, als in Preußen das Militärdrama zum gefährlichen Abschluß neigt und die Furcht wach werden läßt, der Machtkonflikt könne die Monarchie an ihrer Wurzel bedrohen. Hier setzt der wild aufgewachsene Autodidakt ein, — mit dem ganz bestimmten Programm: unbeirrt von anderer Rücksicht den besonderen Zweck des preußischen Staates zu fördern und erbarmunglos jeden Trieb auszujäten, der diesem besonderen Zweck schädlich werden könnte, und von dem ganz bestimmten Empfinden geleitet, daß die politische Kunst im Wesentlichen nur richtig angewandte Kenntnis der Geschichte ist und daß den großen Politiker die Fähigkeit macht, in jedem Augenblick die Grenzen des Erreichbaren deutlich zu erkennen. Er gewinnt das waghalsige Spiel. Und da er die Grenzen des Erreichbaren weiter gerückt sieht, kehrt ihm auch das erste Staunen des über die Landkarte gebeugten Knaben zurück, der Kindertraum von der deutschen Einheit dämmert wieder auf, — und der stockpreußische Junker aus dem Vereinigten Landtag wird zum Exponenten der liberalen Jugendbegeisterung. Der Schüler Heerens schafft als Praktiker eine neue Geographie von Europa, der Hörer Savignys bereitet einer neuen Rechtsgeschichte

den Boden. Den Starken, der so lange gegen den Strom schwamm, faßt und trägt nun die Woge, den erst Verlachten und dann Verlästerten umheult ein vielhunderttausendstimmiger Jubel. So ist es geblieben bis auf diesen Tag, trotz Ungnade, Ächtung und „Versöhnung“, avant et après la bouteille. Wenn man zurückblickt auf das im letzten Lustrum Erlebte, auf die fast ununterbrochene Reihe beinahe schon allzu geräuschvoller Huldigungen, dann muß man, um in der deutschen Geschichte dafür ein Beispiel zu finden, des Meisters Martin gedenken, von dem Wilhelm Scherer sagen durfte: „So lange Luther lebte, war er der Mittelpunkt Deutschlands; nach Wittenberg strömten die Schüler von allen Gegenden her, in denen man Deutsch sprach, und erfüllten die Welt mit dem reformatorischen Geiste“. Aber Luthers Werk war noch nicht vollendet, er war noch ein Kämpfender; und dem Kämpfer für neue Wahrheit drängt immer die Jugend zu. Die nationale Politik Bismarcks ist zum Abschluß gelangt; seit einem Vierteljahrhundert hat er sein saturirtes Volk stets zur Ruhe gemahnt; seit fünf Jahren war auf fast allen Gebieten sein Leitwort: Quieta non movere; er selbst ist, nach Goethes weisem Greisenrat, in einem gewissen Lebensalter mit Bewußtsein auf einer bestimmten Anschauungstufe stehen geblieben und hält neue Wünsche und Forderungen sich vorsichtig vom Leibe; reformatorische Verkündungen werden die Wallfahrer in Friedrichsruh von ihm nicht vernehmen und den Mann, der den grauen Mantel, den blinkenden Küraß und den goldenen Pallasch des Kaisers trägt, kann auch

die Böswilligkeit nicht mehr für einen grimmen Frondeur halten. Und dennoch hat er nicht nur, wie Luther, die Sprudeljugend: er hat sie Alle. Junge und Alte, Männer und Frauen, Freunde und Feinde; Keiner kommt an dem achtzigjährigen, machtlosen Manne vorbei, ohne in Liebe oder in Haß ihm den Tribut zu bezahlen. Wodurch hat er dieses größte unter allen von ihm gewirkten Wundern erreicht? Wie kommt es, daß eine von neuen Gedanken und neuem Sehnen erfüllte Welt für eine Weile still zu stehen scheint, um dem Wort des in der napoleonischen Zeit Gezeugten zu lauschen, dessen Vollbringen doch der Vergangenheit angehört und dessen Rede mit dem Anspruch dieser gewandelten Welt so oft hart zusammenstößt?

... Wenn ich zurückdenke, wie ich selbst ihn lieben lernte, erst von fern und später in der Nähe, dann scheint die Antwort mir nicht gar so schwer. Er ist einfach, — und die kleinen Menschen von heute sind fast sämmtlich ganz abscheulich komplizirt; er ist organisch aus einer gesunden Wurzel erwachsen, in gerader Linie, — und heute herrscht das Gewimmel der künstlich Gepfropften und der Deklassirten; er gibt nie Etwas von sich, das er vorher nicht wirklich besessen hat, keinen Gedanken, den er nicht bis ans Ende gedacht, kein Wort, das er nicht empfunden oder als für das Empfinden der Hörer nötig erkannt hat, — und heute zahlen die Vielzuvielen mit fettiger Scheidemünze und abgegriffenen Kassenscheinen aus aller Herren Ländern; er ist stark und doch fein, — und ringsum sieht der Blick heute nur schnei-

dige Brutalität oder zimperliche Neurasthenie. Und weil er einfach ist, organisch geworden, geradlinig, geistig immer solvent wie nur je ein echter Prinz aus Genieland, weil er nie den festen Boden unter den Füßen verliert und weil der merkwürdigen Mischung eines heißen Temperamentes und einer fast verzärtelt empfindlichen Seele doch nie unheimlich brodelnde Blasen entsteigen: deshalb gewährt er einer gährenden Zeit das Gefühl wohliger Sicherheit, deshalb ist er ein in seinem Wert deutlich bestimmter Faktor und deshalb wünscht Mancher sogar, der öffentlich mit ihm hadert, insgeheim ihm doch noch ein langes Leben. Sein bloßes Dasein schon wirkt beruhigend, wie den Mut der Schiffsmannschaft und die Zuversicht der Passagiere die Gewißheit stählt, daß für den Notfall der alte Kapitän in der Kajüte sitzt, der mit Wind und Wetter Bescheid weiß und bei dem es keine Kursschwankungen und keine gefährlich raschen Impulse zu fürchten gibt. Braucht man noch ausdrücklich daran zu erinnern, daß das Ansehen eines solchen Kapitäns und das Vertrauen in seine untrügliche Weisheit dann gerade am Höchsten steigt, wenn er das „Fehlermachen“ Anderen überlassen durfte und vom eigenen Können lange schon keine Probe mehr abzulegen brauchte? Otto Bismarck ist ein viel zu nüchterner Rechner, um nicht ganz genau zu wissen, daß die reine — auch durch den unklugen, aber für den zu Kränkenden ehrenvollen Beschluß einer Reichstagsmehrheit kaum ernstlich getrübte — Polyphonie der Geburtstagschöre nur möglich wurde, weil sie einem Entamteten angestimmt werden,

an den die Hoffnung jeden, die Furcht keinen Anspruch mehr hat. Er hat immer das Talent besessen, Glück zu haben, immer zu den geliebten Gotteskindern gehört, denen alle Dinge zum Guten gedeihen. Nie warb er vergebens um Liebe, nie starb oder verdarb ihm ein Kind; und als die herzensgütige und bei aller Derbheit der Formen tiefinnerlich adelige Frau, mit der ihm die schwere Eheprobe so herrlich gelungen war, endlich, nach langem Siechtum, zur Rüste ging, da war es kein wehes Sterben, kein jäher Riß eines schmerzlich umklammerten Bandes, sondern ein stiller, mählich auf leisen Sohlen einherschlürfender Tod, dessen Nahen die friedsam in frohe Hoffnung Gebettete gar nicht ahnte. Dem Günstling des Glückes, den ein hohes geistiges Sehnen doch selten nur zu behaglichem Glücksgefühl kommen ließ, ist auch die Entlassung zum Guten gediehen; den nationalen Politiker traf sie hart, aber dem Menschen wurde sie nützlich; er sah Manches in anderer Beleuchtung, als er von der Bühne in die Proszeniumsloge gestiegen war, und er selbst wurde anders gesehen, seit der Kreis seines Verkehres sich weitete und die Boetticher, Rottenburg, Holstein und Genossen nicht mehr seine Schwelle sperrten. Napoleon hat die Wandlung in anderer Folge erlebt; aber wie der in Malmaison für jeden Landsmann erreichbare Erste Konsul uns menschlich näher ist als der fette Imperator im Prunkpalast, so wird auch kommenden Geschlechtern der Gutsherr von Friedrichsruh und Varzin den „eisernen“ Kanzler der Wilhelmstraße verdrängen. Unsere demokratische Zeit erträgt große Männer

nicht gern; sie erträgt sie eben, spürt aber stets nach den kleinlichen Malen der Menschlichkeit und ist entzückt, wenn sie an den unbequem Großen Etwas von der gemeinen Art des zweizinkigen Gabeltieres entdecken kann. Daher die unersättliche Gier nach Kammerdiener-Indiskretionen, daher die Verweichlichung und Verzimperlichung der ragenden Reckengestalt Bismarcks, die rührsamen Tränen, die immer wieder aus einer alten Schwäche seiner Augen herausdestillirt werden; daher der rasche Massenerfolg der allerliebsten Philisterbilder des munteren Zeichners Allers, daher der Wunsch, den grausen Oger von früher nun in den behaglich schmatzenden Wolf aus dem Kindermärchen umzufälschen.

Wo ich nur konnte, habe ich nachgeforscht, ob Bismarck sich als Privatmann verändert habe. Kurd von Schloezer, der sein Lob ganze Stunden hindurch singen konnte, sagte mir immer wieder: „Nein, er ist noch heute genau so, wie ich ihn in Petersburg kannte, im Verkehr mit Kaisern und Königen ganz der selbe Mann wie in der Unterhaltung mit einem Spazirgänger, dessen Namen und Stand er nicht kennt". Dieses Urteil hat Ernst Schweninger, der ihn ganz sicher am Besten liebt, mir oft bestätigt; und Franz von Lenbach hat dann mit funkelnden Blick hinzugefügt: „Der? Der lebt ja in einer ganz anderen Welt. Den beirrt gar nichts und wir Alle zusammen kribbeln nur so durch seine Visionen hin". Ich glaube, sie haben Recht; nur in schlechten Theaterstücken habe ichs, ungläubig, erlebt, daß nach dem Szenenwechsel auch die Charaktere sich wandelten; der Schreiber der Briefe an „die

Arnimen", an Polte Gerlach und John Lothrop Motley, der Tischnachbar der schönen Eugenie, der Zauberer der Wilhelmstraße, der Verbannte und der vom Winter ungnädigen Mißvergnügens scheinbar Befreite: sie Alle dünken mich eine Person, eine in ihrer Einheitlichkeit starke Individualität, die im Erleben reifte, deren Prägung aber stets unverändert blieb.

Man muß in Berlin, in der säuerlich scharfen Atmosphäre verspäteter Achtundvierziger, aufgewachsen sein, um ganz begreifen zu können, was wir Jungen, noch lange nach dem großen Krieg, uns unter diesem Bismarck so ungefähr vorstellten. Ein Wärwolf ist dagegen ein zierliches, liebenswürdiges Geschöpf. Alles Unglück, so lehrte man uns Tag vor Tag und so stand es ja auch in den Zeitungen, die altkluge Neugier beschnüffelte, kommt eigentlich von Bismarck, dessen ganzes Lebenswerk auf schnöde Gewalttat, auf frivole Rechtsverletzung und frechen Eidbruch gegründet ist, der das arme Volk aussaugt und schindet, an neuen Steuern ein Hundert-Millionen-Projekt nach dem anderen entwirft, nur zu seinem Privatvergnügen und um den fürchterlichen Moloch des Militarismus zu füttern. Er selbst wurde von den freundlichsten Beurteilern etwa so geschildert, wie er im Börsenepos Zolas abgemalt ist: „Un colosse, vêtu d'un uniforme blanc, éclatant et superbe, riant d'un rire large, les yeux gros, le nez fort, avec une mâchoire puissante que barraient des moustaches de conquérant barbare". Auch der an einer anderen Stelle von Zola gewählte Vergleich mit einer treuen Dogge fehlte schon damals nicht; nur pflegten die berliner

Epiker die Bissigkeit mit viel härterem Nachdruck als die Treue des Tieres zu betonen. Keine Spur von klug nachspähender Psychologie; man folgerte nach übel apriorischer Sitte: So ist er und so mußte er deshalb handeln, aus solchen Beweggründen; statt zu fragen: „Wie ist er, der so gehandelt hat?“ und aus seinem Handeln und Unterlassen ihn dann zu erklären und zu beurteilen. Dahinter kam man ja allgemach, als man älter wurde; aber das Innerlichste der Persönlichkeit blieb Einem doch fern und fremd. Der Mann war zu weit, zu groß, und da in der Nähe Alles ihn nur bäuchlings bestaunte, war auch von den in die Intimität Zugelassenen nichts Rechtes zu erfahren. Er hatte unzählige détracteurs und manchen Béranger gefunden, aber noch keinen Taine, der den Riesen uns klinisch erklärte.

Als wärs gestern gewesen, so genau weiß ich noch, wie mir zu Mut war, als ich zum ersten Male nach Friedrichsruh fuhr. Die Befangenheit war natürlich; ihr gesellte sich aber noch ein banges Zittern vor dem möglichen Verlust einer Illusion; es gibt gar so viele berühmte Männer, die bei näherer Bekanntschaft enttäuschen. Und nun — zu meinem Entsetzen war ich von der Bahn direkt ins Eßzimmer geleitet worden —, nun erhob sich im hellen Schneelicht schwer eine mächtige Gestalt und eine hohe und höfliche Stimme bot gütigen Gruß. Alles an dem Manne ist schön: das gewaltige Auge, die fast mädchenhafte Zartheit der Haut, die den mächtigen Schädel umspannt, die schlanke und frische Hand, die nicht einem Greis, sondern einem soignirten

Diplomaten von fünfzig Jahren anzugehören scheint. Er wirkt in dem langen schwarzen Rock, mit dem altväterischen Halstuch, wie ein aus der Goethezeit Zurückgebliebener, der in heiterer Ruhe auf das wirre Treiben ringsum schaut. In der Uniform erscheint er massiger, mythischer, möchte ich sagen; aber von seiner feinen Besonderheit nimmt sie doch Einiges hinweg. Er ist kein Kavallerist wie andere Kavalleristen, ist, trotz Küraß und Ehrenpallasch, im Grunde gar kein Soldat; er erzählte selbst einmal, daß er es nie dahin gebracht habe, bei wichtigen Anlässen nach der Vorschrift adjustirt zu sein, und als der Oberste Kriegsherr im Schloss seinen Generalobersten empfing, da merkte Der viel zu spät, daß er die Achselstücke vergessen habe. Das künstlerische, das tief poetische Element in Bismarcks Natur, das Lenbachs rastlos erneuter Eifer so meisterhaft nachgefühlt hat, ist durch die Uniform vielleicht dem Blick der Betrachter verhüllt worden. Mir trat es bei der ersten Begegnung gleich plastisch entgegen und ich begriff sofort, warum diese Erscheinung oft so falsch und so töricht beurteilt worden ist. Die Synthese fehlte, die Einsicht in das Wesen des Genies, das immer naiv ist und niemals aus komplizirter Berechnung heraus seine Pläne spinnt. Man hat Bismarck zu einem Fabelwesen von ungeheuerlicher Intelligenz und nahezu zarathustrischer Moralinlosigkeit gemacht, zu einem Manne, der Alles weiß und schlau Alles erwägt, der in der Wahl der Mittel aber niemals bedenklich ist. So sieht der Genius durch die Brille der Mittelmäßigkeit aus, der temperamentlosen, kurz-

sichtigen, spekulativen; so sieht auch der einseitig nach der Verstandesschärfe Gebildete den genialen Menschen: so sah Börne einst Goethe. Ein Stückchen, und wärs nur das winzigste, von einem Künstler muß in Jedem lebendig sein, der menschliche Größe ermessen will. Wenn man Bismarck in seinem Treffen und Fehlen nicht als eine naiv aus dem Instinkt heraus schaffende Persönlichkeit gelten läßt, wird man zu den abenteuerlichsten Irrtümern gelangen. Sybel hat ihn dem Themistokles verglichen, an dem Thukydides die Fähigkeit rühmt, durch die Macht seiner Natur in kurzem Nachdenken sofort das für den Augenblick Erforderliche zu finden. Vielleicht kann man ihn noch besser einem Jäger vergleichen, dem die Witterung das Überlegen und Nachdenken ersetzt. Er hat in seinem langen Leben auf allerlei Hasen und Hirsche und Keiler gezielt, wohl auch oft auf bösartigeres Getier; immer wartete er die Witterung ab, und stieg ihm die unangenehm in die Nase, dann gab es für ihn keine Schonzeit und keine Rücksicht auf noch nicht jagdbares Wild, dann knallten die Büchsen, — und mitunter sah der Jäger erst beim Beschreiten der Strecke, was er da eigentlich niedergeschossen hatte. Nachher kamen dann die Ganzklugen und erfanden ex post einen umständlich schlauen Plan, dessen Einzelheiten der rüstige Waidmann selbst wohl oft genug in heiterem Staunen vernahm.

Otto Bismarck kann so, wie er wirklich ist, in der silbernen Vornehmheit seines Wesens, ohne Retouche bestehen. Narren nur oder Lakaien können leugnen, daß er recht oft

gefehlt hat wie ein ganz sterblicher Mensch und daß er von altpreußisch begrenzten Vorurteilen ein reichliches Vätererbe im Blute trägt. Das höchste Glück der Erdenkinder aber hat er erreicht und gewährt: die Persönlichkeit. Er denkt, er spricht, er schreibt wie kein Anderer. Nie hab ich von ihm ein banales Alltagswort gehört, ob er nun von Politik oder von Küchenfragen, von landwirtschaftlichen Sorgen oder von weltgeschichtlichen Ereignissen sprach. Er hat viel gelernt, Mancherlei gelesen und am Meisten erlebt; auf keinem Gebiet ist er fremd und ein wunderbar zähes Gedächtnis gibt ihm die Möglichkeit, bei der leisesten Berührung die angeschlagene Saite gleich fortklingen zu lassen. Und im Lernen, Lesen, Erleben hat er doch die Ursprünglichkeit des Empfindens nicht verloren, die ihn über alle Fährlichkeiten hinwegführt; als ihn im Herbst 1894 der schwerste Verlust traf, hat er sich an das schmale Bett seiner Johanna gesetzt und sich wie ein Kind ausgeschluchzt; er war im Schlafrock, ohne Strümpfe, und saß und weinte still vor sich hin ... Wo ist der Heros von achtzig Jahren, der selbst vor den Allernächsten sich so sehen lassen dürfte? Freilich: Goethe hat Recht, wenn er seine Ottilie in ihr Tagebuch schreiben läßt, der Held könne eigentlich nur vom Helden anerkannt werden, während der Kammerdiener nur Seinesgleichen zu schätzen wisse. Aber hier ist der Held, den auch die Kammerdiener bewundern, der große Mann, auf den auch das Gehudel der Kleinen aus stolzer Einbildung blickt. Ein Bezwingendes ist in diesem stärksten Charmeur, eine geschlossene Einheitlich-

keit, der selbst der stumpfe Sinn sich nicht entzieht, und ein kindhafter Adel, den Alles kleidet. Man braucht die schwerfälligen Verstandeskrücken nicht, braucht nicht durch die Erinnerung daran, daß man neben dem Schöpfer und Zerstörer von Reichen sitzt, künstlich die Autosuggestion zu schaffen, um den Mann zu bewundern und herzlich zu lieben, der 1815 geboren wurde und aus dessen Wesen 1895 dennoch kein einziger falscher Ton hervorklingt. Er wird von den Besten geliebt und verdient ihre Liebe, weil, in der sich selbst höchlich bewundernden, schwachgemuten Epoche des Mitleidens mit dem unendlich Kleinen, es Trost und stolze Freude gewährt, zu sehen, wie durch das Walten eines mächtigen Menschen die Grenzen der Menschheit sich weiten können.

Nun ist das hohe Bild uns genommen.

Der alte Herr Moritz Busch, Bismarcks Büschchen, hat am Morgen nach dem Tode des Fürsten im Berliner Lokalanzeiger das Entlassungsgesuch veröffentlicht, das der erste Kanzler des Deutschen Reiches auf den zweimal an einem Tage ihm überbrachten Befehl des Kaisers am neunzehnten März 1890 ins Schloß schickte. Seit dem Kronrat vom vierundzwanzigsten Januar, nach dessen Schluß dem Kaiser hinterbracht wurde, der Kanzler habe die preußischen Minister „vorher festgelegt“, und mehr noch seit dem sechzehnten Märzmorgen, wo, als der Kaiser die private Unterredung des Fürsten mit Windthorst hart getadelt und sich die

Fortsetzung solchen von ihm nicht kontrolirten Verkehrs mit Abgeordneten entschieden verbeten hatte, das Wort fiel: „Die Macht meines Herrn endet am Salon meiner Frau“, — seit diesen Vorgängen war das Verhältnis zwischen Kaiser und Kanzler unhaltbar geworden. Andere Differenzen — über den Wert der Kabinetsordre vom achten September 1852, die dem Präsidenten des preußischen Staatsministeriums die seiner Verantwortlichkeit entsprechende Einflußsphäre sicherte, über die Nützlichkeit einer schnellen Erwiderung des Zarenbesuches, eine zweite Reise nach Rom, die Behandlung der Sozialdemokratie und die Stellung zu Rußland — waren früher schon aufgetaucht, Fürst Bismarck hatte den Eindruck, „daß seine Dienste nicht mehr beansprucht werden“, und nur seine Gewissenhaftigkeit, nur das Gefühl, in der Stunde ernster Gefahr und unheilvoller Verwirrung nicht, wie ein empfindlicher Zärtling, von der Fahne desertiren zu dürfen, hielt ihn noch im Amt. Zum Neujahrstag hatte ihm Wilhelm der Zweite geschrieben, er hoffe, den „treuen und erprobten Rat“ des Kanzlers sich noch lange erhalten zu sehen. Diese Stimmung schien nun geschwunden; der Kanzler konnte über „kränkendes, unverdientes Mißtrauen“ klagen, im Staatsministerium bröckelte es, auch in der Leitung der Reichsgeschäfte stieß der früher Allmächtige auf stille, aber unüberwindliche Widerstände: er mußte merken, daß die Zeit froher, ungehemmter Arbeit für ihn vorüber war. „Wie eine Erleichterung“, sagt Professor Horst Kohl im Nachtrag zu seiner Gesamtausgabe der Reden

Bismarcks, „begrüßte er daher die Aufforderung zum Rücktritt, die am siebenzehnten März morgens in amtlicher Form und ohne Klausel ihm zuging. Am Nachmittag des selben Tages versammelte er die Minister um sich zu einer letzten Beratung, in der er sie von den Vorgängen der letzten Tage unterrichtete. Der Kaiser, dem von einem der Minister alsbald berichtet ward, was im Ministerrat geschehen war, nahm daraus die Veranlassung, am Abend des siebenzehnten März in einem amtlichen Excitatorium erneut die Einreichung des Rücktrittsgesuches zu verlangen.“ Hier ist Bismarcks „Gesuch“:

Berlin, am achtzehnten März 1890.

Bei meinem ehrfurchtvollen Vortrage vom fünfzehnten d. Mts. haben Eure Majestät mir befohlen, den Ordre-Entwurf vorzulegen, durch welchen die Allerhöchste Ordre vom achten September 1852, welche die Stellung eines Ministerpräsidenten seinen Kollegen gegenüber seither regelte, außer Geltung gesetzt werden soll. Ich gestatte mir, über die Genesis und Bedeutung dieser Ordre nachstehende allerunterthänigste Darlegung.

Für die Stellung eines „Präsidenten des Staatsministeriums“ war zur Zeit des absoluten Königthumes kein Bedürfniß vorhanden und es wurde zuerst auf dem Vereinigten Landtage von 1847 durch die damaligen liberalen Abgeordneten (Mevissen) auf das Bedürfnis hingewiesen, verfassungmäßige Zustände durch Ernennung eines „Premier-Ministers“ anzubahnen, dessen Aufgabe es sein würde, die Einheitlichkeit

der Politik des verantwortlichen Gesammtministeriums zu übernehmen. Mit dem Jahre 1848 trat diese konstitutionelle Gepflogenheit bei uns ins Leben und wurden „Präsidenten des Staatsministeriums“ ernannt in Graf Arnim, Camphausen, Graf Brandenburg, Freiherr von Manteuffel, Fürst von Hohenzollern, nicht für ein Ressort, sondern für die Gesammtpolitik des Kabinets, also der Gesammtheit der Ressorts. Die meisten dieser Herren hatten kein eigenes Ressort, sondern nur das Präsidium, so zuletzt vor meinem Eintritt der Fürst von Hohenzollern, der Minister von Auerswald, der Prinz von Hohenlohe. Aber es lag ihm ob, in dem Staatsministerium und dessen Beziehungen zum Monarchen diejenige Einigkeit und Stetigkeit zu erhalten, ohne welche eine ministerielle Verantwortlichkeit, wie sie das Wesen des Verfassunglebens bildet, nicht durchführbar ist. Das Verhältniß des Staatsministeriums und seiner einzelnen Mitglieder zu der neuen Institution des Ministerpräsidenten bedurfte sehr bald einer näheren, der Verfassung entsprechenden Regelung, wie sie im Einverständniß mit dem damaligen Staatsministerium durch die Ordre vom achten September 1852 erfolgt ist. Diese Ordre ist seitdem entscheidend für die Stellung des Ministerpräsidenten zum Staatsministerium geblieben und sie allein gab dem Ministerpräsidenten die Autorität, welche es ihm ermöglicht, dasjenige Maß von Verantwortlichkeit für die Gesammtpolitik des Kabinets zu übernehmen, welches ihm im Landtag und in der Oeffentlichen Meinung zugemuthet wird. Wenn jeder einzelne Minister Allerhöchste Anordnungen extrahiren

kann, ohne vorherige Verständigung mit seinen Kollegen, so ist eine einheitliche Politik, für welche Jemand verantwortlich sein kann, nicht möglich. Keinem Minister, und namentlich nicht dem Ministerpräsidenten, bleibt die Möglichkeit, für die Gesammtpolitik des Kabinets die verfassungmäßige Verantwortlichkeit zu tragen. In der absoluten Monarchie war eine Bestimmung, wie sie die Ordre von 1852 enthält, entbehrlich und würde es noch heute sein, wenn wir zum Absolutismus, ohne ministerielle Verantwortlichkeit, zurückkehrten. Nach den zu Recht bestehenden verfassungmäßigen Einrichtungen aber ist eine präsidiale Leitung des Ministerkollegiums auf der Basis der Ordre von 1852 unentbehrlich. Hierüber sind, wie in der gestrigen Staatsministerialsitzung festgestellt wurde, meine sämmtlichen Kollegen mit mir einverstanden und auch darüber, daß auch jeder meiner Nachfolger im Ministerpräsidium die Verantwortlichkeit nicht würde tragen können, wenn ihm die Autorität, welche die Ordre von 1852 verleiht, mangelte. Bei jedem meiner Nachfolger wird dieses Bedürfniß noch stärker hervortreten als bei mir, weil ihm nicht sofort die Autorität zur Seite stehen wird, die mir ein langjähriges Präsidium und das Vertrauen der beiden hochseligen Kaiser bisher verliehen hat. Ich habe bisher niemals das Bedürfniß gehabt, mich einem Kollegen gegenüber auf die Ordre von 1852 ausdrücklich zu beziehen. Die Existenz derselben und die Gewißheit, daß ich das Vertrauen der beiden hochseligen Kaiser Wilhelm und Friedrich besaß, genügten, um meine Autorität im Kollegium sicher

zu stellen. Diese Gewißheit ist heute aber weder für meine Kollegen noch für mich selbst vorhanden. Ich habe daher auf die Ordre vom Jahre 1852 zurückgreifen müssen, um die nöthige Einheit im Dienst Eurer Majestät sicher zu stellen.

Aus vorstehenden Gründen bin ich außer Stande, Eurer Majestät Befehl auszuführen, laut dessen ich die Aufhebung der vor Kurzem von mir in Erinnerung gebrachten Ordre von 1852 selbst herbeiführen und kontrasigniren, trotzdem aber das Präsidium des Staatsministeriums weiterführen soll.

Nach den Mittheilungen, welche mir der General von Hahnke und der Geheime Kabinetsrath Lucanus gestern gemacht haben, kann ich nicht im Zweifel sein, daß Eure Majestät wissen und glauben, daß es für mich nicht möglich ist, die Ordre aufzuheben und doch Minister zu bleiben. Dennoch haben Eure Majestät den mir am Fünfzehnten ertheilten Befehl aufrecht erhalten und in Aussicht gestellt, mein dadurch nothwendig werdendes Abschiedsgesuch zu genehmigen. Nach früheren Besprechungen, die ich mit Eurer Majestät über die Frage hatte, ob Allerhöchstdenselben mein Verbleiben im Dienst unerwünscht sein würde, durfte ich annehmen, daß es Allerhöchstdenselben genehm sein würde, wenn ich auf meine Stellungen in Allerhöchstdero preußischen Diensten verzichtete, im Reichsdienst aber bliebe. Ich habe mir bei näherer Prüfung dieser Frage erlaubt, auf einige bedenkliche Konsequenzen dieser Theilung meiner Ämter, namentlich hinsichtlich des kräftigen Auftretens des

Kanzlers im Reichstage, in Ehrfurcht aufmerksam zu machen, und enthalte mich, alle Folgen, welche eine solche Scheidung zwischen Preußen und dem Reichskanzler haben würde, hier zu wiederholen. Eure Majestät geruhten darauf, zu genehmigen, daß einstweilen Alles beim Alten bliebe. Wie ich aber die Ehre hatte, auseinanderzusetzen, ist es für mich nicht möglich, die Stellung eines Ministerpräsidenten beizubehalten, nachdem Eure Majestät für dieselbe die capitis diminutio wiederholt befohlen haben, welche in der Aufhebung der Ordre von 1852 liegt. Eure Majestät geruhten außerdem, bei meinem ehrfurchtvollen Vortrage vom Fünfzehnten d. Mts. mir bezüglich der Ausdehnung meiner dienstlichen Berechtigung Grenzen zu ziehen, welche mir nicht das Maß der Betheiligung an den Staatsgeschäften, der Übersicht über letztere und der freien Bewegung in meinen ministeriellen Entschließungen und in meinem Verkehr mit dem Reichstage und seinen Mitgliedern lassen, deren ich zur Übernahme der verfassungmäßigen Verantwortlichkeit für meine amtliche Thätigkeit bedarf. Aber auch, wenn es thunlich wäre, unsere auswärtige Politik unabhängig von der inneren und die äußere Reichspolitik so unabhängig von der preußischen zu betreiben, wie es der Fall sein würde, wenn der Reichskanzler der preußischen Politik eben so unbetheiligt gegenüberstände wie der bayerischen oder sächsischen und an der Herstellung des preußischen Votums im Bundesrathe dem Reichstage gegenüber keinen Theil hätte, so würde ich doch nach den jüngsten Entscheidungen Eurer Majestät über die Richtung

unserer auswärtigen Politik, wie sie in dem Allerhöchsten Handschreiben zusammengefaßt sind, mit dem Eure Majestät die Berichte des Konsuls in Kiew gestern begleiteten, in der Unmöglichkeit sein, die Ausführung der darin vorgeschriebenen Anordnungen bezüglich der auswärtigen Politik zu übernehmen. Ich würde damit alle für das Deutsche Reich wichtigen Erfolge in Frage stellen, welche unsere auswärtige Politik seit Jahrzehnten im Sinne der beiden hochseligen Vorgänger Eurer Majestät in unseren Beziehungen zu Rußland unter ungünstigen Verhältnissen erlangt hat und deren über Erwarten große Bedeutung mir .... nach seiner Rückkehr aus Petersburg bestätigt hat.

Es ist mir bei meiner Anhänglichkeit an den Dienst des Königlichen Hauses und an Eure Majestät und bei der langjährigen Einlebung in Verhältnisse, welche ich bisher für dauernd gehalten hatte, sehr schmerzlich, aus der gewohnten Beziehung zu Allerhöchstdenselben und zu der Gesammtpolitik des Reiches und Preußens auszuscheiden; aber nach gewissenhafter Erwägung der Allerhöchsten Intentionen, zu deren Ausführung ich bereit sein müßte, wenn ich im Dienst bliebe, kann ich nicht anders, als Eure Majestät allerunterthänigst bitten, mich aus dem Amte des Reichskanzlers, des Ministerpräsidenten und des preußischen Ministers der Auswärtigen Angelegenheiten in Gnade und mit der gesetzlichen Pension entlassen zu wollen. Nach meinen Eindrücken in den letzten Wochen und nach den Eröffnungen, die ich gestern den Mittheilungen aus Eurer Majestät Civil- und

Militärkabinet entnommen habe, darf ich in Ehrfurcht annehmen, daß ich mit diesem meinem Entlassungsgesuch den Wünschen Eurer Majestät entgegenkomme und also auf eine huldreiche Bewilligung mit Sicherheit rechnen darf. Ich würde die Bitte um Entlassung aus meinen Ämtern schon vor Jahr und Tag Eurer Majestät unterbreitet haben, wenn ich nicht den Eindruck gehabt hätte, daß es Eurer Majestät erwünscht wäre, die Erfahrungen und die Fähigkeiten eines treuen Dieners Ihrer Vorfahren zu benutzen. Nachdem ich sicher bin, daß Eure Majestät derselben nicht bedürfen, darf ich aus dem politischen Leben zurücktreten, ohne zu befürchten, daß mein Entschluß von der Oeffentlichen Meinung als unzeitig verurtheilt wird. von Bismarck.

Der Fürst mußte erstaunt sein, als er sechsunddreißig Stunden später das folgende Handschreiben des Kaisers erhielt:

Mein lieber Fürst!

Mit tiefer Bewegung habe ich aus Ihrem Gesuche vom achtzehnten d. Mts. ersehen, daß Sie entschlossen sind, von den Ämtern zurückzutreten, welche Sie seit langen Jahren mit unvergleichlichem Erfolge geführt haben. Ich hatte gehofft, dem Gedanken, Mich von Ihnen zu trennen, bei unseren Lebzeiten nicht näher treten zu müssen; wenn Ich gleichwohl im vollen Bewußtsein der folgenschweren Tragweite Ihres Rücktrittes jetzt genöthigt bin, Mich mit diesem Gedanken vertraut zu machen, so thue Ich Dies zwar betrübten Herzens, aber in der festen Zuversicht, daß die Gewährung Ihres Gesuches dazu beitragen werde, Ihr für das

Vaterland unersetzliches Leben und Ihre Kräfte so lange wie möglich zu schonen und zu erhalten. Die von Ihnen für Ihren Entschluß angeführten Gründe überzeugen Mich, daß weitere Versuche, Sie zur Zurücknahme Ihres Antrages zu bestimmen, keine Aussicht auf Erfolg haben. Ich entspreche daher Ihrem Wunsche, indem Ich Ihnen hierneben den erbetenen Abschied aus Ihren Aemtern als Reichskanzler, Präsident Meines Staatsministeriums und Minister der Auswärtigen Angelegenheiten in Gnaden und in der Zuversicht ertheile, daß Ihr Rath und Ihre Thatkraft, Ihre Treue und Hingebung auch in Zukunft Mir und dem Vaterlande nicht fehlen werde. Ich habe es als eine der gnädigsten Fügungen in Meinem Leben betrachtet, daß Ich Sie bei Meinem Regirungantritt als Meinen ersten Berather zur Seite hatte. Was Sie für Preußen und Deutschland gewirkt und erreicht haben, was Sie Meinem Hause, Meinen Vorfahren und Mir gewesen sind, wird Mir und dem deutschen Volke in dankbarer, unvergänglicher Erinnerung bleiben. Aber auch im Auslande wird Ihrer weisen und thatkräftigen Friedenspolitik, die Ich auch künftig aus voller Ueberzeugung zur Richtschnur Meines Handelns zu machen entschlossen bin, allezeit mit ruhmvoller Anerkennung gedacht werden. Ihre Verdienste vollwerthig zu belohnen, steht nicht in Meiner Macht. Ich muß Mir daran genügen lassen, Sie Meines und des Vaterlandes unauslöschlichen Dankes zu versichern. Als ein Zeichen dieses Dankes verleihe Ich Ihnen die Würde eines Herzogs von Lauenburg. Auch werde Ich Ihnen mein lebensgroßes

Bildniß zugehen lassen. Gott segne Sie, Mein lieber Fürst, und schenke Ihnen noch viele Jahre eines ungetrübten und durch das Bewußtsein treu erfüllter Pflicht verklärten Alters. In diesen Gesinnungen bleibe Ich Ihr Ihnen auch in Zukunft treu verbundener, dankbarer Kaiser und König

Berlin, den zwanzigsten März 1890. Wilhelm, I. R.

Zwei Tage später telegraphirte der Kaiser nach Weimar: „Mir ist so weh ums Herz, als hätte Ich Meinen Großvater noch einmal verloren! Es ist Mir aber von Gott einmal bestimmt; also habe Ich es zu tragen, wenn Ich auch darüber zu Grunde gehen sollte. Das Amt des wachthabenden Offiziers auf dem Staatsschiff ist Mir zugefallen. Der Kurs bleibt der alte; und nun ‚Volldampf voraus!'"

Die Antwort auf das Entlassungsgesuch mußte den Empfänger überraschen, weil sie, eben so wie die nach Weimar gerichtete Depesche, zu verrathen schien, daß es den Kaiser einen unendlich schweren seelischen Kampf gekostet habe, ehe er den Muth fand, dem ihn unsagbar schmerzenden Entschluß seines Kanzlers zuzustimmen, und weil sie von der Aussichtlosigkeit „weiterer Versuche" sprach, den Fürsten zur Zurücknahme seines Antrages zu bewegen. Irgend ein Versuch war nach dieser Richtung niemals gemacht worden, auch nicht der leiseste, indirekteste; es hatte sogar zweier kaiserlichen Excitatorien bedurft, um Bismarck zu dem über die nächste Zukunft der deutschen Geschicke entscheidenden Schritt zu drängen, und die aus den Worten „weitere Versuche" hörbare Andeutung des Bedauerns ist bis auf diesen

Tag unverständlich geblieben. Schon deshalb ist es gut, daß der Wortlaut des Schreibens vom achtzehnten März jetzt allgemein bekannt geworden ist. Vielleicht wird das Volk, das von diesen Dingen bisher nichts Authentisches wußte, nun bald unzweideutig darüber aufgeklärt, ob damals etwa in hohen Regionen Zettelungen bestanden, die zwischen dem jungen Herrn und dem alten Diener Zwietracht zu stiften versuchten, und ob dem Kaiser, dem Bismarck als ein körperlich und geistig verfallender Morphinist geschildert wurde, am Ende auch über die Absichten des Kanzlers und über bei ihm vergeblich gethane Schritte falsche Nachrichten zugingen. Der Fürst hat die Veröffentlichung seines Entlassungsgesuches — er nannte es „eins in Anführungstrichen“ — oft dringend gewünscht, er hat bedauert, daß es ihm, mit Rücksicht auf die darin berührten Staatsinteressen, nicht möglich sei, das Schreiben bei Lebzeiten selbst zu publiziren, aber bestimmt gehofft, es werde nach seinem Tode ans Tageslicht kommen. Herrn Busch ist vorgeworfen worden, er habe mit unanständiger Hast gehandelt; es wäre, sagten die Tadler, passender gewesen, wenigstens zu warten, bis der Leib des Großen die letzte Ruhstatt gefunden hat. Solche Sentimentalitäten hätte Bismarck höchstens mitleidig belächelt. Wenn die Kenntniß des Schreibens für die Beurtheilung eines noch dunklen Abschnittes unserer Geschichte wichtig ist, dann durfte sie nicht zimperlich verzögert werden. Ein Volk, das solchen Helden erst geschminkt und offiziell hergerichtet sehen möchte, ehe es ihm im Pantheon einen

Platz anweist, wäre des Helden wahrlich nicht werth ... Bismarck wollte seine politische Lebensarbeit als mit dem Tode des alten Kaisers abgeschlossen betrachtet sehen und für die bald darauf folgende Entwickelung nicht verantwortlich gemacht werden; deshalb wünschte er, auf seinem Leichenstein solle die schlichte, fast allzu demüthige Inschrift stehen: „Fürst Bismarck, ein treuer deutscher Diener Kaiser Wilhelms des Ersten.“ An diese Dienstzeit dachte wohl Herr Busch, als er seiner nützlichen Enthüllung das Motto aus dem Buch Jesus Sirach gab: „Es stehet in Gottes Händen, daß es einem Regenten gerathe; Derselbige giebt ihm einen löblichen Kanzler. Einem weisen Knecht muß der Herr dienen; und ein vernünftiger Herr murret nicht darum.“ Das deutsche Volk hat jetzt die Gründe kennen gelernt, die den löblichen Kanzler aus dem Dienst des dritten Kaisers trieben und ihn zwangen, acht Jahre thatenlos zu verseufzen; sie harrt der Ergänzung, die nur der gekrönte Vertrauensmann der Nation ihr gewähren oder versagen kann. Wird er gewähren?

Goethe läßt die in die irdische Hülle des Nestorssohnes Antilochos gekleidete Pallas Athene also zu Achilles sprechen, der ein kurzes, rühmliches Leben einer langen, ermattenden Laufbahn vorzog:

Stirbt mein Vater dereinst, der graue, reisige Nestor,
Wer beklagt ihn alsdann? Und selbst von dem Auge des Sohnes
Wälzet die Thräne sich kaum, die gelinde. Völlig vollendet
Liegt der ruhende Greis, der Sterblichen herrliches Muster.

Aber der Jüngling, fallend, erregt unendliche Sehnsucht
Allen Künftigen auf und Jedem stirbt er aufs Neue,
Der die rühmliche That mit rühmlichen Thaten gekrönt wünscht.

Völlig vollendet, wie Nestor, ist Bismarck gestorben. Dennoch erregt er, fallend, unendliche Sehnsucht und dem Dreiundachtzigjährigen folgt in die Familiengruft der Seufzer, der Goethes Göttin beim Tode des Achilles von der Lippe glitt: „Ach, daß schon so frühe das schöne Bildniß der Erde fehlen soll, die weit und breit am Gemeinen sich freuet!“ Ist es nicht seltsam, ists nicht ein nie vorher noch gesehenes Schauspiel, daß um einen an der Grenze des Daseins angelangten, fast ein Jahrzehnt nun schon machtlosen Greis in der Germanenwelt getrauert wird, als wäre ein heldisch ins Leben blickender Jüngling gestorben, dessen lockiges Haupt die Hoffnung mit der Strahlenkrone des Retters schmücken zu dürfen wähnte? Das seltsame Räthsel wird nicht gelöst, wenn man den Staunenden sagt, die Trauer gelte nicht dem Manne, sondern der Zeit, als deren letzter, größter Repräsentant er ins Grab gesunken sei; die Heroenzeit der deutschen Geschichte ist seit dem März 1888 entschwunden, seit dem März 1890 eingeurnt, das Gewimmel der stets Vergnügten fühlt sich an den immer gedeckten Prunktafeln der neuen Aera einstweilen sehr wohl, und wer an vergangene Herrlichkeit zu erinnern wagte, Der wurde, während man lärmend weit und breit am Gemeinen sich freute, als ein Festspielverderber barsch in den Winkel gewiesen. Nein: die Totenklage des lebenden Geschlechtes, das zu neuen Ufern ein

neuer Kahn lockt, gilt nicht der entschwundenen Zeit, gilt auch nicht dem Politiker, dem Reichsgründer, dessen Tagewerk nach der Ansicht der Mehrheit gethan war und der in Lebensfragen der sozialen Rechtsordnung das moderne Empfinden oft zu entschiedenem, mitunter sogar zu empörtem Widerspruch zwang. Den Verlust eines unersetzbaren Menschen bejammert die Menschheit, Eines, den selbst der erbittertste Feind im harten Kampf der Meinungen nicht missen mochte, und unendliche Sehnsucht wird durch die Gewißheit geweckt, daß dem leidenschaftlichen Menschenbedürfniß, verehrend zu lieben, für lange, vielleicht für immer, der große Gegenstand fehlen wird. Keine ärgere Thorheit läßt sich denken als die der guten Leute, die den Fürsten Bismarck anderen Staatsmännern vergleichen, ihn etwa gar, wie es nach seinem Tode der fleckige Herr Crispi that, zu ehren glauben, wenn sie ihn neben Gladstone stellen. Die Frage ist müssig, ob es stärkere, in der Einheit ihrer Weltanschauung besser zum Anspruch der Zeit gestimmte, mit hellerer Einsicht in nahende Nothwendigkeiten begabte Politiker gab, geben wird, geben kann: was den starken Wandler deutscher Geschicke aus der Reihe der politischen Meister hebt, ist, daß er mehr war als ein Politiker. Auch Gladstone wollte mehr sein; er schwitzte, als Polyhistor und Dilettant in allen schwierig scheinenden Wissenschaften, über Büchern und Papier und kam über eine kümmerliche Kärrnerarbeit doch nicht hinaus. Bismarck war kein Buchmensch; er hatte nach heutigem Begriff nicht besonders viel, das Wenige aber gut gelesen und das einmal

Aufgenommene nicht mit dem Ballast des Bildungphilisteriums überbürdet; wohl das Meiste von Dem, was Naturerkenntniß und Oekonomik in den letzten Jahrzehnten geleistet haben, war dem Alternden fremd geblieben und er sprach über die Eroberungen der Wissenschaft von je her gern mit der Geringschätzung des Naturburschen, der von grauer Theorie nichts hält und über den Werth der gepriesenen Systeme die Nase rümpft. Er gehörte mit Haut und Haar von Jugend auf zum horazischen genus irritabile vatum: er hatte die leidenschaftliche Subjektivität, die empfindsamen Nerven, die musische Grundstimmung und das heiße Temperament des genial geborenen Künstlers. Deshalb sah er stets Menschen, wo Andere nur Sachen, nur theoretische Fragen sahen; deshalb konnte er sich von einem Vorurtheil, einer Sympathie oder Antipathie, die eine Persönlichkeit ihm erregt hatte, nur schwer wieder befreien; und deshalb lebte in seinem Sinn plastisch nur, was sein Auge erblickt hatte, und von der Lage des Industriearbeiters, der, bis er stirbt, in einer Riesenmaschine ein in ewigem, monotonem Gleichmaß bewegtes Rädchen ist, entstand ihm kaum eine klare Vorstellung. Ist es Zufall, daß den Politiker der Pfad so oft an ein Ziel führte, das er gar nicht gesucht hatte, — bis er eines Tages ironisch sagte, man komme am Weitesten, wenn man nicht wisse, wohin man gehe? Des alten Preußenstaates Art gegen alldeutsche Zuchtlosigkeit und Nationalitätenschwindel zu bewahren, war der eigensinnige Borusse ausgezogen: er fand eine Kaiserkrone und bereitete rüstig noch

die Zeit, da Preußen in Deutschland aufgehen muß. Für junkerliche Ideale wollte der feudale Genosse der Stahl und Gerlach, der Hasser bürgerlicher Anmaßung, kämpfen: er wurde der Exponent der großbourgeoisen Entwickelung und führte das früher befehdete Bürgerthum auf den Gipfel industrieller und händlerischer Macht. Nur die Leidenschaft, deren Wirbelwind die Sehweite kürzt, kann solche Irrsal erklären. Und es ist keine Uebertreibung, zu sagen, daß Bismarck in Leidenschaften lebte und starb; sie glühten, wie Lava aus dünner Schneeschicht, noch aus den Gebieterzügen des Greisenhauptes hervor. Hier wurzelte seine Kraft, wurzelten auch seine wundervollen Tragoedienfehler, — wenn durchaus denn moralisirend von Fehlern des Genius gesprochen werden muß. Man liebt im neuen Deutschland das stürmische Temperament nicht; man hat es selbst dem Sieger Bismarck nur gnädig verziehen. Aber die Leidenschaftlichen bleiben bis zum letzten Wank jung und wecken im Scheiden noch, wie der schöne Pelide, unendliche Sehnsucht.

KAISERIN FRIEDRICH.

Wie von den Eisgipfeln einer fremden Tragoedienwelt wehte es her, als in die schwüle Alltäglichkeit die Botschaft fiel, des Deutschen Kaisers Mutter müsse nun, müsse sterben. Längst war, über ein Jahr schon, bekannt, daß ihrer Lebenstage Dauer nur knapp noch bemessen sei; und im Frühlenz wurde geflüstert, die Leidende werde die Blätter nicht mehr welken sehen. So lange Gewißheit stumpft sonst den Sinn; und daß einer Kaiserin Tochter, die Witwe eines Kaisers und eines Kaisers Mutter zu sterben kommt, hört die Menschheit meist ohne Schauer. Es war auch nicht der Gedanke: Da kämpft ein flackernder Wille wider eine Krankheit, deren zerstörende Kraft er genau kennt, deren sachtes bald und bald schnelles Vorschreiten er unter qualvollem Mühen erforscht, am Lager des Liebsten beobachtet hat. Die Kronprinzessin Viktoria hatte die unzwingbare Gewalt, die völlig noch nicht enträtselte Tücke des Krebsleidens fürchten gelernt und kein kleinster Zug war im klinischen Bild dieser Krankheit ihr fremd geblieben; die Witwe des Kaisers Friedrich sah sich, fühlte sich sterben, mochten die Ärzte ihr hundertmal mit lächelnder Lippe sagen, sie täusche sich über ihres Leidens

Wesen. Das zu bedenken, war traurig. Tragisch aber stimmte der Blick auf das Menschenschicksal, das da vollendet ward. Mit der Wucht einer im höchsten, amoralischen Sinn gerechten Tragoedie packt uns dieses Schauspiel: wie ein starker Wille an den Schroffen rauher Wirklichkeit zerschellt. Wer es erlebt, verlernt für eine Weile das Lachen. Und war solchen Schicksals Schauplatz ein Kaiserschloß, umkrallte der Wille der Menschheit große Gegenstände, dann überläufts den Betrachter und ihm ist, als habe sein scheuer Bürgertritt sich in die fremde Schreckenswelt tragischer Dichtung verirrt und als solle er, der kleine Geschäftsmann, in dessen Leben bisher vielleicht ein Bankbruch die tiefste Furche gezogen hatte, zwischen Jokastes das Blut schändendem Mann und Macbeths bleichem Gemahl an der Prunktafel sitzen. Das ist nicht die Stimmung neudeutscher Hochzeitklage, neudeutschen Leichenjubels. An die Heldin des einstweilen letzten deutschen Dichters, der mit dem großen Blick eines ahnenden Auges die Germanenwelt schaute, an Hebbels Kriemhilde wird die Erinnerung wach, an die im schwarzen Witwenschleier einem Gedanken, einem fortschwälenden Wunsch nur Vermählte, die den Tod ihres Gatten starb, dem selben Verhängnis erlag wie der nach dem Sieg friedlich vertrauende Recke ... Doch schon hören wir von Husaren, Gendarmen, Patrouillen, von abgesperrten Gärten, weise ergrübelter Kleiderordnung und befohlener Trauer. Schnell finden wir uns nun zurecht: daheim sind wir, im neusten Deutschland, nah bei Phrasiern und Dekorateuren; die Tragoedienstimmung zerflattert und

in wunderloser Welt verlernen geschwind wir das Wundern. Lesen, ohne daß uns die Wimper zuckt, was wir über jede Fürstin und jeden Prinzen, jeden Heerführer und Mandarinen in Nekrologen noch lasen: ausgezeichnet durch die edelsten Eigenschaften des Herzens und Geistes, eine lichte, flecklose Hochgestalt, der Liebe nur, eitel Liebe das letzte Geleite gibt. Sorgsam werden die Male der Menschlichkeit ausgekratzt; und wo eines Menschenfußes tieferer Eindruck nicht gleich weichen will, da wird säuberlich geharkt und aus voller Hand Kies gestreut: de mortuis nil nisi bene. So wird die Semelesehnsucht des Volkes gestillt, nur Götter zu lieben. Leider sind die Götter tot; und nach kurzem Weilen in neugieriger Betrachtung scheidet das Volk von ihnen und nimmt nicht einmal ein Andenken mit. Früher wurde ihm an dynastischen Feiertagen, hellen und dunklen, frisch geprägte Münze zugeworfen, die der Vater dem Sohn hinterließ; jetzt streuen an Triumphbogen und Paradebetten die Säckelmeister nur noch abgegriffene, fettige Scheidemünze unter die Menge, — gerade genug, um in der nächsten Schänke das „stille Glas“ zu bezahlen. Aus geistloser Vergottung und dem grauen Elend des Bierrausches entsteht keine Tragoedienstimmung.

Und dennoch: die Schatten der großen Tragoedienweltdichter lassen sich diesmal nicht so leicht bannen. In ernstem Schwarz drängen die starken Weiber, die dem Hirn der Hellenen, des Angelsachsen und des Friesensprossen entsprangen, an die geputzte Bahre und rufen die tote Kaiserin aus leerem Prunk in ihren gemessenen Reigen. Und Gunthers Schwester

spricht das erste Wort, die, um im Mann ihrem Trachten das Werkzeug zu schaffen, sich, als Siegfried gemordet war, von Etzel umarmen ließ. Die Frau des Kaisers Friedrich hat ein Kriemhildenschicksal gehabt. Ein Leben lang ward sie, schien sie um ihres einzigen Sehnens Erfüllung betrogen; und als ihr Lebenswunsch wider Erwarten endlich dann doch sich erfüllte, mußte sie sterben.

Kaum sehr verschieden von einer Heunenhorde konnte der Britin das Preußenvolk scheinen, in dessen Hauptstadt Prinz Friedrich Wilhelm sie an einem grauen Februartag führte. Man schrieb 1858, sprach von finsterster Reaktion und hatte stöhnend eben Olmütz erlebt. Ein sehr tapferes, aber noch ganz unkultivirtes Volk, politisch auf der Stufe hilfloser Kindheit, wirtschaftlich unentwickelt, mit dem Ruf unausrottbarer Roheit, zum Hochmut vor dem Fall noch geneigt, doch ohne die ruhige Sicherheit nationalen Stolzes, — ein armes, rückständiges Volk, das der Engländer lächelnd verachtete und dessen hellste Köpfe in blindem Glauben alles Britische anbeteten. Das große Geheimnis war noch nicht enthüllt: noch galt Britanien als Hort der Freiheit, als Heimstätte von keiner Schranke beengten Menschenrechtes. Viel später erst, als Marx gehört war und Bucher aus der Schule des Parlamentarismus geplaudert hatte, kam das Festland allmählich dahinter, daß hier nicht der Freiheit und dem Naturrecht des Menschen ein sauberer, lichter und luftiger Palast errichtet, sondern die dem Bedürfnis einer jungen Industrie

und eines alten Weltgroßhandels genügende staatliche Institution geschaffen war, eine neue — oder mindestens modernisirte — Form nur sozialer Knechtschaft; daß nicht Rousseau hier, sondern Hobbes die Geister beherrschte. Damals wirkte der schlaue Zauber der Cobden, Gladstone und Bright noch, war der Bereich des Union Jack noch das Gelobte Land und der Seligen Insel. Und hatte dieses Land nicht wirklich Vieles voraus, von der Magna Charta bis zu den großen Waschschüsseln? Alles mußte der jungen Fürstin in ihrer neuen Heimat mißfallen: die mangelhafte Körperpflege — ein Bad war für den preußischen Bürger im Winter damals ein Erlebnis —, die dem Engländer heute noch auffallende Fülle der fetten, häßlich greisenden Leiber, das niedere Niveau der politischen Erörterungen, die reizlose Armsäligkeit aller Verhältnisse. Wo waren da die Wiesen, auf deren üppigem Grün auch die Kinder der Armut sich fröhlich tummeln und für den Lebenskampf stählen, wo die ganze Tage freiwilliger Muße füllenden Riverfahrten, die Schaaren gut gekleideter, Jahrzehnte lang soignirter Männer und Frauen, die nicht im Hydepark nur, nein, auch in englischen Provinzstädten täglich zu sehen sind, wo im Haus dieser bald brüllenden, bald flennenden Abgeordneten die guten, alten Westminstersitten? Ein kleiner, schmutziger Fluß, enge Straßen mit offenen Rinnsteinen, im Weichbild der Städte selten ein grünes Fleckchen, kleine Kaufleute, die vor jedem Waffenrock scheu den Blick niederschlagen, und ein dem Briten unbekannter Götzendienst vor den Priestern

und Küstern sogar des Staates, vor dem ganzen Troß der löblichen und hochwohllöblichen Beamtenschaft. Wie im Lande der Barbaren eine Kulturbringerin, mußte die Prinzessin Viktoria sich fühlen; und so wurde sie von allem in seiner Qual noch nicht völlig verstummten Volk auch begrüßt. Lange hatten die Engländer den Prinzen Albert von Koburg warten lassen, ehe sie ihm die dem prince-consort gebührende Ehre erwiesen, ihm sein fatherland und die kleindeutschen Manieren gnädig verziehen. Und dieses Prinzen Tochter wurde, als sie sich zum ersten Mal der berlinischen Intelligenz zeigte, wie des höchsten Heils Spenderin umjubelt, nicht, trotzdem, sondern, weil sie eine Fremde war, weil sie aus dem Lande der Erbweisheit ohnegleichen, dem Asyl der um ihres Glaubens willen Leidenden, der weltberühmten Riesenfabrik allen Volksglückes kam. Diese inbrünstige Bewunderung der Herrlichkeit Albions einte die politisch geschiedenen Schichten der Hauptstadt. Der irre König war in gesünderen Tagen überselig gewesen, wenn die erlauchte Base ihm einen huldvollen Gruß über den Kanal winkte, und hatte sich als Taufpate in London so beklommen gefühlt wie der kleine Handwerksmeister im Speisesaal des Millionärs. Der Prinz von Preußen hatte als Flüchtling drüben Schutz gefunden und dachte in dankbarem Gemüt des Koburgers, wie eines sehr reichen, sehr weisen Verwandten, der, wenn Not am Mann ist, gütig auch für arme, nicht allzu reputirliche Familienmitglieder sorgt. Und Alles, was auf moderne Bildung Anspruch machte, schwärmte

für Großbritanien, das festeste Bollwerk gegen Tyrannenmacht, den selbstbewußt sich sonnenden Walfisch, den im Osten sogar der Eisbär fürchten gelernt hatte, und schob und quetschte sich dicht an den Brautwagen, in dem der Segen einzog. Auf den seidenen Kissen aber saß ein achtzehnjähriges Mädchen, ein englisch erzogenes Fräulein mit gutem Ohr und klarem, nüchternen Auge. Sofort mußte sie fühlen: Hier heischt man nicht Dank dafür, daß Dir der Weg zu einem an Ruhm reichen Thron, dem Thron Fritzens, geöffnet wird; hier stammelt Verzückung Dankgebete zum Himmel hinauf, weil Du, eine Britin, der Angelnkönigin älteste Tochter, die Gnade hast, unter Preußen zu wohnen, in Gnaden verheißest, einst über Preußen zu thronen. Mußte die von solchem Winseln Empfangene sich nicht mit dem ganzen Stolz ihres England umgürten?

Sie tats; und blieb dem Volke immer die „Engländerin", wie Marie Antoinette den Bewohnern von Frankreich und Navarra immer die Autrichienne gewesen war. Doch die für die Sprache der Tatsachen taube Bewunderung großbritischer Herrlichkeit währte nicht ewig. Auf 1858 folgte 64, 66, 70, auf Olmütz folgte Düppel, Königgrätz, Sedan. Der Nationalstolz der zu unzerstörbar scheinender Einheit zusammengeschmiedeten Deutschen regte sich wieder, nach langem Schlaf, und in einem von Mörchingen bis Memel gesungenen Liede wurde Deutschland „über Alles in der Welt" gestellt. Staunend hörten es ringsum die Völker; keins von ihnen hatte in Singen und Sagen sich je zu solchem

Selbstbewußtsein verstiegen. Und nun erwachte auch das Mißtrauen gegen das Fremde, dem jungen Nationalempfinden Gefährliche, gegen Franzosen, Polen, Engländer, Juden. Deutsch wollte man sein, ganz deutsch „bis in die Knochen“; und die Altpreußen, in deren Adern so viel wendisches Blut fließt, geberdeten sich als die Deutschesten der Deutschen. Die Kronprinzessin fühlte mit feinen Nerven das Nahen des neuen Windes; sie wußte, warum sie ihren Mann — der unter vier Augen doch zum Pastor von Bodelschwingh recht harte Worte über Sems Söhne gesprochen hatte — zum strengsten Tadel der antisemitischen Bewegung trieb. Der Boden, der unter dieser Bewegung dröhnte, war auch für sie ein unsicheres Gelände. Sie durfte, gerade sie, nicht dulden, daß der Deutsche nach seiner Abstammung gefragt und gewogen werde; denn sie wollte Engländerin sein, Engländerin bleiben und sah selbst mit geschlossenem Auge die lauernden, zweifelnden Blicke fanatischer Urteutonen auf sich gerichtet. Spricht sie nicht englisch, nennt sich Vicky, den ältesten Sohn William oder Willy? Zieht sie nicht englische Geistliche, Künstler, Gelehrte, Diener in ihre Nähe? Trägt sie nicht Kleider nach englischem Schnitt? Trinkt sie nicht im drawing room Tee, statt nach deutscher Hausfrauensitte in der Guten Stube bei der Kaffeekanne zu sitzen, und läßt von englischen Köchen Cake, Pudding, Jam und Pie bereiten? Sogar der Spargel soll bei ihr grün auf den Tisch kommen; und im ganzen Hause hört man kaum jemals ein deutsches Wort. Und Das ist der Hausstand unseres Fritz, des blonden,

blauäugigen Hohenzollern, dem Jeder gleich ansieht: made in Germany ... So ging es von Mund zu Mund; und Böseres wurde in gespitzte Ohren gezischelt. Die liberale Aera hatte einen beträchtlichen Teil der britischen „Freiheit" gebracht, der deutsche Bürger war zu Geld und Ansehen gekommen, er fühlte sich und fing zu fürchten an, die Engländerin könne ihm die Dynastie verderben, die er rein deutsch wolle, wie in ihren nürnberger Jugendtagen. Vergebens mühte die Kronprinzessin sich, als emsige deutsche Hausmutter in Bornstedt, Potsdam, Berlin sich der Menge zu zeigen, in Volksküchen zu klettern, in Bazaren kleine Leute mit volkstümlichen Schlagwörtern zu bewirten, die Tür zur prinzlichen Kinderstube weit zu öffnen und ein angeblich altdeutsches Kunstgewerbe aus der Rumpelkammer zu zerren: der Liebe Müh war umsonst; sie blieb, trotz dem deutschen Vater, den Bürgern der neuen Heimat die Engländerin.

Neben dem ersten Gatten ruht sie nun in der Friedenskirche, die der Lebenden Fuß, seit sie den Witwenschleier ablegte, kaum noch betrat. Was am offenen Sarg verschwiegen ward, darf jetzt gesagt werden. Der Volksinstinkt hat diesmal nicht geirrt: Viktoria von Preußen blieb, auch auf dem Thron des Deutschen Kaisers, die Engländerin. Das soll kein Vorwurf, soll noch weniger Nachwurf oder Herabsetzung ihres Wertes sein. Rühmen muß man vielmehr die Frau, die stark genug war, ihres Stammes Art unversehrt zu bewahren, und klug genug, sich nicht von der nährenden Wurzel zu

lösen. Daß Blut dicker als Wasser ist, haben wir in neuerer Zeit oft gehört; doch auch der ganz besondere Saft zeigt sich nach Gewicht und Mischung dem prüfenden Auge verschieden. In dem Ehebund, der Viktoria und Albert vereinte, war die Frau stärker als der Mann, die für den Thron geborene Britin stärker als der unsinnig überschätzte Phrasier aus Koburg, der es so eilig hatte, sich seiner Nationalität zu entkleiden, mit allen Mitteln bewußter mimicry den Peers und Prinzen von England ähnlich zu werden. Das Schauspiel ist leider nicht neu: in Schaaren anglisiren und amerikanisiren sich der Heimat entfremdete Deutsche; Niemand aber sah noch einen Briten oder Yankee, der Deutscher wurde, ein Deutscher auch nur scheinen wollte. Das wird erst anders sein, wenn der Deutsche eine Kultureinheit erworben hat, deren Tradition das ganze Feld seines Empfindens tränkt; einstweilen bleibt er nur da deutsch, wo er sich schroff gegen Fremdes abschließt: in Böhmen und Siebenbürgen, an der Wolga und in den brasilischen Dorfkolonien. Der Kronprinzessin von Preußen war — jeder Blick auf ihre Nachkommenschaft lehrt es — das welfisch-koburgische Vatererbe nicht vorenthalten; doch mit kräftigerem Schlag pochte in ihren Adern das Britenblut. Gewiß meinte sie es gut mit dem Land ihrer Kinder, aber sie sah es von außen, als eine Zugereiste, der keine Schwäche und kein fauler Fleck entgeht, nicht mit der zärtlichen Befangenheit des Eingeborenen, der aus der Mutterbrust Liebe zum Mutterland sog. Und darf man ihr, die 1840 im Buckingham-Palast geboren war,

ernstlich verdenken, daß ihr schwer wurde, sich in den Gedanken zu schicken, das Deutsche Reich habe als Staat das selbe Recht, habe auf dem Erdball die selbe Macht wie Großbritanien? Während sie erwuchs, gab es kein Deutschland, keinen faßbaren politischen Begriff, den dieser Name deckte; und Preußens seit Jena verschleierte Stimme wurde in London wie eines lästigen Hündchens Gebell überhört oder höchstens wie eines armen Verwandten Flehen mit Gönnermiene vernommen. Als dann die großen Tage der deutschen Kämpfe kamen und dem blutenden Schoß lange geschiedener Volkheiten unter Kanonendonner das Reich entbunden ward, glaubte Viktoria, auch dieses junge Geschöpf müsse nach den bewährten Rezepten englischer Pädagogie erzogen werden, wie andere Kindlein von einer nursery governess. Das würde ihm frommen, ihm und der Dynastie. Denn die Britin konnte nur lächeln, wenn man ihr sagte, Englands Herrscher seien ohnmächtige Schattenkönige. Sie hatte gesehen, was ihre Mutter vermochte, ob Peel nun, D'Israeli oder Gladstone unbeschränkt die Geschäfte zu führen schien, und wußte, daß seit der Stuartzeit und länger jeder Starke auf Englands Thron, trotz dem parlamentarischen Spuk, sich, seines Wollens Summe, durchgesetzt hatte. Für die Notwendigkeit organischer Entwickelung fehlte ihr, wie den meisten Frauen, völlig das Verständnis. Warum sollte man das Gute nicht nehmen, wo man es fand, warum nicht nach Deutschland importiren, was im Inselreich als nützlich erprobt war? Wie sie zu unheilvollem Leben ein Kunstgewerbe erweckte, das keinem

Bedürfnis der Deutschen von heute entsprach, für den „altdeutschen“ Tand der Täfelungen, schwer beweglicher Sessel, Schränke, Truhen schwärmte, die in Renaissanceschlösser, nicht in die enge Zufallswohnung moderner Nomaden taugten, so meinte sie auch, das Deutsche Reich britisch möbliren zu können, und bedachte nicht, daß auf dem Boden und unter dem Himmel, wo seit Jahrhunderten Kiefern wachsen, nicht von heute auf morgen Bananenfrucht zu ernten ist. Was wider den englischen Strich ging, ärgerte sie. Weil in England der ehrwürdige Plunderprunk mittelalterlichen Zeremonials stets einen breiten Raum einnahm, wollte sie den Segen solcher Sitte auch dem Land ihrer Kinder sichern. Unlösbar sollte das neue Deutschland dem alten Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation verbunden sein. Deshalb wollte sie den Kaisertitel, das ganze Gepränge verblichener Kaiserei, eine Krönung im Stil der Elektorentage; deshalb ließ sie den Lehnsherrnstuhl der alten Sachsenkaiser in den versailler Spiegelsaal schieben. Weil in England zwei Parteien, als gleichberechtigte Vertretungen von nobility und gentry, einander in der Regirung ablösen, begriff sie nicht, warum im preußischen Deutschland nicht endlich einmal auch die Liberalen regiren sollten. Sie kannte ja diese deutschen Liberalen; an ihnen, Kaufleuten, Industriellen, Technikern, unbefriedigten Politikern, deren Geschäftstendenz und Mißvergnügen eine Entwickelung nach englischem Muster wünschen mußte, hatte die unter Altpreußen vereinsamte Kronprinzessin die stärkste Stütze gefunden; bei ihnen nur

war sie wirklich beliebt, war sie noch nach dem großen Krieg eine Hoffnung. Diese Leute — eine kluge Frau konnte es nicht verkennen — waren der deutschen Krone nicht gefährlich; mit ihnen ließ sich noch bequemer als mit den Junkern regiren; sie würden zufrieden sein, wenn man sie streichelte, und, durften sie nur erst an den Hof, ins Offiziercorps und in die hohen Verwaltungstellen, niemals wider den Stachel löcken. Und waren sie der verärgerten Stimmung unfruchtbarer Opposition entrissen und fühlten, aufatmend, die Wonne, im Rat des Königs zu sitzen, dann war der Bann gebrochen, der seit den vierziger Jahren über dem deutschen Norden lag. Dann konnte von jungen Händen das neue Haus ausgebaut, die Halle geweitet, mit Licht und Luft jeder Winkel gewärmt, erhellt werden; und wo gestern noch morsches Gerümpel trübsälig himmelan ragte, würden morgen sich Wiesen dehnen, so grün wie bei Richmond, so sorgsam gepflegt wie am Fuß des Witwensitzes der Isle of Wight. Die Losung würde dann lauten: Jedem Verdienst seinen Rang, jedem Rechtsanspruch Erfüllung! An die Stelle der sinnlos und nutzlos gewordenen Erbfreundschaft mit rückständigen Moskowitern würde der Bund zweier stammverwandten Nationen treten, in dem England der lenkende Kopf, Deutschland der starke, bewaffnete Arm wäre und dem keines Weißen Zaren Gewalt fortan Etwas anhaben könnte. Dann würde Viktoria an Friedrichs Seite über ein freies, ein in rüstiger Arbeit den Nationalreichtum mehrendes Volk als vergötterte Kaiserin herrschen.

Herrschen! Es war die große Hoffnung der politisch ungemein begabten Frau. Im Sinn dynastischer Rangordnung war ihre Heirat keine „gute Partie“ gewesen, war die Britin ins Preußenhaus herabgestiegen; doch diese Ehe stellte eine wichtige Aufgabe. England hatte es mit Preußen ja immer sehr gut gemeint, in Georgs wie in Castlereaghs Tagen, beim Rastatter wie beim Pariser Frieden, und meinte es noch zur Zeit der beginnenden deutschen Auseinandersetzung mit ihm gut. Als Friedrich Wilhelm der Vierte, um bei Alberts erstem Sohn, dem jetzigen König von Engelland, Pate zu stehen, mit dem von Cornelius gezeichneten Glaubensschild nach London kam und andächtig in Sankt Pauls Kathedrale kniete, wurde er eindringlich, in magistralem Ton, über seine Pflichten belehrt. Er solle, sagte die Presse, sagte Lord Brougham im Oberhaus, sich an britischer Monarchenweisheit ein Beispiel nehmen und schleunigst die schon vom Vater verheißene Verfassung geben. Solche Sorge für das Wohl der Borussen war rührend; nur sind wir, die den englischen Lärm über bulgarian und armenian atrocities erlebt haben, gar nicht mehr dankbar dafür. Denn wir wissen: England kümmert sich nur um das Schicksal der Völker, die es als Schutzwehr gegen Rußland brauchen zu können hofft; diese Völker will es mit modernen Einrichtungen beglücken und so mehr und mehr dem Moskowitertum entfremden. Preußen, das von den Taten Friedrichs und Blüchers her den Nimbus des Waffenruhmes bewahrt hatte, konnte das Schwert Englands auf dem Kontinent werden; dazu war eine Entwicke-

lung nötig, die den Hohenzollernstaat aus der russischen Freundschaft riß. Noch war, nach Revolution und Reaktion, im Grunde Alles beim Alten geblieben und englische Publizisten konnten spotten, Berlin und Potsdam röchen nach Juchten. Das mußte anders werden, wenn eine Königin britischen Geblütes das Volk aus feudalen Banden befreite. Und lange konnte es nach Menschenermessen nicht währen, bis Viktoria den Preußenthron bestieg. Der König unheilbar krank, der Prinz von Preußen alt und unbeliebt: die ersehnte Stunde mußte bald schlagen. The readiness is all. Friedrich Wilhelm, der ja wirklich bald Kronprinz hieß, mußte von den Anglophilen gestimmt werden, den Stockmar, Bunsen und Genossen, mußte überall sich zu liberaler Gesinnung bekennen und, ob es auch gegen jede preußische Tradition verstieß, offen sich gegen vom Vater verfügte Maßregeln erklären. Er liebte den Prunk: und sollte schlicht bürgerlich scheinen; er war sehr stolz: und mußte herablassend, leutsälig sein. Sollte und mußte. Denn dieser schöne Mann, der Wuchs und Haupt eines germanischen Kriegshelden hatte, war im Verhältnis zur Frau von holder, liebenswürdiger Schwachheit. Sie sein nennen zu dürfen, empfand er als ein unverdientes Glück; ihre Abkunft, ihren Geist, am Meisten wohl ihren unbeugsamen Willen bewunderte er mit früh und spät dankendem Aufblick des sanften Auges; was sie tat, war wohlgetan; daß sie, die beste Gattin und Mutter, verkannt und verketzert wurde, kränkte ihn tief; und um ihr vor der Nachwelt den Maezenatenruhm zu retten, scheute

der sonst so selbtbewußte Königssohn nicht die Bitte, Gustav Freytag möge ihr die Romanreihe der „Ahnen“ widmen. So herrschte sie im Haus; und das Verhältnis dünkte Viktorias Tochter natürlich, die, wie Maria Theresias glückloses Kind, das Beispiel der Frauenherrschaft von Jugend auf vor Augen gehabt hatte. Und sie wartete, bis ihrem Herrscherwillen der Kreis weiteren Wirkens sich öffnen würde.

Sie verlor ihre Zeit nicht. Die Kinder erzog sie nach ihrem an britisch-koburgischen Mustern gebildeten Wunsch. Das home hielt sie, trotzdem die Mittel knapp waren und der Schwiegervater in Geldsachen keinen Spaß verstand, in vorbildlicher Ordnung. Und geräuschlos schuf sie sich eine Gemeinde, eine Schaar Hoffender, die ihrer Standarte folgten. Den Platz der still frondirenden, leise liberalisirenden Prinzessin, die an keinem Hofe fehlen darf, hatte sie schon besetzt gefunden. Aber Augusta, der „Feuerkopf“, wie ihr Mann sie seufzend zu nennen pflegte, war doch gar zu unmodern, zu kleindeutsch-weimarisch, zu sehr im Bann der üblichen Kronprinzenpolitik. Thronerben — und mehr noch deren Frauen — sind nach dem ersten Blick in die Schwarze Küche der Politik stets von grausem Entsetzen gepackt; sie begreifen nicht, warum es da so unsauber zugehen müsse, und lernen erst allmählich erkennen, daß auch den Völkern ohne zerschlagene Eier kein Kuchen zu backen ist und der Politiker sich begnügen muß, nach Goethes Macchiavallirat hinterdrein die Hände zu waschen. Das hat Augusta unter der Krone rasch eingesehen und seitdem eigentlich nur noch

ihrem Groll gegen des ihr verhaßten Ministers Gewalt Luft gemacht; sie war habsburgisch, als Bismarck den Kampf gegen Österreich nicht länger vermeiden durfte, schwärmte für französisches Wesen, als er das Empire niederzwang, und überließ sich katholisirenden Neigungen, als der Kulturkampf den Protestantismus endlich wieder zum Protestiren trieb. Einen festen Regentenplan, eine politische Weltanschauung hatte sie nicht; sie wollte nur mitraten und ärgerte sich leicht, wenn sie übergangen wurde; und wenn sie ärgerlich war, bebte am Friedrichsdenkmal, in Koblenz und Babelsberg der Boden. Viktoria war von ganz anderem Schlag; der an Körper und Geist robusten Engländerin war die Methode der Schwiegermutter so wenig sympathisch wie deren in nervösem Flackerfeuer kränkelnde Persönlichkeit. Sie wollte wirken, wollte nicht den Schein, sondern die Macht selbst, die glanzlose Macht als Mittel zu ihrem Lebenszweck. Sie sah um sich. Was fehlte in Preußen? Das Nächste: jegliche Intimität des Herrscherhauses mit den die Zeit determinirenden Kräften. Der alte König war Soldat, fühlte sich unter Gelehrten und Künstlern nicht behaglich und Augusta sprach zwar gern von Goethe, dessen Hand noch auf ihrem Kinderhaupt geruht habe, hatte den Marken aber kein augustisches Alter heraufgeführt. Da war Raum für den Betätigungdrang der Kronprinzessin. Ihren Kunstgeschmack preist heute nur noch Byzanz und die Protzenwelt der Parvenus, die sich unter Renaissancemöbeln als Schloßherren fühlen; sie liebte die glatten Schönpinseleien der An-

geli und Werner und beschwor den Kunsthändler Gurlitt, Lenbachs Menschenbild ihres Mannes nicht der Menge zu zeigen, weil es „zu häßlich“ sei. Sie hatte, als Dilettantin in allerlei Künsten, den rechten Respekt vor der Kunst verloren, wollte die Meister meistern und machte ihnen mit Vorschriften und Korrekturen das Schaffen schwer. Dennoch muß man dankbar daran denken, daß sie zum ersten Mal wieder Künstler an einem Hohenzollernhof heimisch werden ließ. Und sie zog die ersten Gelehrten, die Helmholtz, Virchow, Dubois, in ihre Nähe, verstand überhaupt, die kantigen Härten der Militärmonarchie unter Blumen zu bergen und eine anregende Atmosphäre freieren geistigen Lebens um sich zu verbreiten. Nie drang sie bis zu den Wurzeln sozialer Rechtsfragen, nie nur bis zum ernsten Ziel der Frauenbewegung vor. Immerhin aber hat sie vielfach den richtigen Sinn für das in einer bestimmten Zeit Notwendige bewiesen. Sie kannte die Macht klingender Worte, sprach öffentlich stets in gutem Deutsch und hat sicher an Friedrichs schönem Landestrauererlaß, an Geffckens Entwürfen zu den ersten Kaisergrüßen an Volk und Heer mitgearbeitet. Das Interesse gebot ihr, den Wünschen der modernen Elemente entgegenzukommen. Da von den Trümpfen, auf die sie gerechnet hatte, die meisten inzwischen schon ausgespielt, die deutschen Stämme geeint, die Wahlschranken gefallen, der Industrie in Nord und Süd Hochburgen entstanden, dem Nationalreichtum neue Quellen geöffnet waren, sollte man wenigstens wissen: unter Viktorias Scepter werden die Wissenschaften,

die Künste blühn, wird es auch für den Bürger, den geistig Arbeitenden eine Lust sein, im preußischen Deutschland zu leben . . . Dreißig Jahre lang hat sie, ohne je zu ermatten, an dem Thron gebaut, der ihren Plan tragen sollte; dreißig Jahre lang hat sie in Bereitschaft der Schicksalsstunde geharrt. Wer wirft den Stein auf die Frau, die ungeduldig wurde, weil ihr starker Gedanke sich nie zur Tat rüsten durfte?

Die Steine blieben ihr nicht erspart. Und wer allzu lange warten muß, wird doch gar leicht ungeduldig. Von Jahr zu Jahr wurde ihre Freude an der deutschen Entwickelung geringer, bis schließlich nichts ihr mehr gefiel und sie — und mit ihr der Mann — der Politik Wilhelms und Bismarcks völlig entfremdet war. Sie fürchtete, der Acker, auf dem sie säen wollte, könne verbaut, ihres Hoffens Ernte vernichtet werden, und hehlte ihre Bekümmernis nicht den Getreuen, die wispernd jedes Wort aufsteigenden Unmutes weitertrugen. Dann sah sie neben sich den Mann vergehen, in dem sie nicht den Gatten nur und den Vater der Kinder, nein: auch ihres Herrscherwillens Vollstrecker liebte. Keine Täuschung war möglich: er mußte sterben. Und dem Arzt, den die Herzensangst der Frau aus der Inselheimat rief, war, wie dem Pathologischen Anatomen, der ihn unterstützte, eine politische Aufgabe gestellt; an Heilung war, als das Krebsleiden fühlbar wurde, nicht zu denken, aber das Leben des Leidenden konnte gefristet werden. Der Kronprinzessin lag gewiß nichts daran, eines Sterbenden Kaiserin zu sein, und es ist töricht,

ihr persönlichen Ehrgeiz nachzurügen. War es nicht für unser inneres Erleben, für die ganze Genesis des Deutschen Reiches segenvoll, daß auf Wilhelm, wenn auch für kurze Tage nur, Friedrich folgte, daß diese Hoffnung des jüngeren Geschlechtes und der dem preußischen Wesen mißtrauenden Deutschen nicht ungekrönt ins Grab sank? Oder möchte Einer im Speicher des Erinnerns die Gestalt des Kaisers missen, dem der Märker Theodor Fontane auf die Gruft schrieb:

Du kamst nur, um Dein heilig Amt zu schaun,
Du fandst nicht Zeit, zu bilden und zu baun,
Nicht Zeit, der Zeit den Stempel aufzudrücken, —
Du fandst nur eben Zeit noch, zu beglücken?

Die Tochter der Britenkönigin war niemals schön gewesen. Jetzt, in den Tagen schwersten Kummers, schien der verhärmte und doch von der Sonnenkraft Sieg heischenden Wollens durchleuchtete Kopf beinahe schön. Neben dem hageren, ergrauten, fahlen Mann, der nicht mehr sprechen, nur gütig noch blicken konnte, saß die Frau; und aus dem stählern glänzenden Auge schaute ein ungebrochener, zum Äußersten bereiter Wille in die lenzlich geschmückte Welt. Und die selbe unbeirrbare Entschlossenheit im dunkleren Blick des schwarzgekleideten Arztes, dessen gelbes Clergymangesicht lauernd aus den Kissen des nächsten Hofwagens spähte. Durch den Park von Sanssouci fuhr der sorgenvolle Zug, nach Bornstedt, in den Neuen Garten, nach Alt-Geltow; einmal gings gar bis nach Berlin. Das Volk sollte den Kaiser sehen. Wenn er in Charlottenburg oder Friedrichskron verborgen blieb und draußen Jubelrufe den Kronprinzen Wil-

helm an der Spitze der Truppen grüßten, mochte die Britin an Shakespeares Vierten Heinrich denken, der beim letzten Erwachen die Krone auf des Sohnes jungem Haupt fand. Und Kaiser Friedrich hob die Hand an den Helm und blickte freundlich wie ein Genesender . . . Dann tagte der Junimorgen, wo am Saum des Wildparkes die Purpurstandarte sank und das Totenhaus von Reitern und Schutzmannschaft umzingelt wurde. Ein paar Stunden später mußte Sir Morell Mackenzie vor Kaiser und Kanzler Rede stehen. Heiß brannte die Sonne. Viktoria war Witwe geworden.

Als Bismarck vom Schloß her, im weißen Koller der halberstädter Kürassiere, der Wildparkstation zuschritt, rannen ihm die dicken Tränen über das erhitzte Gesicht. Als Viktoria, allein, mit den Töchtern oder dem Grafen Seckendorff und einem Lakaien, im englischen Witwengewand wieder unter die Menschen trat, war ihr Auge trocken, die Haltung straff, im Blick noch der alte Wille. Die Pfeile und Schleudern des wütenden Geschickes hatte sie getragen; die Steinwürfe der Menge, die mehr als je in ihr die Fremde sah und ihr, der Engländerin, einen Teil der Schuld an Friedrichs frühem Scheiden zuwälzte, waren an dem Erz ihres Wollens wirkungslos abgeprallt. War die kleine schwarze Frau wirklich stärker als der wuchtige Riese im weißen Reiterwamms?

Vielleicht. Wer für eines großen Reiches Schicksal die Verantwortung trägt, an jedem neuen Morgen aus neuen Möglichkeiten das Notwendige wählen, mit neuer Kunst und

List das Notwendige möglich machen muß, Der kann nie so stark, so unbeirrt sicher sein wie Einer, der, ohne die Last der Verantwortlichkeit mit sich zu schleppen, nach einem vorbedachten Plan handelt und, was auch geschehen mag, ans Ende der Willenslinie den Weg sucht. Hilde Wangel ist stärker als der Baumeister Solneß, den in Lysanger doch das schwindlige Gewissen noch nicht schwächt; aber nur die Baumeister schaffen Häuser für einen Gott und Heimstätten für Menschen. So stark wie die Princess Royal von Großbritanien war selbst Bismarck erst, als ihm des Amtes Bürde genommen war. Da erst durfte auch er sich den Luxus gestatten, unbekümmert um Sonnenschein, Sturm und Schnee wie Albas Philipp seinen Willen zu wollen.

Er hat während der letzten Lebenstage sehr freundlich von Friedrichs Witwe gesprochen. Eine kluge Frau, mit der er vorzüglich fertig geworden sei. Die Worte, die sie dem jäh Entlassenen im März 1890 sagte, als er mit der Frau von ihr Abschied nahm — die Behauptung, er habe vorher vergebens bei ihr Hilfe gesucht, gehört ins Märchenreich —, hatten den Stachel ja nicht gegen ihn gekehrt, hatten in des Erbitterten Sinn vielmehr eine Saite berührt, deren Klingen er gern vernahm. Seitdem schien die Erinnerung an frühere Konflikte weggewischt. Und an solchen Konflikten hatte es doch nicht gefehlt. In Bismarck lebte viel männischer Geschlechtsstolz. Er gönnte den Weibern Luft und Licht, sah sie ohne Begehren, doch mit herzlichem Wohlgefallen und ehrte noch in der niedersten Bauernmagd des Mannes zarte

Gehilfin. Aber wie Hagen von Tronje und Friedrich Hebbel liebte auch er nicht den Anblick der Frau, die mit kühner Hand ins Männergewerbe greift. Wie Hebbel, meinte auch er, wenn die Blumenzwiebel ihr Glas zersprenge, müsse sie sterben. Und wie dem Tronjer, wäre auch ihm eine Kriemhilde ein Gräuel gewesen. Schon diese Grundanschauung mußte ihm das Wesen der Kronprinzessin verleiden, deren welfisch-koburgische Neigungen er nicht ohne Angst wachsen und im Herrscherhaus fortwirken sah. Und sie war Engländerin, wollte nur Engländerin sein; und er brauchte für den Bau seines Reiches harten deutschen Stein, brauchte zu seinem Werk starke nationale Regungen und hielt jeden Versuch, Deutschland an Großbritanien zu ketten, für die unheilvollste Gefährdung der deutschen Zukunft. Das wußte Viktoria. Hätte Friedrich als ein Gesunder den Thron bestiegen: der offene Kampf wäre kaum zu vermeiden gewesen. Die Frau eines sterbenden Kaisers, der ein wichtiger Teil des Volkes finstere Mienen zeigte, mußte sich bescheiden. Sie konnte Puttkamer, den der Kanzler schon ziemlich verbraucht hatte, stürzen — die Antisemiten ahnen noch heute nicht, wer damals der Instigator war — und Forckenbeck dekoriren; aber die Hauptschlacht war in einem Krankenzimmer nicht zu schlagen. Ein Einziges wagte sie, — und verlor das Spiel: die Depesche, die den Bulgarenfürsten zur Verlobung nach Potsdam rufen sollte, wurde, trotzdem Friedrich sie schon gebilligt hatte, nicht abgeschickt, weil der Generaladjutant vom Dienst im letzten Augenblick noch den Kaiser ehrerbietig

beschwor, sie erst dem Kanzler des Reiches vorzulegen. Bei diesem einen Versuch ist es geblieben; glückte er, dann war das Haus Hohenzollern in Südeuropa gegen Rußland engagirt; seit er mißlungen war, standen Viktoria und Bismarck einander gegenüber wie auf der Mensur ebenbürtige Gegner, die schon die Klingen gebunden hatten, als dem einen von höherer Macht die gute Waffe entwunden ward. Solche Gegner achten einander; denn einer kennt des anderen Kraft... Bismarck sprach freundlich und respektvoll von Friedrichs Frau, die ihn nie, wie Augusta, mit Sticknadeln gereizt hatte. Und als er gefragt wurde, warum er sie in den neunundneunzig Tagen nicht gegen Schmähreden geschützt habe, sagte er ungefähr: „Die Sache steht einem gewissenhaften Minister höher als die allerhöchste Person. Gegen den Schimpf, der auch mich natürlich verdroß, gab es Staatsanwälte; die kräftige nationale Reaktion gegen Fremdländerei aber konnte mir kein Ärgernis sein, schon der Seltenheit wegen, und weil dem Kaiser von der Vorsehung — oder wie Sie die Maschinerie sonst nennen wollen — doch nun einmal kein längeres Regiment beschieden war. Die arme Frau tat mir leid. Aber eine politisirende Dame begibt sich selbst ihres Damenrechts.“

Sprach ungefähr so nicht Hagen an Kriemhildens Bahre?

Als Viktoria zwei Jahre alt war, ließ Preußens Minister für Auswärtige Angelegenheiten, der Bülow hieß, nach London, wo über Siegesbotschaften aus Asien gejubelt wurde, durch den Ritter von Bunsen melden: „Mit Großbritanien

verbunden durch die Bande einer langen Alliance und beständiger innigen Freundschaft, sind wir gewohnt, Alles, was den Ruhm und das Wohlsein des britischen Reiches vermehrt, fast eben so anzusehen, als wäre es uns selbst widerfahren.“ Auch diese beinahe dienerhafte Zärtlichkeit blieb damals ohne Erwiderung. Als Viktorien der Tod nahte, hielt England sich am Yang-tse, am Vaal und bei Lourenço-Marquez nur noch durch deutsche Macht; war es an seines Weltreiches morschesten Stellen nur durch die Gewißheit der Feinde noch gestützt, daß Deutschland ihm in der entscheidenden Stunde nicht Hilfe versagen werde; war es im Sitze seines Lebens gefährdet, wenn Deutschland sich von ihm kehrte, und mußte jedem Sohn, jeder Tochter drum dankbar sein, deren kluger Patriotismus das deutsche Schwert für die Britensache aus der Scheide lockerte.

Viktoria von England, die Kaiserin Friedrich, hat nicht vergebens gelebt. Und da der schwarze Vorhang gefallen ist, atmet der Zuschauer auf und fühlt, Großes besinnend: hier hat ein der Bewunderung würdiger Wille das persönliche Glück dem Sieg der Sache geopfert, in deren Dienst er getreten war, seit er erwuchs. Solches Gefühl hemmt nicht der Tränen zärtlich heißen Strom. Denn die Frau des Kaisers Friedrich hat ein Kriemhildenschicksal gehabt. Ein Leben lang ward sie, schien sie um ihres einzigen Sehnens Erfüllung betrogen; und als ihr Lebenswunsch wider Erwarten endlich dann doch sich erfüllte, mußte sie sterben.

HOLSTEIN.

I.

Wenn des Liedes Stimmen schweigen
Von dem überwundnen Mann,
So will ich für Hektorn zeugen
(Hub der Sohn des Tydeus an),
Der für seine Haussaltäre
Kämpfend sank, ein Schirm und Hort,
Auch in Feindes Munde fort
Lebt ihm seines Namens Ehre.

Großbeerenstraße 40. Dicht am Kreuzberg. Kleinbürgerhäuser, Kleinbürgerläden. Fünf Minuten davon, schon in der Yorkstraße, poltert, kreischt, protzt das neue Berlin im Stuckpomp. Hier, zwischen der Hagelberger- und der Kreuzbergstraße, ists still. Altberlin. Kein Bierpalazzo, kein Prunkladen. Enge Kutscherkneipen; der Bäckermeister, der für drei, vier Gäste Sitzgelegenheit bietet, Napfkuchen, Windbeutel, Sahnenbaisers bereit hält, auch, wenns verlangt wird, Kaffee kochen läßt, nennt sich nur schüchtern Konditor. Sogar Grünkramkeller giebts da noch, vor denen, auf dem Pflaster, Kartoffeln, Kohl, Mohrrüben, Äpfel stehen. Die Strähne der Telephondrähte ist dünn und das Surren des Straßenbahndrahtes dringt nur sacht in die graue Stille; wird im Sommer vom Rauschen des Wasserfalles übertönt,

der schäumend durch den Viktoriapark stürzt. Wer vor Nummer 40 steht, sieht die weißen Gischtkämmchen. Das vornehmste Haus in der Runde. Altfränkisch vornehm; wie man vor fünfzig Jahren baute. Nach der Gewöhnung von heute eng und düster. Auf den Steinfliesen, die zur Haustür hinaufführen, purzelt dem Einlaß Heischenden ein Pförtnerskind entgegen; und der Zusammenstoß weckt die Lachlust der Spielkameraden. Ein paar Holzstufen. Links den Klingelstrang ziehen. Eine schmächtige Frau mit weißem Haar und freundlich schweigsamem Gesichtsausdruck öffnet. Frau Röber, die treuste, zuverlässigste Schaffnerin. Die läßt keinen Unwillkommenen hinein; ist durch die pfiffigste Reporterkunst nicht ins Schwatzen zu bringen. Ein schmaler Korridor, der kaum zum Umdrehen Raum gewährt. Drei Zimmerchen. Alte, ganz schlichte Möbel, die auf den Westberliner wie Urväter-Hausrat wirken. Nur das Allernötigste. Im Arbeit- und Wohnzimmer ein Schreibtisch, eine winzige Bibliothek, Photographien und andere Erinnerungzeichen. Im Schlafzimmer das Bett eines Försters oder Landlehrers; daneben, auf dem Nachttischchen, ein Leuchter mit Kerze. Nirgends die leiseste Ahnung von Luxus und Üppigkeit. Kachelöfen. Petroleumlampen. Kein Gas. Kein Telephon. Und doch wars in dieser Parterrewohnung behaglich. An Winterabenden besonders, wenn dichte Vorhänge vergessen ließen, daß draußen, hinter der nächsten Ecke, das Leben der Proles brande. Wie in einer Provinzstadt wars dann; bei einem feinen Beamten, dem des Dienstes immer gleichgestellte

Uhr ein Junggesellenleben lang ins Ohr getickt hat und der sich nach den Bureaustunden in reinlicher Einsamkeit an dem Bewußtsein röstet, dem Weltgetriebe, den Welthändeln meilenfern bleiben zu dürfen. Gern aber den Besucher, dessen Wesensart ihm paßt, davon erzählen hört; wie von Wichtigem, Bedeutendem, das weit hinter dem Pflichtenkreis des Hausherrn liegt. Doch just hier, in diesem südwestlichen Winkel der Reichshauptstadt, war der Puls deutscher Politik hörbarer als sonst irgendwo. Hohe und höchste Würdenträger kamen ins altfränkisch vornehme Haus. Der Kanzler, Staatssekretäre, Botschafter, Geheimräte; Fürsten und Grafen; alte Edelfrauen und Großfinanzherren; auch aus der Schicht der Subalternen ward manchmal ein Bewährter zugelassen. In diese Parterrewohnung lieferte das Postamt SW 47 gewiß die interessantesten Briefe. „Seiner Excellenz dem Herrn Wirklichen Geheimen Rat Baron Fritz von Holstein."

Der wohnte hier; hatte sich aus dem neuberlinischen Getos hierher gerettet, als auch in der anhalt-dessauischen Enklave zwischen den Westbahnhöfen, die so lange, dicht neben den Brennpunkten des Straßenlebens, kleinstädtisch blieb, der Menschenspülicht ihm lästig wurde. Zu viele Kanzleiräte, Souterrainschreiber, Krämerkinder, Spazirmädchen (in diesem merkwürdigen Revier hält mancher Hausbesitzer, manche ehrsame Familie sich nur durch den hohen Mietzins, den eine vom Ertrag der Prostitution sich redlich Nährende zahlt). Was brauchte er? Luft, Ruhe, Sauberkeit. Noch in seiner Krankenstube wars niemals dumpf oder

muffig, ärgerte nie ein Stäubchen das Auge; fast lautlos kam und ging die Schaffnerin; und von den unbebauten Flächen des Kreuzbergbezirkes weht selbst an schwülen Tagen erträgliche Luft in die Nachbarschaft. Bis ins Auswärtige Amt war der Weg freilich weit. Um so besser: die Rat Suchenden fielen ihm nicht allzu oft ins Haus und er mußte schon morgens die Beine rühren. Gehen war ihm die beste Freude. Er konnte, mußte Stunden lang allein laufen, hatte auf solchem Marsch die brauchbarsten Einfälle und kam noch als Siebenziger aus der Großbeerenstraße gar nicht selten zu Fuß in die Grunewaldkolonie. Zum Stubenhocker taugte er nicht. Wäre am Liebsten Soldat geworden und stöhnte, da die Eltern den jungen Friedrich August Karl Ferdinand Julius, der rasch in die Oberklassen des Köllenischen Gymnasiums geklettert war, zum Juristen bestimmten. Fünfziger Jahre. Die Armee hat noch nicht das Ansehen, das Wilhelm und Roon, Bismarck und Moltke ihr später warben; die Erinnerung an 1806 ist nicht verblaßt, die Achtundvierziger haben die „Soldateska“ verschrien und der güterlose Adel ersehnt seinen Söhnen einen lohnenderen Beruf als des Offiziers. Holstein wäre sicher ein guter Regimentskommandeur (kein ganz bequemer wohl, doch einer von ernstem Pflichtbewußtsein) geworden, hätte auch eine Generalstabsabteilung mit weiser Umsicht geleitet und es am Ende zum Generalquartiermeister, vielleicht gar zur Nachfolge Moltkes gebracht. (Auf dem versailler Bild, das die Beamten der Reichskanzlei in der Felduniform zeigt, sieht der bärtige junge Herr

Diplomat gar nicht militärisch aus.) Im Feuer zu führen: Das war seiner Wünsche höchstes Ziel. Den Verzicht fühlte er immer wie eine alte Wunde, die bei schlechtem Wetter brennt. Der Auskultator am Kammergericht mußte die Zähne zusammenbeißen, um nicht laut zu ächzen. Dann aber gings, schon im zweiundzwanzigsten Lebensjahr, auf den umdunsteten Olympos der Diplomatie. Da gabs zu sehen, zu erleben, zu fechten. Fürs Vaterland; auch ohne Degen und bunten Rock. Daß er für den Zwang zu blinder Subordination nicht geboren sei, gestand der Alternde selbst schmunzelnd in den Stunden ruhiger Rückschau. Der Vater hatte wohl doch den richtigen Weg gewählt. Im engen Gelaß der Großbeerenstraße war die Excellenz ein großmächtiger Herr, der vor Keinem je den Rücken zum Katzenbuckel krümmte; wars, trotz den drei Vorgesetzten, auch im Amtszimmer; am Königsplatz wäre der Chef noch untergeben gewesen. Und zu oft genannt worden. Viel zu oft für Holsteins Geschmack. Dessen Mann war Blumenthal, von dem Bismarck gesagt hat: „Die Zeitungen nennen seinen Namen nie, trotzdem er in der kronprinzlichen Armee Stabschef ist und um die Leitung des Krieges sich fast eben so große Verdienste erworben hat wie Moltke". So hätte Holstein es gern gehabt. Nur von den Kennern wollte er beachtet und richtig geschätzt sein. Vor den Anderen im tiefsten Dunkel geborgen. Die Mahnung, im Schatten zu leben, war ihm gewiß der liebste Schluß epikurischer Weisheit. Seiner Wünsche höchstes Ziel: im Feuer zu führen und den

Blicken doch unerreichbar zu bleiben. Eigensinniger Wille zur Macht in der Seele eines Empfindsamen, der grelles Licht nicht verträgt und unter öffentlicher Kritik wie unter frecher Entschleierung seiner Scham erschauert: ein politisch und psychologisch schwieriger Fall. In der Arbeitstube war dem Wanderlustigen schließlich doch am Wohlsten; blieb seine wahre Heimat. In den Glanz höfischen Lebens zog es ihn nicht. Allzu rasch verdorrt da die innere Freiheit. Den Rat, die persönliche Gunst des Allerhöchsten Herrn zu suchen, hätte er wohl mit dem Wort abgelehnt, das Schillers Kürassier in Wallensteins Lager spricht:

> Mögen Die sich sein Joch aufladen,
> Die mitessen von seinen Gnaden,
> Die mit ihm tafeln im goldnen Zimmer.
> Wir, wir haben von seinem Glanz und Schimmer
> Nichts als die Müh' und als die Schmerzen
> Und wofür wir uns halten in unserm Herzen.

Wir: die Beamten. „Wer anders macht ihn als seine Soldaten zu dem großmächtigen Potentaten?“ Die Civilsoldaten in der Schreibstube. Der Mann, der so gern den Rock des Königs getragen hätte, fühlte sich stolz als Beamten. Wurde noch mit weißem Haar wild, wenn Parlament oder Presse die Leistung der Beamtenschaft herabsetzte oder gar empfahl, den Ersatz hinter der Bureauschranke zu suchen. „Das fehlte noch, daß man uns die Leute kopfscheu macht, um ihr Ansehen, den Hauptteil ihrer Löhnung, bringt und irgendeinem Bankier Ehren zukommen läßt, die unsere

Besten kaum in einem langen Leben erreichen.“ Nicht einmal das Auswärtige Amt, an dem er selbst doch viel zu rügen fand und von dessen Vertretern er nur drei noch zu sich ließ, durfte man draußen tadeln. Und der Staatssekretär, der ihm vorher mindestens das kleinste der möglichen Übel schien, hatte (wie Graf Posadowsky seit der Opferung Woedtkes) bei ihm verspielt, seit er nicht mit der erhofften Entschlossenheit für sein Amt eingetreten war. „An den Beamten liegts nicht; die Leute sollen erst mal nachsehen, ob anderswo so anständig gearbeitet wird.“ Ein dem Leben und dessen vielfach einander schneidenden Kreisen im Grunde doch Ferner, Fremder spricht so. Holstein hatte viel erlebt. Die stärksten Staatsmänner und Diplomaten zweier Menschenalter im Hausrock gesehen: Gortschakow und Thiers, D'Israeli und Cavour; das Gewimmel der Mittelwüchsigen; und in Deutschland von Schleinitz, Robert Goltz und Harry Arnim bis zu den Gesandten von übermorgen Jeden, der irgendwo als Rad oder Rädchen der Maschine eingefügt war. Als Dreiundzwanzigjähriger ist er Bismarcks Jüngster in Petersburg (schon dort, unter Schloezer, Arbeiter, nicht nobel bummelnder Attaché) und erhorcht die ersten Vorbereitungen zum Kampf um die deutsche Vormacht. London, Washington; während einer Pause, die ein dienstlicher Konflikt bewirkt, Jagdfahrten durch Nordamerika. Stille Arbeit in Preußens Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten. Im großen Jahr ruft der Bundeskanzler ihn nach Versailles und läßt ihn die Feder führen, als es, nach den Verhandlungen

mit Thiers und Favre, zum Abschluss kommt. (Das Tintenfaß und die Feder, die für die Urkunde des Präliminarfriedens vom sechsundzwanzigsten Februar 1871 benutzt worden waren, hat Holstein Jahrzehnte lang aufbewahrt und erst, als er den Abend nahen fühlte, verschenkt.) Er bleibt in Paris, hilft Arnim stürzen und wird 1876 nach Berlin geholt. War er nicht reich genug, um an die Leitung einer Mission denken zu können, oder sah er schon früh ein, daß er ins abgesperrte Dunkel der Centrale besser passe als auf ein weithin sichtbares Gipfelchen? Nur zu Ferienreisen hat er Berlin noch verlassen. 1876 bis 1906: dreißig Jahre im Auswärtigen Amt. Intimer Verkehr fast nur mit beamteter Menschheit (civiler und militärischer); und die Gewöhnung, mit den Besuchern beinahe nur über die in sein Fach gehörigen Dinge zu sprechen. Die Herren von Bleichröder, von Mendelssohn, von Schwabach bat er wohl kaum je, ihm von der Entwickelung des Finanzwesens zu erzählen. Wozu? Das war nicht seine Sache. Dafür mochten Andere sorgen. Jedes Hirn, dachte er, faßt nur eine bestimmte Menge Wissensstoffs; und wenn ich meins mit anderem Kram überlaste, bleibt für den politischen nicht der nötige Platz. Die Finanzhäupter sollten ihm berichten, was sie aus Petersburg, London, Paris gehört hatten; eine von der Amtsstube aus nicht wahrnehmbare Spiegelung der Ereignisse zeigen; und vernehmen, was an der Staatsspitze für heute und morgen gewünscht werde. Holstein wollte nicht veralten; mühte sich, in seinem Bereich die Evolution zu erkennen: und merkte doch nicht, wie die

Welt (was wir so nennen) sich wandelte und mit welcher unheimlichen Schnelle ringsum die Grenzen der Macht verrückt wurden. Ich glaube nicht, daß er Japans Armut je als die, wie im alten Preußen, zur Expansion drängende Kraft in seinen Kalkul eingestellt hat; da stand nur: Starkes Heer, leistungfähige Flotte, vorsichtig tapfere Geschäftsleitung. Den Franzosen traute er, als Iswolskij in Paris war, den Entschluß zu einer Aktivität zu, die der Gläubiger der Russen, Türken, Serben, Bulgaren sich in Orientwirrnis unter allen Umständen versagen mußte. Hof, Regirung, Armee: andere Faktoren dünkten ihn für seine Rechnung nicht wichtig. Daß Diplomatenberichte nicht viel über Wirtschaft und Stimmung der Völker brachten, fand er nicht tadelnswert. „Wird anderswo etwa fleißiger gearbeitet?" Gewiß nicht; nur da und dort, wo die wirtschaftlich Kräftigsten den Tshin entthront und sich die Prokura verschafft haben, vielleicht praktischer und nach modernerer Methode.

Solche Reden hätte Holstein höchstens von Einem hingenommen, den er „übern Durchschnitt" schätzte; und wäre auch vor Dessen Wort ungeduldig geworden („kribbelig", sagte er, dessen Sprache manchmal an Fontane erinnerte). Dann senkte sich das sonst aufwärts spähende Haupt und die Finger trommelten auf die Stuhllehne, krallten sich in den Handteller oder flatterten auf und nieder, wie in hastigem Wechselspiel der Streck- und Beugemuskeln. Und dann, wenn der Andere geendet hatte, kams wohl leise: „Sie mögen Recht haben; aber mir hülfe es nicht mehr, wenn ichs anders

sehen lernte.“ Eigensinnig war er; nicht eitel. Erpicht, seinen Willen durchzusetzen; niemals, bekannt werden zu lassen, daß er den Entschluß erwirkt habe. Darauf zu verzichten, hatte das lange Beamtenleben ihn gewöhnt. In seiner Stellung war er nur möglich, wenn er den Chefs allen Ruhm ließ. Ob ers immer leicht getragen hat? In den letzten drei Lustren gewiß: da wußten die Zünftigen doch, deutsche und fremde, wer die Sachen mache. Vorher? Bismarcks Gehilfen mußten sich mit dem Ruf brauchbarer Handlanger bescheiden. Daß Dem im Wesentlichen Einer helfen könne, wollte selbst die Zunftwelt nicht glauben. Dem gibts der Herr im Schlaf. Holstein hat ihn fanatisch bewundert; von der ersten Stunde an. Als Bismarck, nach der babelsberger Audienz, am zweiundzwanzigsten September 1862 zum Ministerpräsidenten ernannt worden war, meinte noch Schloezer (später der Treuste der Treuen), die Führer der Landtagsopposition, die Vincke, Twesten, Sybel und Genossen, würden ihn klein kriegen. „Otto ist kein Charakter. Und Otto lügt zu gern.“ Holstein glaubte an Bismarcks Stern. Bis in die letzte Stunde? In der zweiten Hälfte der achtziger Jahre fand er ihn matter, seine Politik nicht einfach, seine Taktik nicht stetig genug und witterte in der mißtrauischen Abneigung von Österreich eine Gefahr. Der cauchemar des coalitions, der dem Kanzler die Nächte verdarb, quälte den Geheimen Rat nicht. Und die russische Rückversicherung schien ihm fast ein Verrat an dem Geist des austro-deutschen Bündnisses. „Etwas Greifbares ist davon nicht zu erwarten; und wenns herauskommt, sind wir als

falsche Kerle blamirt.“ Stets im Schatten des Riesen sich ducken: leicht ists nicht für einen Mann von stolzem Selbständigkeitsdrang. Der möchte manchmal doch sein eigenes Denken und Wollen Ereignis werden sehen. Hundertmal aber hat Holstein emphatisch beteuert, er habe nie Bismarcks Rücktritt gewünscht noch je gar zum Sturz des Titanen mitgewirkt. Als er merkte, wie ringsum Minen gelegt wurden, beschwor er Herbert, den Vater schnell nach Berlin zu rufen; sonst sei die Explosion unvermeidlich. Doch der Fürst kam zu spät aus dem Sachsenwald auf den Kampfplatz. Als der Kaiser über die „Lektionen“ klagte, die der Alte ihm vor Zuhörern aufzwinge, schrieb Holstein im Krankenbett mit Bleistift einen langen Brief an Herbert. S. D. möge S. M. Alles, was er für nötig halte, schonunglos sagen; aber unter vier Augen; vor den Ministern vertrage es der Kaiser, bei seinem Temperament, nun einmal nicht. (In dem Kronrat, der sich mit dem Ausstande der westfälischen Bergarbeiter beschäftigte, hatte Bismarck sehr schroff gesprochen.) Ob dieser Brief dem Kanzler vorgelegt worden ist, hat der Absender nie erfahren. Herbert sprach nicht darüber; und für jeden neuen Schwichtigungversuch wars bald zu spät. Bismarck ging, Caprivi kam und Herbert wollte nicht bleiben. Trotz Holsteins drängendem Rat. „S. M. wird Sie wie ein rohes Ei behandeln. Schon um Ihren Vater nicht noch mehr zu reizen. Der wird Ihnen natürlich jede Frage beantworten; und am Ende kommt er wieder zurück. Ihre Stellung kann also nur besser werden. Sie werden hier wie ein Statthalter

regiren.“ Vergebens. Der Vater hatte, als Wilhelm ihn bat, Herbert zuzureden, mit Octavios Wort erwidert: „Mein Sohn ist mündig.“ (Der Gedanke, den Ältesten als Geisel in Berlin zu lassen und dadurch zu ängstlicher Rücksicht gezwungen zu sein, lächelte ihm wohl nicht.) Der Sohn sprach: „Ich stehe und falle mit meinem Vater.“ Und schied auch von Holstein in offener Feindschaft. Der hatte Caprivi bestimmt, im Schloß gegen die Verlängerung des russischen Assekuranzvertrages zu sprechen. (Schuwalow drängte: also durfte man nicht zaudern.) Der Kaiser ist rasch gewonnen. Nun sollen noch die Sachverständigen des Auswärtigen Amtes gehört werden. Wo ist der Vertrag? Holstein hat, weil er als Gegner des Planes bekannt war, nicht mitgearbeitet und gibt die Frage an den Kanzleidirektor weiter. Der bringt dem Kanzler das Dokument. Die Häuptlinge der Politischen Abteilung werden zusammengerufen, aufgefordert, ihr Votum schriftlich zu geben: und Alle (auch General von Schweinitz, der Botschafter) sind für die Ablehnung des Russenantrages. Als der Staatssekretär Graf Bismarck ins Amt kommt, ist die Sache erledigt. Johannens heftiger Sohn macht Herrn von Holstein (der auf Herberts Wunsch das dem Staatssekretär nächste Zimmer bezogen hat) eine Szene. „Sie konnten diese Dummheit doch verhindern. Aber Sie scheinen mich etwas früh für einen toten Mann zu halten.“ Der Geheimrat antwortet, er habe nicht die Macht, dem Kanzler die Ausführung seiner Absichten zu wehren. (Als er dem kühleren Bill den Auftritt schildert, meint Der gleich-

mütig: „Ob der alte Esel den Vertrag zwei Tage früher oder später sah, ist doch ganz egal.“ Holstein läßt sich seitdem den Glauben nicht ausreden, Herbert sei nur deshalb so wütend geworden, weil er, auf Befehl des Vaters, die letzten Tage seines Amtslebens zur Erneuerung des Vertrages benutzen wollte, von dem dann dem Grafen Schuwalow nichts mehr abzuhandeln war.) Keine Brücke führt über die Kluft. Herbert, der dem Älteren eng befreundet gewesen war, beschränkt sich fortan auf kühlen Gruß, diskutirt die Frage seines Bleibens nicht mehr und geht ohne Abschied von Holstein. Der im Hause Bismarcks von diesem Tag an als Verräter und Erzfeind verschrien wird.

War ers wirklich? Er hob die Schultern, sah blicklos über die Brille weg und sagte, wenns einmal nötig werde, könne er durch einen hohen Haufen intimer Briefe beweisen, was ihn der Familie und der Person des Kanzlers allmählich entfremdet und wie er in den Wochen der Krisis gehandelt habe. So lange ers vermeiden könne, wolle er diesen „weltgeschichtlichen Staub“ nicht aufwühlen. Daß er im März 1890 nicht aus dem Amt schied, kann ihm kein Gerechter verargen; hat auch Bismarck ihm nie zugemutet. Blieb nicht Schloezer, nicht selbst Wilhelm Bismarck im Dienst? Ein Mann, der die Arbeit liebt und noch nützen zu können hofft. Ein Preuße, der sich dem König bis zur letzten Fleischfaser angelobt hat. Und wars denn nicht gut, wenn wenigstens Einer blieb, der das Geschäft bis in den hintersten Winkel kannte? Der nur der res publica nach bester Kraft dienen

wollte und für sich nichts mehr erstrebte? Holstein fühlte die Gefahr; fühlte, daß man ihm den Wunsch nachsagen werde, über den Reckenleib des Gestürzten hinweg auf die Höhe zu klettern: und erklärte drum, daß er ein höheres Amt nicht annehmen werde. Dieser Verzicht, wähnte er, müsse Allen genügen. Für sich wollte er ja nichts; entzog sich sogar der nahen Möglichkeit, in den Kreis des Kaisers zu kommen (weil er die Psyche des „Vorgesetzten" kannte und sofort merkte, daß solcher Verkehr dem Staatssekretär Marschall nicht behagen würde). Wahn. Daß der Geheime Rat nicht nach Titeln und Würden lüstern sei, wußte Jeder. War er nun aber nicht am Ziel seines Sehnens? Vor ihm Dilettanten ohne Kenntnis und Erfahrung. Neben ihm nur Paul Hatzfeldt (der Freund) und Radowitz (der Feind) als Träger der Tradition. Endlich die Gelegenheit, de donner sa mesure; endlich, zu zeigen, was er aus Eigenem vermag. „So hat ers seit Jahren gewollt; konnte ers erst haben, wenn die beiden Bismarck tot oder geächtet waren." Jubelstimmung des herrnlosen Zauberlehrlings:

Hat der alte Hexenmeister
Sich doch einmal wegbegeben!
Und nun sollen seine Geister
Auch nach meinem Willen leben.
Seine Wort' und Werke
Merkt' ich und den Brauch
Und mit Geistesstärke
Tu' ich Wunder auch.

Der alte Meister ist nicht heimgekehrt; ob die Not auch noch größer ward als im Wogenschwall der Besendespotie.

Und dem Meisterspieler ist kein Wunder gelungen. Weil er eben nur ein Lehrling war und zwar Worte und Brauch merken, den Genius aber, der die Geister befreit und bändigt, nicht herbeizwingen konnte? Oder weil er auch nach des Meisters Weggang in der Küche nicht nach seinem Willen schalten durfte? So sah ers; sollten Alle es sehen. „Für Diejenigen, welche das innere Getriebe unserer auswärtigen Politik kennen, bedarf die Behauptung, daß ich allemal die entscheidende Instanz war, keiner Widerlegung. Es ist, zum Beispiel, genugsam bekannt, auch über das Auswärtige Amt hinaus, daß ich keinerlei Anteil hatte an der Vorbereitung jener Gruppe von politischen Handlungen, welche von der Kritik vielfach als Ursachen des englisch-französischen Zusammenschlusses vom April 1904 angesehen worden sind: ich meine das Krügertelegramm, das Bagdadbahnprojekt und die antienglischen Reden im Deutschen Reichstag. In jedem einzelnen dieser Fälle sah ich mich vor einer vollendeten oder doch eingeleiteten Tatsache, vor einer bereits vollzogenen Weichenstellung. Ich spreche hiermit keine Ansicht aus, sondern konstatire nur, wie weit ich davon entfernt war, der deutschen Politik die Richtung zu weisen.“ Das schrieb er mir vor drei Jahren; und hatte die Beispiele klug gewählt. Der an den Präsidenten Krüger gerichteten Depesche hätte er freilich nie zugestimmt. In dem Jameson Raid keinen Grund zu so jähem Kurswechsel gefunden. Sechs Monate vorher hat, an Bord des englischen Flaggschiffes „Royal Sovereign“, Wilhelm im Rock des Briten-

admirals gesagt: „Ich kann Sie versichern, daß einer der schönsten Tage meines Lebens, den ich nicht vergessen werde, so lange ich lebe, jener Tag war, an dem ich die Mittelmeerflotte inspizirte, an Bord des ‚Dreadnought' stieg und meine Flagge zum ersten Mal aufgehißt wurde. Ich bin aber nicht nur Admiral Ihrer Flotte, sondern ich bin auch der Enkel der mächtigen Königin von England. Ich möchte meinen Gefühlen und den Gefühlen meiner Offiziere Ausdruck verleihen . . . und trinke auf das Wohl der britischen Flotte, ihrer Admirale und Offiziere." Am dritten Januar 1906 kommt er, den die steife Haltung Salisburys verstimmt hat, mit militärischem Gefolge ins Kanzlerhaus und fordert, daß für die von der Übermacht bedrohten Buren sofort Etwas geschehe. Der ratlose Onkel Chlodwig ruft den Staatssekretär (der als Redner das Reich ja schon im burischen Südafrika engagirt hat). Herr von Marschall ruft den Kolonialdirektor Paul Kayser, der den nach langem Hin und Her vereinbarten Wortlaut der Depesche redigiren soll. Der zu solcher Arbeit Berufene wäre Holstein gewesen; der beste Stilist. Der wäre am Ende aber explodirt; spornstreichs, statt sich zu fügen, aus dem Amt gelaufen. Hebt, da ers hört, in hellem Zorn die Hände gen Himmel. „‚Ohne an die Hilfe befreundeter Mächte zu appelliren': Das heißt doch deutlich, daß wir gegen England zu haben wären! Wie konnten Sie diesen Satz durchlassen?" Der Staatssekretär: „Sie würdens begreifen, wenn Sie wüßten, was geplant war und was wir mit dem Kompromiß verhindern

mußten.“ Als der Britenleu aufbrüllte, sprach Holstein: Da habt Ihrs nun. Mit seinem Willen wäre auch die Bagdadbahn („der trockene Weg nach Indien“) nie als politische Angelegenheit, als Reichsgeschäft behandelt worden. Und er wußte nicht, daß Graf Bülow (der seine Reden über internationale Politik mit ihm zu entwerfen und in den Grundlinien festzulegen pflegte) im Reichstag einen Passus einfügen werde, der England und insbesondere dessen Kolonialminister verstimmen mußte. Alles richtig. Daß die „allemal entscheidende Instanz“ nicht in der Wilhelmstraße zu suchen war, brauchte die Selbstverteidigung nicht zu erweisen. Dort aber wies Holstein die Richtung. Das hat kein deutscher, kein fremder Diplomat je bezweifelt. Die Herren Chefs verstanden von dem Geschäft nicht viel und waren auf Den angewiesen, der, rompu au métier, des Handelns Folgen errechnen konnte. Daß er seinen Willen nicht durchzusetzen vermöge, hat, noch unter dem alten Herrn, selbst Bismarck, der doch für allmächtig galt, oft bestöhnt. Die Kausalität ist in politischen Dingen fast immer schwer zu erkennen. „Die Politik“, sagt Lagarde, „webt sich langsam und aus sehr verschiedenen Fäden. Kein Bericht wird je darüber sprechen, ob ein Minister mit so oder so viel Mühe eine störrige Mähre von Fürsten zurechtgeritten hat, bevor er sie aus der Reitbahn auf die Straße ließ, ob ein Fürst gern so und so viele Nachkommen der Makkabäer in seiner Nähe duldete, warum der und jener Vertrag abgeschlossen wurde.“ Wer will gar die Grenzen des Gebietes ermessen, auf dem ein mit greif-

barer Verantwortung nicht Bebürdeter für den Gang der Ereignisse, für Geschehen und Unterlassen vor der Geschichte verantwortlich zu machen wäre?

Holstein hat oft geirrt; besonders schlimm, als er, in der Schicksalsstunde, da für eine Weile wenigstens der Schein der Kontinuität gewahrt werden mußte, zu brüsker Abkehr von Rußland riet. Oft aber sind ihm Fehler zugeschrieben worden, die keine waren oder die nicht in sein Schuldbuch gehörten. Daß er 1899 und 1901 vor flinker Annahme der Bündnisvorschläge Chamberlains, später vor den offiziösen Angeboten der Hansen und Betzoldt warnte, war vernünftig. „Wer mit dem Teufel aus einer Schüssel essen will, muß einen langen Löffel haben“: von diesem Gedanken ging Chamberlain aus, als er in Leicester den Dreibund empfahl, der Deutschland und „die beiden großen Zweige des Angelsachsenstammes“ umfassen sollte. Der „devil“ war ihm der Gossudar aller Reussen. Gegen das Zarenreich und die Französische Republik, wo während des Burenkrieges die Wut der bretonischen Wölfe mit lautem Gebell erwacht war und die alte Königin täglich wie eine Vettel gescholten wurde, sollte Deutschland die Waffe liefern. Die Bereitschaft schon hätte Britaniens strategische Stellung gebessert und die Möglichkeit profitabler Verhandlung mit Petersburg und Paris geboten. Das war der Hauptzweck des Planes; dessen Ersinner auf Wilhelms Wunsch baute, nach dem proburischen Telegramm die Britenliebe im Sturm zurückzuerobern. Für ein haltbares Bündnis mit der Leistung entsprechender Gegen-

leistung wäre weder Eduard noch Salisbury, der, wenn sichs um einen großen Gegenstand handelte, hinter der Greisenfassade noch recht lebhaft werden konnte, zu haben gewesen; auch in beiden Häusern des Parlaments kaum eine Mehrheit. Daß Holstein nicht in die Falle tappte, nicht damals schon den Bären dem Walfisch zutrieb, müßten Deutsche ihm danken. Nicht minder, daß er pariser Guirlanden zurückwies, seit Delcassé seinem (nicht aufdringlichen) Werben in Ostasien so unhöflich ausgewichen war. Und Marokko? Ist das Urteil gerecht, das ihn, in diesem traurigen Handel nur ihn, als Rädelsführer verdammt?

Wir konnten uns 1899 mit England (vielleicht) gegen Frankreich, 1901 mit Frankreich und Spanien sicher gegen England über Marokko verständigen. Daß beide Offerten abgelehnt wurden, war klug. Die deutsche Interessensphäre durfte nicht dicht ans Mittelmeer grenzen; und das Scherifenreich mußte als Zankapfel zwischen den Westmächten liegen bleiben. Unser hastiger Flottenbau und die ungestümen Versuche, den Islam zu gewinnen, wecken in London neues Mißtrauen. Eduard und Lansdowne, Delcassé und Cambon trachten, die Erinnerung an Faschoda und den Burenlärm aus dem Gedächtnis zu tilgen. Die Frucht dieses Mühens, das franko-britische Kolonialabkommen vom achten April 1904, wird in Berlin ohne Ärger betrachtet. Der glimmt erst auf, als im Reichstag dem Kanzler lässige Schwachheit und Mangel an Nationalgefühl vorgeworfen sind. Als Bülow auf Urlaub geht, schärft er, mit einem Fuß schon im Wagen,

dem Begleiter noch ein: „Achten Sie mir, bitte, besonders auf Marokko! Das, lieber Holstein, ist mir jetzt die Hauptsache.“ Jetzt; im Lenz hat er den Hofgeneralen widersprochen, die dem Kaiser eine Landung an der Berbernküste empfahlen. Nur von der spanischen Seite her ist der Aprilvertrag nun noch zu durchlöchern. Doch England ist in Madrid zu stark (oder Radowitz, wie Holstein behauptet, zu schwach): am dritten Oktober unterzeichnen Delcassé und Del Muni das arrangement franco-espagnol. Nichts mehr zu machen? Holstein will noch immer nicht glauben, daß England das Westsultanat, das ihm seit Nelsons Tagen stets so wichtig schien, im Ernst aufgegeben habe; lieber, daß Frankreich dupirt, um den Preis des Verzichtes auf Egypten geprellt werden solle. Aber für die Ausführung der neu auftauchenden Pläne und Plänchen ist er eben so wenig verantwortlich wie für die Initiative. „Bis Ende Februar 1906, wo meine Marokko-Tätigkeit aufhörte, trugen alle wichtigeren unter den von mir veranlaßten Direktiven nicht nur die Unterschrift des Reichskanzlers, sondern waren vorher auch meistens eingehend mit ihm erörtert worden ... Dieser Sachverhalt berechtigt mich, die Behauptung, daß ich in irgendeiner Phase der Marokkofrage andere als die vom Reichskanzler bezeichneten Ziele verfolgt oder andere als die von ihm genehmigten Mittel angewandt habe, für freie Erfindung, für gänzlich unwahr zu erklären.“ Das hat er am neunzehnten Oktober 1907 in der „Zukunft“ gesagt. Er war für die Landung in Tanger, nicht für die Rede (und

hatte einen Nervenchoc, als er las, was Wilhelm gesagt habe). War gegen den Verständigungvorschlag, den Rouvier in Karlsruhe und in Berlin durch Privatpersonen machen ließ. „Weil wir den Kaiser doch nicht desavouiren, ein paar Wochen nach der Rede, in der er erklärte, nur mit dem souverainen Sultan verhandeln zu wollen, nicht mit Frankreich verhandeln konnten.“ War für die Konferenz, weil in seinem Hirn die Überzeugung lebte, daß wir mit tapferer Politik den Britenconcern zu besiegen vermochten. Gab das Dezernat ab, als auf solche Politik nicht mehr zu hoffen war. Und taumelte dennoch, wie ein Schwerverwundeter, als am zwölften März 1906 der Rückzug befohlen wurde. Das Alles ward hier oft erörtert, oft beseufzt. Nachher hat er mit dem Kanzler nie wieder über Marokko gesprochen. Die Behauptung, er habe in der Zeit der Casablancakrisis gehetzt und den Abschluß des Vertrages bekämpft, ist als unwahr erweislich. Einen Vertrag, den sein Freund Kiderlen entwarf und (in Gemeinschaft mit Herrn Jules Cambon) ausarbeitete, hätte er niemals bekämpft. War aber auch aus sachlichen Gründen für die Einigung: dieser Acker verhieß ja kein armes Hälmchen mehr. Die Ereignisse haben ihm Recht gegeben; von der Algesirasakte bis zum Schiedsspruch im Haag: eine schwarze Serie. Ich kann den Mann nicht tadeln, der dem Deutschen Reich die Kraft zutraute, sich allein durchs Dickicht zu schlagen.

(Marokko: dieses Kapitel hat er selbst geschrieben; nicht nur dieses. Der Historiker darf von dem Nachlaß, dem ge-

speicherten Briefschatz Holsteins Manches erwarten. Familie Bismarck, Paul Hatzfeldt, Abeken, Schloezer, Bucher, Hohenlohe, Waldersee, Eulenburg, Bülow, Mühlberg, Monts, Marschall, Stumm, Tattenbach: keine schlechten Korrespondenten. Und wenn die von Holstein geschriebenen Briefe gesammelt würden, wärs für den Politiker und für den Psychologen eine Fundgrube von selten erschautem Umfang; auch für den Stilgourmet, der nur Wortkunst schlürfen will. Denn dieser Geheimrat hatte von Bismarck schreiben gelernt; klar, kraftvoll und höllisch persönlich.)

Er hoffte wohl, in den Sielen sterben zu können; und auch ihn hat, wie Bismarck, diese Hoffnung getrogen. Unter Bernhard Bülow konnte er sich ja ganz sicher wähnen. Den hatte der Vater („die Heilige Kraft“: so hieß der pompös behende Staatssekretär im Amt) ihm ans Herz gelegt. „Nehmen Sie sich meines Jungen ein Bißchen an, wenn ich tot bin!“ Und der alternde Fritz war der Vermächtnispflicht treu geblieben. Bernhard konnte nicht klagen. Bukarest-Rom: ein hübscher Sprung für Einen, den, da er in seinen amtlichen Berichten verwertete, was rumänische Globetrotter brühwarm aus Paris gebracht hatten, der boshafte Graf Münster einen „flüchtigen Beobachter an der unteren Donau“ nannte. Nach Berlin hat ihn Phili gebracht, nicht Holstein. Der sagte: „Wenn Sie mal Kanzler werden wollen, bleiben Sie lieber weg; als Staatssekretär des Auswärtigen hat noch Keiner Seide gesponnen.“ Doch Philis Sinn war nicht zu erweichen, der italienische Koch entschloß sich nach

einigem Zaudern, der Herrschaft „ins Elend“ zu folgen; und der neue Staatssekretär hatte bald die dankbarste Rolle (und den besten Einbläser) im Reich. Als er Kanzler wurde, bot er Herrn von Holstein das Staatssekretariat an. Nein. Zu geringe Kenntnis handelspolitischer Geschäfte und zu wenig Vertrauen in die rhetorische Schlagfertigkeit. Nein; trotzdem der Kanzler ihm die ganze Last der Repräsentation abnehmen wollte. Bis zu der derb motivirten Trennung von Philipp Eulenburg (dessen wiener Botschafterpolitik Holstein zuerst „phantastisch“, dann, gröber, „operettenhaft“ nannte) ging Alles glatt. Seitdem wurde dem Kaiser ins Ohr geraunt, der Alte, der dem Wink der Majestät stets ausgewichen war, sei ein weltfremder Dickschädel und staubig versteinerter Bureaukrat. Obendrein noch ein fanatischer Feind Frankreichs. (Die dümmste von allen Mären. Holstein hat französische Kultur, Literatur und Verkehrsform beinahe leidenschaftlich geliebt und ist mit den Staatsmännern der Republik, von Thiers und Gambetta bis auf Courcel und Hanotaux, auch in schwierigen Momenten gut ausgekommen.) Jedenfalls ein unbequemer Passagier. Den man am Liebsten, um den Gesprächsstoff zu entgiften, Herrn Delcassé nachschickte. Aber Bülow hat diese Entlassung schon dem Fürsten Herbert Bismarck geweigert, an dessen freundlicher Meinung ihm damals doch lag. Abwarten. Dieser Reizbare schafft sicher selbst die Gelegenheit. Richtig. Im Herbst 1905 findet er, das Preßbureau lasse ihn schmählich im Stich; lancire schon lange nichts Wirksames über Marokko. Der Leiter, Geheimrat

Hammann, wird gestellt und erwidert ruhig, die Öffentliche Meinung scheine ihm für diese Sache noch nicht reif und vorsichtige Zurückhaltung deshalb nötig. „Flausen!“ Der weiße Hitzkopf schmettert ein Abschiedsgesuch (das dritte) in die Reichskanzlei. Unmöglicher Zustand. Er habe zwar nicht den Titel, durch Lebensalter und Erfahrung aber das Ansehen eines Direktors der Politischen Abteilung erworben und sei mit den Kollegen bisher immer fertig geworden. (Aber fragt mich nur nicht, wie, wisperten die Heinzelmännlein des Hauses.) Wenn ein aus dem Zeitungdienst übernommener Herr nun auf einem Separatfeuer kochen und sich ihm nicht fügen wolle, kehre das Chaos wieder. Er oder ich. Entweder wird das Preßbureau, als ein Teil der Politischen Abteilung, mir unterstellt oder ich bin hier überflüssig. Der Kanzler kennt seinen alten Gönner. Immer gleich die Flamme aus dem Dachfirst. Wozu sich die Weihnacht verderben? Unterm Baum findet Holstein einen Remedur verheißenden Brief. Und acht Tage danach ist die Verfügung „raus“, die Seiner Exzellenz die ganze Politische Abteilung unterstellt; also auch das Preßbureau. Der störrige Hammann muß sich bei ihm melden. „Das hat er mir nicht vergessen; mich seitdem gehaßt und seine Meute immer wieder gegen mich losgelassen.“ Wirklich? Der Preßdezernent war wohl selbst ein kleiner Holstein geworden; kümmerte sich so ziemlich um Alles, nicht etwa nur um die Zeitungschreiber, und hatte viel mehr Macht, als sein Titel verriet. Auch seinen Kopf für sich. Als Bönhase der Zunft

verdächtig; aber des Chefs rechte Hand (die, versteht sich, nicht wissen darf, was die linke tut). Die beiden Geheimen mußten eines Tages zusammenstoßen. Der Alte sagte dem Jüngeren nach, er sei nur ein Polizistentalent ohne Ahnung vom politischen Geschäft; der Jüngere dem Alten, er treibe den Kanzler in Konflikte, die nur ein Riese durchfechten könne, und klage nach dem ersten Hagelschauer oder Kanonenschuß dann über die ungeheuerlichen Angriffe, denen er schuldlos ausgesetzt sei. Einstweilen hat Holstein gesiegt. Schlacht oder Scharmützel? Hinter der Front lauert ein stärkerer Feind. Wo ist die schöne Zeit, da Troubadour, Austernfreund, Spätzle in Eintracht wandelten? Herr von Kiderlen wegen allzu kräftiger Witze von Philipp dem Guten oben denunzirt und in Ungnade aus dem engsten Zirkel verbannt. Holstein der Schwarze Mann des Hofes. Nur der Troubadour schlägt noch die Laute. Seine wiener Berichte waren so ins Abenteuerliche ausgeschweift, daß auch der Kaiser sie in sarkastischen Randbemerkungen verspottete und nicht nur Privatgründe das Scheiden aus der Karriere erzwangen. Aber auch im Ruhestand ist der Fürst zu Eulenburg und Hertefeld nicht müßig; noch gar ohnmächtig. Graf Uniko Groeben, Radolins Erster Sekretär, hat ihm aus Paris geschrieben, so lange Holstein mitwirke, sei an Frieden nicht zu denken; bei dem Namen schwelle dem Gallierhahn vor Wut der Kamm. Das bestätigen, mit sorgenvoller Miene, die Herren Albert Honorius von Monaco und Raymond Lecomte. Einer, der so innig den Frieden herbeisehnt

wie der Liebenberger, darfs nicht verschweigen. Das Abschiedsgesuch des Wirklichen Geheimen ist ja noch nicht erledigt. Er selbst bittet Bülow, es liegen zu lassen, bis entschieden sei, wer Richthofens Nachfolger werde. Herr von Tschirschky kommt. Der hat den kingmaker der deutschen Diplomatie vorher zwar mit äußerster Devotion behandelt und ihm nach Delcassés Fall in Worten andächtiger Bewunderung zu den Erfolgen seiner Marokkopolitik gratulirt. Weiß jetzt aber, was die Glocke geschlagen hat. Jeder Zoll ein Vorgesetzter. „Das erträgt Holstein nicht.“ Die Rechnung stimmte. Caprivi und Marschall, Hohenlohe und Bülow: er hatte sie Alle klein gesehen und sah sie dann groß. Gestern noch überlegen, fast ein umschmeichelter Lord-Protektor; heute Gehilfe, der versuchen muß, den Chef allmählich zu überzeugen. Sechzehn Jahre lang hat ers getragen; noch der Höchste, dachte er, hat einen Allerhöchsten über sich und muß tun, als sei er der Handlanger eines erhabenen Herrn. Die vom Handwerk wissen doch, wie und von wem es gemacht wird. Tschirschky als Erzieher zu demütiger Unterordnung: Das trug er nicht. Auch ein Sanfterer hätte nicht auf den Wink dieser in Hamburg und Luxemburg gebildeten Staatsmännlichkeit apportirt. Am zweiten April schreibt er an den Kanzler: „Das Auswärtige Amt ist für Herrn von Tschirschky und mich zu eng.“ Bitte um Genehmigung des Abschiedsgesuches aus der Weihnachtwoche. Langes, intimes Gespräch mit dem Fürsten Bülow, der drängend rät, auszuharren. Am nächsten Tag aber einen

Brief bekommt, in dem Holstein ihm mitteilt, daß er ein Duplikat des Abschiedsgesuches an das Auswärtige Amt geschickt habe; „weil es für meine Würde und Ihre Ruhe das Beste ist, ein Ende zu machen“. Noch einmal versucht der Kanzler, das Gesuch aufzuhalten; läßt das Original vom Geheimrat Scheefer einschließen und dem neuen Herrn drüben sagen, daß ers persönlich erledigen werde. Erst als er röchelnd im Bett liegt, wird es vorgesucht; und in der Osterwoche dem Wirklichen Geheimen Rat Baron von Holstein der erbetene Abschied in Gnaden bewilligt.

Von zehn Diplomaten schwören mindestens acht darauf, daß Bülow froh war, den unbequemen Mahner los zu sein. Der kränkliche Tschirschky, sagen sie, hätte um keinen Preis gewagt, vom ersten Tag seiner neuen Herrlichkeit an wider den erkennbaren Willen des Kanzlers zu handeln. Der Fürst hat beteuert, daß er Holstein halten wollte. Der hat ihm geglaubt und für seinen Sturz die Trias Eulenburg-Hammann-Tschirschky verantwortlich gemacht. Der Liebenberger gab, als er ihn stellen ließ, sein großes Ehrenwort. „Nie! Wie ist es nur möglich, mir Solches zuzutrauen!“ Ein Pistolenduell? Das fehlte gerade noch. Trotz dem Grauen Star konnte der Rabbiate ja treffen. Lieber mehrte der Sänger und Held seine Injuriensammlung durch einen Brief, in dem Holstein ihn einen „erbärmlichen Menschen“ nannte.

... Am achten Mai 1909 ist Holstein gestorben. Wenn er heute noch lebte, würde er mit Jünglingseifer (und, glaube ich, mit nie gekanntem Staunen) die leisen Versuche

beobachten, zwischen Japan und der Türkei Fäden zu knüpfen und den Britenconcern durch die Verbündung zweier Asiatenmächte zu stärken, die Rußland auf beiden Flanken bedrohen. (Zu stärken? Shintoisten und Muhammedaner, die dem ersten Blick nichts gemeinsam zu haben scheinen als Christenhaß und allenfalls sympathie de peau, könnten eines Tages auch der „kleinen Insel", deren Sonne Rosebery selbst von rötlichen Nebeln verhängt sieht, die Bedingungen eines Vertrages diktiren: denn gegen ihre vereinten Horden wäre Indien nicht lange zu halten. Ein Thema, dem die deutsche Staatsmannschaft nachdenken sollte.) Näher läge der Excellenz freilich eine andere Sorge. Nur jetzt kein brünstiges Trachten nach Russenzärtlichkeit! Solche Gefühle sind aus einer slavischen Demokratie für uns nicht zu holen. Will Nikolai Alexandrowitsch mit Wilhelm plaudern: gut. Wir sind höfliche Leute; haben aber nicht das Bedürfnis, uns an wankende Mauern zu lehnen. Und wären so unklug wie in den dunkelsten Stunden der nachbismarckischen Ära, wenn wir Franz Ferdinand und Aehrenthal kopfscheu machten. Wir haben kein Kinderspektakel hinter uns, sondern einen harten Kampf um das deutsche Ansehen. Soll Das wieder schrumpfen, weil Nikolais Majestät lächelnd zu winken geruht und wir selig auf die eben noch umwölkte Höhe emporstarren? Wir haben optirt, wie wir mußten: für Österreich; was diesmal hieß: für das Germanenrecht auf Selbständigkeit und vernünftige Expansion. Das winzigste Getändel mit Denen, die uns gestern einkreisen und lähmen

wollten, kann uns den einzigen Bundesgenossen entfremden. Je länger wir kühl bleiben, desto größer wird in Ost und West die Gier nach Geschäftsabschlüssen mit dem Deutschen Reich. Also keine Aufbauschung des Schärenereignisses. Das gestern Erlebte kann sich morgen wiederholen. Noch ist in Südosteuropa das Drama nicht zu Ende gespielt. Nach der Pause kommen die Akte „Kreta“ und „Bulgarien“.

Holstein hat Deutschlands Sieg noch erlebt; nach langem Weh Deutschlands Befreiung als eine kaum noch erhoffte Freude empfunden. Hatte ers nicht immer gesagt? Daß man kein Genie braucht, um mit vier Millionen Soldaten, den besten auf dem Erdrund, anständige und leidlich rentirende Politik zu machen, nur Mut und Nervenruhe? Genau so wäre es in Algesiras gekommen, wenn wir, statt auf die Säusler zu hören, tapfer durchgehalten hätten. Wer konnte denn den Tanz mit uns wagen? England ohne Landheer und mit veraltetem Schiffsgeschütz? Frankreich mit der Ulanenpanik von 1905? Rußland ohne Anleihe und mit der noch gärenden Duma? Auf Einschüchterung wars abgesehen; und der Bluff gelang nur, weil wir weich wurden. Vorbei. Die Scharte ist nun ja halb ausgewetzt. Den Zweiflern bewiesen, was deutscher Wille, noch bei schlechtem Wetter, vermag. Und der Verabschiedete hatte dazu mitgewirkt. In dem harzer Dammhaus, in das er, weil nur für einen Logirgast drin Raum war, so gern einkehrte, schrieb er den langen Brief, der den Kanzler in feierlichem Ton mahnte, diesmal sich nicht von der Stange wegdrängen zu lassen und

dem Kaiser, dem Preußenkönig rückhaltlos zu sagen, welcher Einsatz auch für ihn auf dem Spielbrett stehe. Er empfahl Herrn von Kiderlen, der sich nicht nur als Orientspezialisten bewährte. Entlarvte den eitlen Stümper Iswolskij auf allen Schleichwegen. Und hatte endlich wieder Arbeit, die dem Patrioten nicht zur Qual ward. Noch im Krankenbett, bei knapper, dem Magen wenig, dem Gaumen nichts bietender Kost, konferirte und schrieb er eifrig. Der Leib welkte; der Geist schien verjüngt. Erst nach der Entlassung hatte er („weil ich im Amt nicht Zeit zu unnötigem Ärger hatte") Bismarcks Buch gelesen. Das half jetzt zu einem stillen Triumph. „Fast alles über Rußland, Österreich und den Balkan Gesagte ist überholt oder war schon damals falsch; und Unsereiner wird wie ein Schuljunge heruntergeputzt, weil er daneben gehauen hat? Daß es nicht unter allen Umständen dumm ist, mit Österreich gegen Rußland zu gehen, sieht heute doch ein Kind. Und was habe ich wegen dieser Überzeugung auszustehen gehabt!" Ein Jammer, daß er just in diesem Lenz die Knochen nicht rühren konnte. Doch die Erinnerung an alte Fehler, wirkliche oder zugeschriebene, konnte man ihm ersparen. Die durfte nun schweigen.

Auch im Herzen des Königs. Der aber rief dem toten Diener kein Wort ins Grab nach; schmückte den Sarg des Royalisten nicht mit dem Kranz, den er jeder Dutzendexcellenz spendet. (Warum? Davon wird zu reden sein, wenn der Blick sich vom Amtsbezirk auf Holsteins außerdienstlichen Wandel und auf die Tragik seines Erlebens

wendet.) Doch in diesem Brettergehäus ruhte Einer, der in schwerem Siechtum erst so recht glücklich geworden, erst vom letzten Bett aus an das Ziel des Jugendsehnens gelangt war: im Feuer zu führen und dem Auge, der schnüffelnden Spähsucht doch bei jedem Schritt unerreichbar zu bleiben.

II.

Goethe: Es gab eine Zeit, wo das Studium der Naturgeschichte noch so weit zurück war, daß man die Meinung allgemein verbreitet fand, der Kuckuck sei nur im Sommer ein Kuckuck, im Winter aber ein Raubvogel.

Eckermann: Diese Ansicht existirt im Volke auch jetzt noch. Man gebraucht den guten Vogel als das Gleichnis des schändlichsten Undankes. Ich kenne Leute, die sich diese Absurdidäten durchaus nicht ausreden lassen und die daran so fest hängen wie an irgendeinem Artikel ihres christlichen Glaubens.

Goethe: Die Herren Ornithologen sind wahrscheinlich froh, wenn sie irgendeinen eigentümlichen Vogel nur einigermaßen schicklich untergebracht haben; wogegen aber die Natur ihr freies Spiel treibt und sich um die von beschränkten Menschen gemachten Fächer wenig kümmert.

Eckermann: Der Kuckuck ist ein Vogel für sich, mit so scharf ausgesprochener Individualität wie einer. Wir wissen von ihm, daß er nicht selbst brütet, sondern sein Ei in das Nest irgendeines anderen Vogels legt.

Goethe: Alles, was ich über ihn gehört habe, gibt mir für diesen merkwürdigen Vogel ein großes Interesse. Er ist eine höchst problematische Natur, ein offen-

bares Geheimnis, aber trotzdem schwer zu lösen, weil es so offenbar ist. Bei wie vielen Dingen finden wir uns in dem selben Fall!

Vor drei Jahren hatte ich zum ersten Mal ausführlich über Holstein geschrieben (der im Lenz, mit den Brillanten zum Roten Adler, verabschiedet worden war). Ihn der grauen Eminenz verglichen, Herrn François le Clerc du Tremblay, den die Geschichte als Pater Joseph kennt und der im Dunkel fünfzehn Jahre lang die internationale Politik Frankreichs leitete. „Holstein war noch weniger eitel als der Provinzial der Touraine und fühlte sich eigentlich nur in seinem Winkel wohl. Er wollte nicht sichtbar sein, nicht genannt werden. War unglücklich, vom Ärger krank, wenn sein Name einmal in die Presse kam. Ihm genügte die Wirkensmöglichkeit und das Bewußtsein der Macht. Die hatte er. Bene qui latuit bene vixit . . . War dieses Leben, das sich dem Blick so scheu immer barg, glücklich zu preisen? Herr von Holstein ist ans Ziel seines Wunsches gelangt: er hat geherrscht, in seinem Winkel alle Wonnen der Macht ausgeschlürft und sich manchmal als den Mann des Schicksals gefühlt. Ringsum aber wohl auch den lauernden Haß; und nah dem Herzen brannte es oft wie eine hautlose Stelle. Unter Blinden war dieser Einäugige König. Wenn er heute aber zurückschaut: wo liegen seine Reiche? Deutschlands internationale Politik war nie schlechter, ihr Ertrag nie dürftiger als in den drei Lustren holsteinischer Herrschaft. Als Bismarck ging, war Frankreich, als Holstein ging, Deutsch-

land vereinsamt. Kein Reich also erobert, keine nützlich fortwirkende Tradition geschaffen; und kein warmes Heim in Menschenherzen gefunden". Einem heldischen Riesen ähnelte der Portraitirte nicht; doch weniger noch einem Knirps. Eine schlackige Persönlichkeit war dargestellt, deren großes und im Großen nicht unedles Wollen nicht vom rechten Schöpfergeist bedient wurde. Der erste Widerhall kam aus der Kanzleiregion. „In einem Punkt ist Ihr Urteil Herrn von Holstein nicht gerecht geworden. Die Untergebenen hat er immer gut behandelt. Hochfahrend war er nie. Er hat Manchem geholfen und hinterläßt bei uns deshalb das beste Andenken." Sechs Wochen danach kam von Holstein ein Brief, der am achtzehnten August 1906 hier veröffentlicht wurde. Über die Bismarck-Katastrophe wolle er nicht sprechen, ehe der dritte Band der „Gedanken und Erinnerungen" erschienen sei. „Wann Das geschehen wird, ahne ich nicht; falls ich vorher aus dem Leben scheiden sollte, werde ich einer kompetenten Persönlichkeit den Auftrag zurücklassen, das nach Lage der Dinge etwa geeignet oder notwendig Erscheinende aus meinem Nachlaß zu veröffentlichen. Mir ist gesagt worden, daß auch von anderen Seiten auf diesen Zeitpunkt gewartet wird." (Dabei dachte er zunächst an Waldersees Witwe und an Boetticher; wußte aber nicht, daß dem Fürsten Guido Henckel von Donnersmarck das Bestimmungrecht über den gefürchteten dritten Band zugefallen ist.) Der Hauptzweck des Briefes war wohl, den Verdacht abzuwehren, er habe der internationalen Politik

des Deutschen Reiches die Richtung gewiesen und „direkte oder indirekte Beziehungen zu Seiner Majestät gehabt“. Der erkennbarste Zweck. Der Gestürzte, um den sich von den superi damals kaum Jemand kümmerte, ertrug das Bewußtsein der Ohnmacht wohl nicht und wollte beweisen, daß er noch nicht abgetan sei; mit dem Amt nicht jede Wirkensmöglichkeit verloren habe. („Sie haben mich aus dem Amt gebracht und mir dann doch wieder zu Macht verholfen“: sagte er schmunzelnd später oft zu mir.) Drum kam er, zum ersten Mal ungezwungen, ans Licht. Warum gerade zu mir? Weil ich die Leute, die er für seine schlimmsten Feinde hielt, Philipp Eulenburg und Herrn von Tschirschky, grausam angegriffen und weil er am eigenen Leib erlebt hatte, daß solche Angriffe nicht immer, wie sonst mancher im Holzpapiergelände unternommene, zu belächeln seien. Die höfliche, in allem Historisch-Sachlichen aber auf festem Ankergrund beharrende Antwort, die ich im selben Heft seinem Brief gab, schloß mit den Sätzen: „Nie hat ein Geschichtenträger mich gegen Sie zu hetzen versucht; ich habe Ihnen die Quellen, aus denen ich schöpfte, gezeigt und bin zu jeder noch erwünschten Auskunft bereit. Daß mein Portraitirversuch in manchem Zug unähnlich blieb, ist zu fürchten. Was läge dran? Würde Ihr Bismarckbild meinem gleichen? Taines Bonaparte schien dem Prinzen Jerome eine erbärmliche Karikatur; und das Portrait, das dem Original gefällt, ist nicht immer das ehrlichste. Ich habe mich um gerechtes Urteil bemüht. Doch selbst blindeste Ungerechtigkeit braucht

den hellen Sinn Eurer Excellenz nicht zu umwölken. Sie sind jetzt ja frei, keinem durch Zufallsgunst Erhöhten mehr untertan; und können, mit der Frische des Geistes, für die der Stil Ihres Briefes zeugt, Freund und Feind lehren, wie ein aufrechter, des politischen Geschäftes kundiger, von keinem Dickicht zu schreckender Mann seinem Vaterlande dient."

Vierzehn Tage danach fragte ein gescheiter und nobel empfindender Mann, den ich schon lange hoch schätzte; „Möchten Sie sich nicht mal bei mir mit Holstein aussprechen? Ihm scheint daran zu liegen." Gern. Der erste Eindruck: ein Professor. Ziemlich groß und hager. Dunkler, unmodischer Jackettanzug und breite Wanderstiefel. Der Kopf, mit dem kahlen Vorderschädel und der weit vorspringenden, ein Bischen zu dicken Nase über dem dichten Weißbart, eines Büchermenschen. So lange er die Brille trug. Wenn er sie abgenommen hatte, kam die Energie und die Feinheit des unbewachsenen Kopfteiles zu deutlicherem Ausdruck. Jedenfalls: kein geschniegelter Diplomat. Und: im neunundsechzigsten Lebensjahr noch kein Greis. Firn wie ein Fünfziger. Wegen Altersschwäche konnten sie Den nicht pensionirt haben. Der arbeitete sicher noch mehr als Kanzler und Staatssekretär zusammen; mehr und rascher. Und marschirte, zur Erholung, dann nach Tempelhof oder Paulsborn. Während der ersten Minuten waren wir Beide etwas steif und genirt. Dann ging er aufs Ganze. „Hier bin ich; sehen Sie mich genau an und beantworten sich dann die Frage, ob ich dem Bild gleiche, das Ihnen in Bismarcks Haus gezeigt worden

ist. Ohne Sie hätten meine Feinde mich nicht untergekriegt, aber daß Sie dem größten Mann des Jahrhunderts glaubten; kann Ihnen ja kein vernünftiger Mensch nachtragen.“ Damit war unter das Vergangene ein Strich gezogen. Und wir kamen einander schnell nah. Gingen noch am selben heißen Mittag eine Stunde lang durch schattige Parkstraßen. Seitdem hat er mich oft besucht, wenn er nicht krank war, mindestens einmal in jeder Woche. Und in jeder kam wenigstens ein Brief. Er respektirte die Arbeitleistung so sehr, daß er mir nicht erlaubte, ihm den weiten Weg zu sparen „Das fehlte noch! Ich habe auf der Welt nichts mehr zu tun und Sie arbeiten für Zehn. Nein: ich komme an Ihren etwas freieren Tagen, lasse mich ruhig abweisen, wenns Ihnen nicht paßt, und bestehe darauf, daß Sie in der Hausjacke neben mir sitzen. Haben Sie mal gar nichts Besseres vor und sagen sich bei mir an, so bin ich dankbar. Aber Ceremonien gibts für uns nicht.“ Dabei ists geblieben. Am achten März kam er zum letzten Mal. Nach ein paar Tropfen milden Rotweins hatte er Magenbeschwerden und einen Krampfhusten anfall; mußte sich hinlegen, schien aber nach einem Weilchen leidlich erholt und konnte bis an die Haltestelle der Straßenbahn gehen. Einen Wagen? „Danke.“ Danach hat er seine Wohnung nicht wieder verlassen. Dort saß ich manchmal noch an seinem Bett.

Wir haben uns im Laufe der Jahre ernsthaft befreundet und er hat mir viele Beweise tiefer Sympathie gegeben. Die Erinnerung darf den Blick nicht blenden. Doch Holstein

war anders, als er mir von Weitem gezeigt worden war. Nicht größer: sauberer und aus feinerem Stoff. Bismarcks Psychologie entfleischte den Menschen; nahm ihm die Polyphonie des Empfindens und Trachtens und suchte all sein Handeln aus einer Willensdominante zu erklären. Holstein war ihm der Mann des Dunkels. Einer, der Jeden für einen Kujon hält und denkt: Wenn ich ihm kein Bein stelle, stellt er mir eins. Der Raubvogel, der, weil er nicht selbst brüten kann, seine Eier heimlich in fremde Nester legt. „Eigentlich war er mehr Arnims Schüler als meiner. Nur im Souterrain zu brauchen. Flecke auf der inneren Iris.“ Ein sanfter Kritiker war Bismarck nie. Aus Frankfurt hat er 1857 an Gerlach geschrieben: „Die Fähigkeit, Menschen zu bewundern, ist in mir nur mäßig ausgebildet und vielmehr ein Fehler meines Auges, daß es schärfer für Schwächen als für Vorzüge ist.“ So blieb er; immer geneigt, die Mängel (auch an sich selbst) stärker zu betonen als die guten Eigenschaften. Wenn man ihn nach einem seiner Mitarbeiter fragte, wurden sicher zuerst die Grenzen der Fähigkeit und des Wollens gezogen; das Lob der Leistung tröpfelte dann vielleicht nach. Zum Entzücken wars, die hohe höfliche Stimme Todesurteile sprechen zu hören. Und den Freund des Ehepaares Lebbin hatten Herbert und Bucher (nach Keudell und Reuß) ihm gründlich verleidet. Holstein war anders, als ihn der Gewaltige sah. Kein Schöpfergeist. Nicht der Mann, das Schicksal einer Nation zu gestalten. Nicht aus einem Guß; in manchem Zug eine problematische Natur (solche Naturen,

sagt Goethe, „wird man in Diktionären, Bibliotheken, Nekrologen selten mit Gründlichkeit und Billigkeit dargestellt finden“). Ungemein mißtrauisch und empfindlich: und doch von heiterem Wesensgrundton. Vom Wirbel bis zur Zehe von politischer Leidenschaft erfüllt: und doch von fast kindhafter Freude an den kleinen Alltagsgenüssen des Daseins. Just diese joie de vivre hatte ich ihm nicht zugetraut. Einen finster blickenden Duodezalba zu finden erwartet; „eine langfüßige, schmalleibige Kreuzspinne, die vom Fraß nicht feist wird und recht dünne Fäden zieht, aber desto zähere.“ Und fand einen unterm Weißhaar noch Munteren, der das süße Leben, die schöne, freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens egmontisch liebte. Stillen Laubwald und bunt bestickte Wiesen; Spazirgänge unter märkischen Kiefern oder auf dürrem Sandfeld hinter den letzten Häusern der Großstadt. Schmackhafte Speise und einen edlen Tropfen. Gespräche mit ernsten Männern und grazilen oder klugen Frauen. Er mußte sich 1906 schon kasteien, ging nur noch in fünf Häuser (wenn er sicher war, keinen Fremden zu treffen) und das Mahl, das ihm im engen Eßzimmerchen aufgetischt wurde, war karger und schlichter servirt als eines Bankbuchhalters. Noch aber gefiel ihm Allerlei. „Jedes Frühjahr das erste Tiergartengrün; oder wenn in Werder die Kirschen blühn; zu Pfingsten Kalmus und Birkenreiser; der alte Moltke, der alte Kaiser.“ So (ungefähr) konnte er mit Fontane sprechen. Und auch dem Schwedter fehlte, wie dem Neuruppiner, beinahe völlig der Sinn für Feierlichkeit. „Machthaber aller Arten und

Grade, vom Hof, von der Börse, von der Parade, ‚Damens' mit und ohne Schnitzer, Portiers, Hauswirte, Hausbesitzer: ich konnte mich Allen bequem bequemen, aber feierlich konnt' ich sie nicht nehmen." Der Mann bequemen Bequemens war Holstein freilich nicht. Doch Einer, in den das Dichterherz des gascognischen Märkers sich verliebt hätte. Nicht nur klug: auch kultivirt. Nicht nur witzig: auch männlichen Humors voll. Wie herzlich konnte er lachen; wie mußte man über ihn lachen, wenn er sich selbst zum Besten hielt oder Einen, den er erlebt hatte, derb karikirte! „Der hat sich, bis er die reiche Frau fand, furchtbar gequält und davon Schwielen an der Seele bekommen." „Der hat so viele Lügen über die Lippen gebracht, daß er jetzt aus dem Munde riecht." Ärgeres. Verlogenheit war ihm ein Gräuel. Von Paul Hatzfeldt (den er unter allen Diplomaten am Meisten liebte und dessen Bild der am Schreibtisch Sitzende stets vorm Auge hatte) sagte er oft: „Der hat nie ein unwahrhaftiges Wort gesprochen." Und dieser Tugend rühmte er sich selbst; nur dieser. (Die von der Amtspflicht erzwungene Unwahrhaftigkeit fiel in den Bereich der reservatio jacobea; Manchen, der sich ihm intim verbunden wähnte, hat noch der Verabschiedete „wie einen fremden Diplomaten behandelt".) Von der galanten Seite zeigen ihn schon Hatzfeldts Briefe; und noch dem Greisenden war anzumerken, wie viel und wie gern er mit Damen verkehrt hatte. Er war wohl immer mehr ami des femmes als homme à femmes gewesen; der Archenferge, der die von der Sündflut Bedrohten aufnahm

und tröstete. Galant im alten Stil; wie ein Ritter, der sich vor dem Damenrecht beugt und doch nie zum Boudoirauf-wärter verzwergt. Auch mit Kindern konnte er reden; lustig und ernst. Das hätte der Holstein bismärckischer Zeichnung nicht vermocht. Das kann nur Einer, dessen Herzensschrein Güte einschließt. Und der Hagestolz war bei den Kindern so beliebt wie bei deren Müttern.

Ein Plaudertalent, wie mans in Norddeutschland kaum noch findet. Er hatte viel erlebt, manches Gute gelesen und setzte die Worte wie ein in Doudans und Schopenhauers Schule Erzogener. Wer so anmutiger Kunst spröd wider-stand, wurde von dem Patriotismus des Mannes hingerissen. „Die leidenschaftliche Vaterlandliebe des Bürgers entsteht aus der Gesammtheit der Leidenschaften, die Gott ins Menschen-herz gepflanzt hat: Liebe fürs eigene Selbst und Entschlossen-heit zur Verteidigung des heiligen Rechtes auf einen Platz an der Sonne, das mit ihm geboren ward; Liebe für die Familie, das engste Vaterland, das nicht über den Herzschlag der Kinder hinausreicht. Vater und Mutter, Weib und Kind, Blut und Sprache, Ehre und Erbteil, Würde und Habe, Meer und Gebirg, Sitte und Gesetz, Himmel und Erde: das Alles umfaßt die Vaterlandliebe. Unter allen edlen Leidenschaften ist sie die mächtigste, weil in ihr alle anderen enthalten sind; und nur von ihr hat die Menschheit übermenschliche Leistung zu hoffen.“ Nie habe ich den Rhythmus dieser Sätze La-martines stärker empfunden als in der Zeit des Verkehres mit Holstein. Der liebte Preußen, liebte das Deutsche Reich

wie eine Mutter und wie eine Braut. War bereit, Alles fürs Vaterland hinzugeben. Das ihm mit knausernder Hand doch und mit mürrischer Miene lohnte. Ein Leben lang untergeben; ein Sold, mit dem sich nur knapp auskommen ließ; ruhmlose Arbeit und Tag vor Tag den Hundejungenärger im Amt. Herr über den ganzen Apparat der Reichsdiplomatie, unermüdlich am Werk, bis ins innerste Wesensfältchen reinlich und in seiner stolzen Armut niemals unzufrieden: auf solches Gewächs darf der deutsche Boden sich was einbilden. Das sollten die anderen Länder ihm erst nachmachen. Holstein hat den Trost, den er ersehnte, gefunden: mit seinem Menschenarm das Rad des Weltverhängnisses gedreht und gehemmt. Wäre aber auch als obskurer Geheimrat dem Vaterland mit Haut und Haar verschrieben gewesen; unter keinen Umständen ein gallischer fonctionnaire, der, nach Bonapartes Wort, statt des Stolzes die Eitelkeit in sich nährt, Pfründen und Nebenprofite erlauert und das Staatsamt mehr liebt als den Staat. Er knirschte, wenn er einen Fehler nicht hindern konnte; fühlte Körperschmerz, wenn er Etwas las, das ihm dem Reich schädlich schien; und hätte Einen, der dreist für fremde Interessen eintrat, am Liebsten zu Galgen und Rad verdammt. Sein Instinkt für das dem Reich Notwendige war nicht unfehlbar, wie Bismarcks. Als Der sich, auf dem Weg nach Reval, mit dem preußischen Konsul im lübecker Ratskeller festgekneipt hatte und am nächsten Morgen, mit einem in der Wasserwiege geschaukelten Kater, aus dem gläsernen Bullenauge der Kabine müd auf die See

blinzelte, sah er gleich, daß da nicht der richtige Kurs gesteuert werde. Schlüpfte, mit schwindligem Kopf, in die Kleider, kletterte auf Deck und sprach: „Mit Ihrer Navigation stimmts nicht, Kapitän.“ „Wieso denn?“ „Mit diesem Kurs kommen Sie niemals nach Reval.“ „Will ich auch gar nicht, Herr; sondern nach Hull.“ Der sanft Bezechte war im Dunkel aufs falsche Schiff geraten; hatte, trotzdem er zum ersten Mal auf See war und den Katzenjammer in allen Gliedern spürte, sofort aber gemerkt, daß mit dieser Steuerung nicht an sein Ziel zu kommen sei. (Keins von den kleinsten Geniewundern, scheint mir.) Holstein hats manchmal zu spät gemerkt: auch nüchtern, von keiner Passion berauscht und in oft durchsichtetem Fahrwasser. Doch das Ziel, das ihn lohnend dünkte, stets mit inbrünstiger Seele gesucht. Wie ers erreichte? Auf jeder gangbaren Straße; oder auf Umwegen durch stinkende Winkelgäßchen. Cum finis est licitus, etiam media sunt licita, meinte er (der Busenbaum und Pascal gewiß nicht kannte); der patriotische Zweck heiligt jedes Mittel. Otto Bismarck als Reichsfeind verschreien, Herbert Bismarck auf englischem Preßpapier anschwärzen, Vater und Sohn mit Spionen umstellen: was das Vaterland heischt, muß geschehen. Die haben ja auch nie Einen geschont; und aus den Provinzialbriefen winkt die tröstliche Kunde: „Nous corrigeons le vice du moyen par la pureté de la fin.“ Alle Politiker, die was erwirken wollten, haben so gedacht und gehandelt; vor und nach Macchiavelli. Zum Verbrechen wird eine schlimme Tat erst, wenn festgestellt ist, daß sie nicht

von der Notwendigkeit erzwungen war: dozirte Napoleon, da man ihn mit dem Schatten des Herzogs von Enghien zu schrecken versuchte. Und Fritz von Preußen war nicht wählerischer als Fritz von Holstein. „Wenns nicht anders geht, müssen wir eben Schelme sein“: sprach der große Friedrich.

Wie eine Braut und wie eine Mutter hat Holstein die Heimat geliebt. Die kennt der Bräutigam, der Sohn selten bis ins Innerste; sieht sie aus liebendem Auge oft schöner, aus ängstlichem oft wohl auch schwächer, als sie ist; ahnt nicht, welche Schutz- und Trutzmöglichkeit sie in sich trägt. So wars hier. „Von innerer Politik verstehe ich gar nichts“: Das sprach der Wirkliche Geheime Rat in bescheidener Ruhe aus. Als ichs zum ersten Mal hörte, dachte ich: er übertreibt; meint nur, daß er sich auf diesem Gebiet nicht ganz so sicher fühle wie im Zunftbereich der Diplomatie. Nein: er wußte wirklich nichts davon. Nichts von der Verwaltung, den Gesetzen, Finanzen, Klasseninteressen, Parteien. Hatte sich nur um die Wehrmacht, Armee und Marine, gekümmert und sah nur in den Fraktionen, die dafür nicht das Nötige bewilligten, Feinde des Reiches (und, versteht sich, in Polen, Welfen, Dänen, die ihm Auslandsvorposten auf deutscher Erde schienen und denen er deshalb nicht die kleinste Lebenserleichterung gönnte). Nach der Reichstagsauflösung vom dreizehnten Dezember 1906 kam er mit der Frage: „Ist diese Wendung gegen das Centrum nun ein guter oder schlechter Gedanke des armen Bülow?“ (So nannte er ihn oft; fand des Kanzlers Lage höchst unbequem

und war eifernd bemüht, ihn vor allzu hartem Angriff zu wahren.) War bald überzeugt, daß der von keinem Genius geleitete Freund im besten Fall siegen werde wie Pyrrhus in Apulien über die Römer; auf Askulum müsse Beneventum folgen und Herr Erzberger, trotz den Triumphgesängen des Evangelischen Bundes, rasch zum Curius Dentatus erstarken. Auch über die Möglichkeit einer Reichsfinanzreform hatte er keine Meinung; bekannte sich nur, „in einem gepfefferten Brief", dem Kanzler als Gegner der Nachlaßsteuer. Von der Entwickelung deutscher Wirtschaft, ihrer Kraft, Wertzeugerleistung, Relation zu der anderer Großstaaten war kaum ein Dämmern ihm ins Bewußtsein gedrungen. Spezialist fürs Auswärtige. Wohl der Letzte seiner Art; auch wer ihn bewundert, muß es wünschen. Wie kann Einem, der Bau und Leben der Staatskörper nicht bis in die tiefste Wurzelfaser kennt, im internationalen Geschäft Dauerbares gelingen? Der nicht sieht, daß in Großbritanien das stürmische Sehnen nach ausreichendem Schutz und Absatz der Produktion die papiernen Parteiunterschiede schon morgen vielleicht wegwirbeln kann? Daß in Rußland nicht für Freiheit und Menschenrecht, sondern gegen den rückständigen Kommunismus der Wirtschaft gestritten wird? Daß Frankreich, das alte Experimentirland der Menschheitgeschichte, der Wahl zwischen Anarcho-Sozialismus und Diktatur nicht lange mehr auszuweichen vermag? Alle Balkanpolitik ökonomisch, von Wien, Bukarest, Sofia, Konstantinopel aus, determinirt sein muß? Die Vereinigten Staaten sich für die Industrieausfuhr

rüsten und Panzerschiffe bauen, um auf unbefestigten Märkten Abnahme zu erzwingen? Die Zeit der Hof- und Kanzleidiplomatie ist unwiederbringlich dahin. Bismarck war von Genies Gnaden Allumfasser. Holstein, den man nicht einen Bureaukraten schelten darf, hat zu spät erkannt, um wie viel stärker das geliebte Vaterland war, als ers geträumt hatte.

Spezialist. Auch da nicht im rechten Sinn schöpferisch. Ganz ungemein begabt aber für die Ausnützung fremder Fehler, die Ausmünzung fremder Gedanken. Blitzschnell errechnete er dann jede Möglichkeit, hatte ein Bäckerdutzend historischer Beispiele an der Hand und fegte mit dem Hauch seines beredten Mundes jeden Zweifel hinweg. Als er im vorigen Hochsommer hörte, König Eduard habe in Ischl Franz Joseph ersucht, in den Britenconcern einzutreten und den Verbündeten in Berlin zur Verständigung über den Flottenbau aufzufordern, und habe auf beide Bitten eine freundlich, doch bestimmt ablehnende Antwort bekommen, jauchzte sein altes Herz. Nun mußte Alles sich, Alles wenden. Der alte Kaiser hatte gesagt: „Da habe ich mir einen Feind gemacht; aber ich konnte nicht anders.“ Eduard ist ärgerlich abgereist und mit Clemenceau dann in fast kurwidrigen Zank geraten. „Wenn wir jetzt nicht wieder weich werden, verfehlt die Einkreisung ihren Zweck.“ Tag und Nacht besann er, wie hier zu ermuntern, dort zu schwichtigen sei. Und war mit seinem Plan im Gröbsten fertig, als der bosnische Lärm anfing. Nachher hat er die Detailarbeit des Kanzlers sehr gelobt. „Er hat wirklich ein paar hübsche

Einfälle gehabt und ich wüßte nicht, wers heute besser machen könnte.“ Sah den Himmel beinahe offen. Nur: die Flotte! Die war die bitterste Sorge seiner letzten Lebensjahre. So lange wir in dem jetzt beliebten Tempo weiterbauen, gehts weder mit der internationalen Politik noch mit den Finanzen vorwärts. Wir brauchen nur Unterseebote, Minen, kleine Kreuzer, Torpedos, Zerstörer; Technikerwaffen und Küstenschutz. Wir müssen uns mit England verständigen, in würdiger Großmachtruhe natürlich, und dürfen nicht warten, bis die Sache vor die haager Instanz gebracht ist, wo wir majorisirt oder mindestens ins Unrecht gesetzt werden. (Was hätte er gesagt, wenn das Echo der Preßkonferenzreden noch in sein Ohr gelangt wäre? Balfour und Asquith, Roberts und Haldane, Lansdowne und Grey: höchste Zeit zu stolzem Entschluß. Wenn er gehört hätte, daß nun auch Österreich und Italien zu hastigem Bau teurer Dreadnoughts gezwungen werden? „Das beste Mittel, ihnen den Dreibund zu verekeln. Noch eine Liebäugelei mit den Russen, deren Gefühle Lamsdorff, Cassini, Iswolskij uns doch verraten haben, am Ende gar ein Versprechen für Persien: und wir sind wieder, wo wir nach Algesiras waren.“) Wer ihm vom Flottenverein sprach, wurde mit einem zornig dreinschmetternden Marsch heimgeschickt. Der Marinesekretär Tirpitz war ihm ein Unheilbringer. Und wo in Presse und Parlament für Schlachtschiffe agitirt wurde, witterte er Panzerplattenlieferanten, Werftaktionäre und andere Profitjäger dahinter. So war er. Traute dem anders

Denkenden das gewissenloseste Handeln zu. Bis an die Grenze des Landesverrates; und darüber hinaus. Jeder Artikel, der ihm mißfiel, war das Werk tückischer Wichte, die meist den Schreiber nur vorgeschickt hatten und hinter dem Papierwall die Wirkung abwarteten. Was gegen ihn in die Zeitungen glissirt wurde, kam ausnahmelos von Hammann. Der beherrschte das Holzpapier des Erdballs. Hic et ubique. Auch wenn alle Indizien dagegen zeugten. Er ließ sichs nicht ausreden. Und lernte doch nie begreifen, wie Einer so infam sein könne, auch ihm häßliche Motive anzusinnen.

„Gewissen Geistern muß man ihre Idiotismen lassen", spricht der frohnatürliche Sohn der Frau Rat. Der Qualm der Schwarzen Küche setzt sich nicht nur in die Kleider. Selbst Bismarcks majestätischer Menschenverstand war solchen Zwangsvorstellungen zugänglich. Ihm hieß der Fliegengott, Verderber, Lügner Holstein (manchmal auch Boetticher); dem Wirklichen Geheimen hieß er in allen Gauen des Reiches Hammann. Alles wiederholt sich nur im Leben; mir wars oft nicht leicht, bei dieser Wiederholung ernst zu bleiben; auf der Mundharmonika ruhig das Stück zu hören, das die Orgel ins Ohr gedröhnt hatte. Für den Humor der Sache hatte Holstein keinen Sinn. Half sich mit spitzem Witz aus der Verlegenheit. „Sie haben eine sehr angenehme Art, mir anzudeuten, daß ich allerwenigstens zur Hälfte verrückt bin. Schön. Mein Spinat wird ohnehin kalt, wenn ich mich nicht spute. Aber daß Sie mich für eigensinnig ausgegeben haben, ist stark; im Vergleich mit Ihnen bin ich

ja ein nachgiebiger Backfisch. Na, eines Tages werden Sie mir sämmtliche Injurien abbitten und einsehen, daß ich noch meine fünf Sinne hatte. Glauben Sie denn, daß die Schimpferei auf Herrn Harden ohne den Segen vom Preßbureau solchen Umfang angenommen hätte? Das sind zu neun Zehnteln doch Leute, die Hammann einfach kommen läßt und mores lehrt, wenn ihm was von ihnen nicht gefällt.“ Der Groll war verraucht und er konnte wieder lachen. Am nächsten Tag kam dann sicher ein Brief. „Sie glauben doch nicht etwa, daß ich Sie aufhetzen will? Damit käme ich bei Ihnen an den Rechten. Meine Chefs habe ich von Zeit zu Zeit doch einmal überzeugt; bei Ihnen nützt nichts. Übrigens möchte ich auch gar nicht, daß Sie auf solcher Hasenjagd Ihre Zeit verlieren. Sie haben zu Ihren Feinden noch meine, ich habe zu meinen noch Ihre bekommen. Ich kann es aushalten und für Sie ist mir nicht bang. Aber . . .“ Ceterum censeo. Dennoch glaube ich nicht, daß es ihn gefreut hätte, den gehaßten Preßdezernenten als einen des Meineides (in einer von den Eroten in heißer Stunde geweihten Sache) Angeschuldigten vor dem Schwurgericht zu sehen. Obwohl er der sanften Stimme des Mitleids nur selten lauschte.

Zu zorniger Beschwerde hatte er freilich Grund. Längst aus dem Amt, ohne die ihm unersetzliche Akteneinsicht, mit rüstigem Geist zu trägem Müßiggang verurteilt: und doch der Türkenkopf auf der Schießbudenstange, nach dem jeder Bummelschütze zielt. „Herr von Holstein ist an Allem schuld. Will Krieg gegen Frankreich. Läßt uns mit England nicht

in Ordnung kommen. Hat den stillen Philosophen Tschirschky rachsüchtig weggebissen. Den Feldzug gegen Eulenburg und Genossen angezettelt. Macht noch immer Alles. Arbeitet heimlich halbe Tage lang in der Wilhelmstraße. Bombardirt den Kanzler mit Briefen. Und zweimal war Bülow in diesem Monat bei ihm.“ Der dickste Schwaden stieg aus den Blättern auf, deren Leiter mit Bettlerdevotion um seine Mitarbeit geworben und, statt der ergierten „Enthüllungen“, unzweideutige Absagen bekommen hatten (vielleicht werden die Briefe noch veröffentlicht). Das nahm er hin. Noch leichteren Herzens, was die Feinde Deutschlands gegen ihn sagten; er hätte von sich selbst schlecht gedacht, wenn er von Tardieu und kleineren Franzengeistern gelobt worden wäre. Ein einziges Mal konnte ich ihn zu einer Abwehr der ärgsten Entstellung bringen; er diktirte dem klugen Vertreter des „Matin“ sein Glaubensbekenntnis und hat sich der Wirkung lange gefreut. Eher kränkte ihn, daß er in England als schlechter Kerl hingestellt wurde; in Berlin war er anglophil gescholten worden und unverdrossen doch bei dem mühsamen Versuch geblieben, die anglo-deutsche Zwietracht auszujäten. Eulenburg? Auch da war er ohne Schuld und Fehl. Den Fürsten verachtete er, hatte ihm seine „Erbärmlichkeit“ von Mann zu Mann vorgehalten und sprach offen überall aus, daß er in der Beseitigung dieses Schädlings den besten Dienst sehe, der dem Reich und dem Kaiser geleistet werden könne. Aber der Kampf hatte längst ja (seit 1893) begonnen, als Holstein mich kennen lernte; er konnte

mir nichts Neues sagen, hatte nicht den winzigsten Beweis und sah mein Material erst, als ich, nach dem münchener Prozeß, durch die Zeugenpflicht gezwungen war, es dem Untersuchungrichter vorzulegen. Nicht einmal den Namen Lecomte hat er mir genannt (trotzdem er damit den Wunsch eines ihm Wichtigen erfüllt hätte); und als ich ihn nannte, wurde er bleich: weil er wußte, daß nun kein Pardon mehr gegeben werde. In der schwersten Zeit ist er wie ein älterer Freund an meiner Seite geblieben. An der Strategie und Taktik des Kampfes aber hat er nicht mehr mitgewirkt als irgendein Mann auf der Straße. In vielen Zeitungen stand es anders. Da war ich das Werkzeug seiner Rache. „Das soll Sie gegen mich aufbringen", sagte er. „Man hofft, daß Sie sich mit Ihrem gefährlichen Temperament gegen die Verdächtigung Ihrer Selbständigkeit wehren und von mir lossagen werden. Dann wird auf mich eingehauen. Sie, lieber Freund, müssen tun, was Ihnen das taktisch Richtige scheint. Mir macht das Geschrei nichts. Mich betrübt nur, daß ich Ihnen nicht helfen kann. Meine Haut juckt jedesmal, wenn ich als angeblicher Freund des münchener und wiener Phili angeprangert werde. Als Ihr Parteigänger: meinetwegen jeden Tag dreimal. Wenn man aber, wie Sie, ganz allein gegen unnennbare Mächte kämpft, die vier Reichskanzlern widerstanden haben, ists nicht angenehm, sich Konsorten andichten zu lassen. Bis ins Ohr des Kaisers war die Lüge gedrungen, Holstein habe mir die Waffen geliefert und Amtsgeheimnisse ausgeplaudert. Der zuverlässige Mon-

archist, der seinen Kaiser niemals, auch nicht im Märzsturm von 1890, im Stich gelassen, der kaiserlichen Ingerenz nur engere Grenzen gewünscht hatte, galt als Verräter. Als tot, in der Stille eingesargt, unrühmlich bestattet. Ehe er starb.

Das Erlebnis dieser Prozeßjahre hat die Kraft des Siebenzigers gebrochen. „Sie werden sich erholen; ich nicht mehr.“ Unter Qualen verlernte er den Glauben, der so lange fest wie ein Fels gewesen war. Den Glauben an die Rechtspflege, den Mannesmut hoher und höchster Staatsbeamten, die ehrliche Noblesse seiner Konservativen Partei; in den finstersten Stunden fast den Glauben an das alte Preußen. „Hat der Süden wirklich eine bessere Justiz? Dann müssen wir uns schämen.“ Er vergrämte sich; fragte, wofür er vierzig Jahre lang gefochten habe; wurde morsch und anfällig. In den Beinen fühlte ers zuerst. Krampfadern; allerlei schmerzhafte Symptome, die Greisenbrand fürchten ließen. Auf weite Wanderungen hieß es verzichten. Im Zimmer sitzen oder liegen, Umschläge machen, die Decke um die Beine wickeln; schon eine Straßenbahnfahrt rächte sich meist. Nur ein halbes Leben noch. Dann wurde der Magen rebellisch. Behielt nur Brei und die leichtesten Speisen. Schied Blut aus. Geschwüre? Der Leib magerte ab; die Hände schrumpften und wurden runzelig. Das sah nach Magenkrebs aus. Herr Dr. Grünfeld, sein treuer Arzt, tröstete ihn: solche Magenblutungen seien bei älteren Leuten mit verkalkten Adern nicht so selten und keine ernste Gefahr. Holstein lebte gern; und wollte drum hoffen. Gespräche

über das Staatsgeschäft waren im Krankenarrest beinahe seine einzige Freude. Und dem Kanzler wurde in der Presse und am Hof genau nachgerechnet, wie oft er nach dem Leidenden sah. Waren die Pausen zu kurz: „Holstein macht wieder Alles.“ Was die Psyche über den Körper vermag, lehrte die Orientkrisis die Freunde des alten Herrn erkennen. Munterer als je war er; auch wenn er nicht an die Luft durfte. Hatte endlich wieder Arbeit und konnte mit sachverständigem Rat wirken. Nicht nur durch unverbindliche Briefe an Botschafter oder Dezernenten, die ihm, halb aus Höflichkeit, noch Manches mitgeteilt hatten. Jetzt wurde er gefragt und hatte zu antworten. Und gerade die Sache, die er mitberiet, ging gut. Unter der Abendsonne schien er aufzublühen. Der Kaiser hatte die Zeichen der Zeit erkannt und die Hoffnung, das Deutsche Reich einschüchtern zu können, war gewichen. Ein Jahr doppelter Ernte. Auch der letzte Bluff Iswolskijs verpufft; Rußland gibt nach. So lange hatte der Kraftrest gereicht. Nun wird der Herzschlag matter, Husten und Atemnot schlimmer; muß mit Stärkungmitteln nachgeholfen werden. Im schmalen Bett schien er fleischlos. Und lag geduldig, nahm das Tränklein, den Brei und sprach über die Lebensmöglichkeiten des Vaterlandes. Als der Kanzler, nach langer Pause (im Amt und im Reichstag war gewiß viel zu tun), für den Tag vor seiner Abreise nach Venedig wieder angemeldet war, ließ der Kranke sich, nach einem schweren Anfall, Kampher einspritzen und sprach dann wohl eine Stunde zu dem aufhorchenden Freunde, der sein höchster

Chef geworden war. „Es war so Etwas wie mein politisches Testament. Als das Nötigste heraus war, schloß ich: ‚Nun bin ich fertig. Aber ich glaube: ich bin für immer fertig.“ Er hat den Kanzler nicht wiedergesehen.

Hat auch sein letztes Ei in ein fremdes Nest gelegt.

Wenn des Liedes Stimmen schweigen
Von dem überwundnen Mann,
So will ich für Hektorn zeugen
(Hub der Sohn des Tydeus an),
Der für seine Hausaltäre
Kämpfend sank, ein Schirm und Hort:
Auch in Feindes Munde fort
Lebt ihm seines Namens Ehre.

. . . Ein Patriot, der beim Siegesfest nicht noch am Tag tiefster Trauer vergessen sein darf. „Die Menschen“, seufzt Goethe, „kennen einander nicht leicht, selbst mit dem besten Willen und Vorsatz; nun tritt noch der böse Wille hinzu, der Alles entstellt“. Dieser ward nicht erkannt. In ihm war mehr Güte, war höhere Achtung des Menschenwertes, als der beste Wille Ferner ihm zutrauen mochte. Die Summe seiner Fehler war nicht klein. Und die Pflicht zur Wahrhaftigkeit, die er so oft als die edelste pries, würde schmählich verletzt, wenn man diese Summe feig zu kleinern trachtete. Die Fehler Eines, dem ein ins Tragoedienreich hineinlangendes Erleben beschieden war. Eines, der nie allein, nach dem Inbegriff seines Meinens und Wollens, entscheiden durfte; immer erst mindestens einen Anderen (oft

genug wohl von geringerer Intelligenz und Erfahrung) überzeugen mußte. Der zwischen seinem Meister und seinem Kaiser wählen sollte und den dieses Schicksal zermalmte, da es endlich ihn doch auf ein Gipfelchen hob; als den Legendenjudas des deutschen Heilands den Mißtrauischsten, unter Mißtrauen Fröstelnden fortleben ließ. Der nie die Last, nie die Lust voller Verantworlichkeit kannte und drum tollkühn manchmal mehr wagte als ein sichtbar Wirkender, der zur Rechenschaft gezogen werden kann. Ein sensitiver Draufgänger, dem im Getümmel die Nerven versagten. Der selbst den vorher übersehenen Vorgesetzten dann schalt, weil er ihn im Drang schutzlos lasse. Ein altpreußischer Royalist, dem die Standarte des Herrn das Palladion war, der auch seinem König sich am Ende des Lebens aber widerwillig entfremdete und über dem Grab heiliger Liebe zu lächeln, gar zu lachen versuchte. Ein scharfsinniger, tapferer, im Fleiß nie erlahmender, uneigennütziger Mann, der sich von Keinem was schenken ließ, die Spende, die er den Ärmeren reichlich zumaß, sich vom Mund absparte, nie sich in Hochmut reckte, auf dem Nachbargebiet jede Leistung bescheiden anerkannte, streng auf Sauberkeit hielt; und im Zorn die Wesensfugen sprengen zu wollen schien, wenn ihn, der Jahrzehnte hindurch von früh bis spät in der Schwarzen Küche gewirtschaftet hatte, einer aus Unrat witternden Nüstern beroch. Einer problematischen Natur in manchem Zug ähnlich; keiner Lage völlig gewachsen und von keiner ganz befriedigt. Vorgesetzter will, Untergebener kann er nicht sein.

Unter hitzendem Licht würde der Brand auf dem hautlosen Brustfleck unerträglich. Der Untergebene wird durch Mangel an Duckmäuserfügsamkeit jedem Chef einmal lästig. Fritz von Holstein ist geschmäht worden, weil er in schlaffer Friedenszeit an das letzte Mittel der Völker, der Fürsten zu mahnen wagte; weil ihm, wie seinem Liebling Schiller, die Nation nichtswürdig schien, die an ihre Ehre nicht freudig ihr Alles setzt. Er hat an Deutschland geglaubt und, als er, zum ersten und zum letzten Mal, dem Blick unerreichbar, im Feuer führte, mit diesem frommen Glauben gesiegt. Hell klang da aus der Greisenkehle der Ruf durchs Land.

Ists nicht vielleicht gut für ihn, daß er nach diesem Sonnentag starb? Den neuen Winter nicht mehr sah? Er wäre dem bösen Vorsatz wieder der lauernde Raubvogel geworden. Und die Spätsommerfrucht seines Hirnes hätte, wie so oft die Frühlingsfrüchte, ein fremder Wille bebrütet.

JOHANNA BISMARCK.

An einem grau verhängten Novembermorgen des Jahres 1894 war der varziner Gutsherr früher als sonst je auf den Beinen. Viel Schlaf hatten die letzten Nächte ihm nicht beschert. Seit Wochen siechte die Frau neben ihm hin. Ein altes Leiden, dessen erste Mahnung schon vor Jahrzehnten hörbar geworden war, ein hagerer Körper, der längst nur noch aus Sehnen und Nerven zu bestehen schien und dem schleichenden Übel zwar zähen Widerstand leisten, doch dem dorrenden Leben nicht neue Kraftquellen erschließen konnte: da blieb dem Angreifer nicht viel mehr zu zerstören. So lange es irgend ging, hielt die Tapfere sich aufrecht; der Mann durfte nicht geängstet werden. Bald aber versagte die mutigste Heuchelei selbst die Wirkung. Der kurzsichtige, nicht nur ein zärtlich wägender Blick mußte das Schwinden der Kräfte merken. Eine unruhvolle Woche, deren Schluß die vom Arzt gefürchtete Verschlimmerung brachte. Ein dunkler, banger Sonntag. Ist noch Hoffnung? Auch für die kürzeste Zeitspanne nur? Dem Frager ward traurige Gewißheit. Als dann der zweite Wochentag dämmerte, war aus der schmalen Brust der Fürstin Johanna von Bismarck

der Atem entflohen. Und neben dem schlichten Bette der toten Frau saß der Mann und weinte bitterlich. Den dünnen Schlafrock nur über dem Nachthemd, die nackten Füße in Halbschuhen; saß und schluchzte wie ein verwaistes Kind. Nur die Rücksicht auf sie, hatte er in den letzten Jahren oft gesagt, binde ihn noch an das entwertete Leben. „Ich möchte meiner Frau nicht wegsterben; sonst ... Der utizensische Cato war ein vornehmer Mensch und sein Tod, nach der Phaedralecture, ist mir immer höchst anständig vorgekommen. Caesars Gnade hätte ich an seiner Stelle auch nicht angerufen. Diese Leute, auch Seneca, hatten doch mehr Selbstachtung, als heute der Modezuschnitt verlangt.“ Nun war die Gefährtin ihm weggestorben. Auf pommerscher Erde; in ihrem geliebten Varzin. Als sie, schon Gräfin und die Frau eines von der Glorie zweier glücklichen Kriege umleuchteten Ministerpräsidenten, zum ersten Mal hingekommen war, hatte sie an Herrn Robert von Keudell, den Civiladjutanten des Eheherrn, geschrieben: „Das arme Pommern! Wenn Regen- und Nebelschleier drüber hängen, möchte man rein verzagen. Anderthalb Stunden vor Varzin wirds erträglich; und Varzin selbst ist reizend. Richtige Oase in der langweiligen Wüste. Das Haus ist ziemlich scheußlich, ein altes, verwohntes Ungetüm; aber der Park so wunderreizend, wie man selten findet. Gott gebe, daß wir ungestört drei Wochen hier bleiben können (Louis wird doch vernünftig sein?) und Bismarck sich recht erholen und ausruhen kann in dieser wunderlieblichen grünen Stille!“ Louis (Napoleon) blieb wirklich noch

ein Weilchen vernünftig; aber Bismarck kam nicht zu rechter Ruhe. Johanna klagte über die „tägliche Depeschenüberschwemmung“, über die „babyartige Ängstlichkeit“ der berliner Herren, „die Alles, jeden Quark, herschicken zum Begutachten oder Entscheiden“. Der Getreue soll helfen. „Sie kennen ja unseren großen Staatsschiffer hinlänglich und wissen, was ihn peinigt und was ihm ‚Wurscht‘ ist. Himmelhoch bitte ich: stop it! Überhaupt hat Varzin trotz aller Schönheit gar nicht so geholfen, wie ich gehofft. Mir und den Kindern gewaltig; aber was liegt an uns? Er ist doch die Hauptsache.“ Auch ihm hat Varzin dann siebenundzwanzig Jahre lang oft noch geholfen. Nach und nach fand seine Jägerlist „depeschensichere Plätze“, wo die Boten ihn nicht leicht aufzuspüren vermochten. Siebenundzwanzig Jahre lang verlebte das Paar in dem „ziemlich scheußlichen Haus“ die Stunden seines stillsten Glückes. Dann legte der Nebelschleier sich übers arme Pommerland. Kahl, mit spärlichen gelbbraunen Herbstprachtresten nur, erwacht heute der Park; die mächtigen Buchen und Eichen stehen entlaubt. Und im halbdunklen Sterbezimmer sitzt der einsame Greis. Wie im Wintersturm durch die Äste eines entkrönten Stammes, geht durch die Glieder des Riesenleibes ein Beben. Nach einem halben Säkulum treuer Gemeinschaft verwaist. Mit achtzig Jahren genötigt, sich in neue Lebensart zu schicken. Als Bräutigam schrieb er einst der Liebsten: „Wenn Bäume im Sturm Risse erleiden, so quillt das Harz wie lindernde Tränen aus ihnen und heilt.“ Heute erlebt

ers. Noch sah er von den Nächsten nie Einen sterben. Jetzt ist die einzige Juanita, Königin Giovanna, Jeanne la Sage ihm gestorben. Wie wird ers tragen? Sorgend hattens die Kinder, die Freunde gefragt. Hart am Bettrand sitzt er in seiner stolzen Blöße und weint. Heilt der linde Strom auch diesen Riß, der nicht die Rinde nur traf, der bis ins Herz ging? ... Alten Menschen gab die gütige Natur als Gnadengeschenk die Fähigkeit, schnell zu verschmerzen. Auch dieser heiße Greis hat den Schlag verwunden. Doch wie Schillers Rebellengenie, als ihm der reine Gefährte entrissen war, konnte Otto Bismarck an diesem Novembertag sprechen: „Die Blume ist hinweg aus meinem Leben."

Des Lebens Blume? War diese Frau wirklich diesem Manne so viel? Du übertreibst gewiß. Wir Alle kannten sie ja. Eine unschöne, kleine, unansehnliche Frau. Dürr, gelblich, fast immer kränkelnd. Eine rechtschaffene Hausfrau und Mutter. Gesunder Menschenverstand. Nordostdeutsche Junkerhärte. Oft bis zur Grobheit schroff und lutherisch fromm bis zu blindem Aberglauben. Die Grazien schienen ausgeblieben. Kein Glanz der Persönlichkeit. Keine von den alternden, alten Damen, neben denen der frischeste Reiz unserem Auge welkt. Ein kümmerliches Zimmerpflänzchen ohne Duft. Nichts für solchen Mann. Ein Irrtum junger Sinne, mit dem die Vernunft später rechnen lehrt, den Gewohnheit allmählich heiligt. Nie kann sie Diesen verstanden haben. Hat ihm nie auch das glanzvolle Glück bereitet, das er fordern durfte. Er wuchs ins Heroenmaß

und sie blieb stets die pommersche Herrenhaustochter. Das alte Lied von der Genie-Ehe. Er ließ sies nicht entgelten, war zärtlich immer um sie besorgt und entzog ihr keins von den sakramentalen Rechten christlicher Ehefrauen. Aber die Blume des Lebens? In der Welthistorie dieses Lebens hat Johanna gewiß nur eine Nebenrolle gespielt. Sie wird ja in den Bismarckbüchern auch kaum erwähnt, mit knappem Lob häuslicher Tugenden von den Panegyrikern selbst abgefunden. Und Du willst nun behaupten, ihr Tod habe ihn wie Verwaisung getroffen?

Das will ich behaupten. Ob die Legende noch so laut widerspricht, behaupten, daß in einem an jähen Tragoediengewittern nicht armen Leben diese starke Seele nur zweimal im Tiefsten erschüttert ward: im März 1890 und im November 1894; als der Kanzler rauh aus der Arbeit geschickt wurde und als dem Manne die Frau starb. Trotzdem ich weiß, daß Bismarck, wie jeder Visionär, im Grunde stets einsam war, — einsam sein mußte. Nicht zu Denen gehörte, deren Lebensregel Thackerays ironische Weltweisheit beschrieb. „In jeder Menschenlaufbahn", sagt der Dichter des ‚Esmond', „findet irgendwo der emsig forschende Blick ein Weib als treibende oder hemmende Kraft, als Hybris oder als Schlange, als niederziehendes Bleigewicht oder als Anstifterin zu heroischem Verbrechen." Eine geistreich schillernde Überschätzung weiblichen Vermögens, wie die Romantik und die Jeune Europe sie, mit anderem asiatischen Aberglauben, wieder in die Mode gebracht hatten. Adam ist zum Manfred entartet und das Ewig-Weibliche zieht Faust sogar, den Meer-

bezwinger, hinan. Das Weib ist des Mannes Mutter, des Mannes Schicksal. Einst hatte solcher Wahn den Frauenhaß asketischer Kirchenväter genährt; jetzt hat er Schopenhauer, Hebbel und Nietzsche, den Ibsen der Hedda und Hilde, Strindberg und den Wedekind von vorgestern zur Wehr aufgerufen. Das Mannes zu wenig, des Weibes zu viel. Goethe ist, trotz Werther und Weislingen, Clavigo und Tasso, nicht an den Frauen gestorben. Was sie im Leben Bonapartes waren, wissen wir. Nicht Marie Luise, sondern die Parvenusucht nach Legitimirung der Macht ward ihm zum Verhängnis. „Ducrot, une femme!“ Mitten in der Arbeit. Viel mehr verlangte er von ihnen nicht. Und Bismarck? Von Keiner ließ er sich auf seinem Weg halten; Keine hat ihn je nachts in Duncans Schlafgemach gelockt. Die schönste Hexe hätte er ausgelacht, wenn sie ihm mit der Verkündung genaht wäre: Du sollst König sein! Wie Holofernes mit letztem Grinsen noch die Mörderin auslacht, die mit seinem Haupt auch die Frucht seiner Lenden nach Bethulien heimträgt. Höflicher nur, weil ers zu so verfänglichem Abenteuer gar nicht erst kommen ließ. Aus seinem ganzen Leben kennen wir keins; auch keins von minder babylonischen Dimensionen. Der Leib mag sich, wie anderer jungen Männer, ausgetobt haben. Das bedeutete nichts. Wie eifrig man auch sucht, die Briefe, die Kleider des Junkers, Deichhauptmanns, Diplomaten durchschnüffelt: nirgends odeur de femme. Keine Sexualleidenschaft hat diesem Lebensweg tiefe, spät noch sichtbare Spuren eingedrückt.

Das Gefühl, das den Einunddreißigjährigen trieb, Herrn von Puttkamer-Reinfeld um die Hand Johannas zu bitten, war in reinerer Luft erblüht. Eine flüchtige Rosalindenleidenschaft war vorausgegangen; der Rausch einer Sommernacht. In der ziemlich wüsten Junggesellenwirtschaft seines Kniephofes erwacht eines Tages die Tanzlust. Er läßt Kaleb satteln, seinen treuen Braunen, und reitet neun Meilen weit nach Polzin. Ein Badeörtchen. Da soll ein schönes Fräulein alle Köpfe umnebeln. Hin; und recht nach der ars amandi den Hof gemacht. Schon denkt der „tolle Bismarck", der schnell alle Rivalen ausgestochen hat, ernstlich an Verlobung. In der Nacht beschleicht ihn der Zweifel: Paßt sie fürs Leben zu mir? Der Morgen bringt Klarheit: die Charaktere lassen sich nicht zu einander stimmen. Im Zorn über seine jähe Hitze sprengt er davon, spornt den Braunen allzu sehr, wird, als Kaleb in einen Graben stürzt, gegen eine Hügelwand geschleudert, bleibt bewußtlos liegen und trabt spät erst auf dem geduldigen Tier heimwärts. Ungefähr um diese Zeit hatte er an seine Malle (die Schwester und Vertraute Malwine von Arnim) geschrieben: „Ich muß mich übrigens — hol' mich der Deibel! — verheiraten. Das wird mir wieder recht klar, da ich mich nach Vaters Abreise recht einsam fühle und milde, feuchte Witterung mich melancholisch, sehnsüchtig verliebt stimmt." Das war noch die Sprache der Lenzzeit, wo er Spinoza und Hegel, Strauß, Feuerbach, Bruno Bauer las und mit seinem „nackten Deismus" noch tiefer „in die Sackgasse des Zweifels" geriet. Moritz von Blankenburg,

der Schulfreund, den er als Schwiegersohn des strenggläubigen Herrn von Thadden-Triglaf wiederfand, machte sich an das schwere Werk, die fleckig gewordene Junkerseele blankzuputzen. Er öffnete ihm den „Kreis aufrichtig lebender Christen“; da fand der Fremdling „Leute, vor denen ich mich schämte, daß ich mit der dürftigen Leuchte meines Verstandes Dinge hatte untersuchen wollen, welche so überlegene Geister mit kindlichem Glauben für wahr und heilig annahmen“. Bei Blankenburgs in Kardemin lernte er das Fräulein von Puttkamer kennen. „Eine Perle des Pommerlandes“ und, nach Keudells Zeugnis, „von Verwandten und Freundinnen sozusagen vergöttert.“ Wenn ein Märker ein pommersches Edelfräulein freit, pflegt es ohne den Wirbelwind heftiger Affekte abzugehen. Auch anno 1846 scheint kein Blitzstrahl Loderflammen aus den Herzen geschlagen zu haben. In Kardemin, Triglaf, Reinfeld sah man einander, reiste mit Blankenburg dann nach Berlin; und sacht, wie der Fruchtkeim unter dem letzten Schnee, erwachte das wärmende Gefühl: Wir zwei gehören fürs Leben zusammen. Ein Gefühl aus gemäßigter Zone, wie es in das „christliche Klima“ des triglafer Kreises paßte. Nach der Weihnacht schrieb Bismarck in Stettin den Freierbrief. Kein Zweifel hemmte ihn noch. Und sieben Monate danach war Hochzeit.

Der Werber war den Eltern willkommen, trotzdem sein Ruf und seine Wirtschaftverhältnisse Manches zu wünschen ließen. Ein schöner, auffallend stattlicher Mann. Als Reiter, Jäger, freilich auch als Zecher berühmt. Mit dem Nimbus

Eines, „der schon oft bei Hofe war“. Ein Meister der Salonunterhaltung, die nie auf abgeweidete Gemeinplätze, auch nicht auf allzu steile Berggipfel führt. („Il est plus causeur qu'un Parisien“, sagte die Kaiserin Eugenie später von ihm.) Wenn seine helle, geschmeidige Stimme ein Thema anschlug, bildete rasch sich ein Kränzchen um seinen Stuhl. Kein Wunder, daß er Johannen gefiel. Wie die Braut aussah? Winzig neben dem blonden Riesen (der damals einen Vollbart trug). Schwarz, schmächtig, sehr mädchenhaft. So recht Genaues wissen wir nicht. Schön hat sie Keiner genannt. Herr von Keudell, der sie seit 1845 kannte, sagt: „Ihre Gesichtszüge waren nicht regelmäßig schön, aber durch sprechende blaue Augen eigentümlich belebt und von tiefschwarzem Haar umschattet.“ Der Bräutigam sieht die Liebste besser; er spricht von ihrem „grau-blau-schwarzen Auge mit der großen Pupille“. Wer Bismarcks „Briefe an seine Braut und Gattin“ gelesen hat, merkt an der Wirkung, daß diesem Landjüngferlein persönlicher Charme nicht fehlte. Angela mia, mon adorée Jeanneton, chatte la plus noire: so kost nur ein bis über die Ohren Verliebter. Aus allen Sprachzonen werden Verse citirt, ganze englische Gedichte für die Braut säuberlich abgeschrieben. Ein Briefsteller für Liebende könnte nicht mehr verlangen. Der Stil verrät (auch viel später übrigens noch) heinische Schule; heinische Neigungen sogar: die Sehnsucht nach dem Harz und der Nordsee stammt sicherlich aus den „Reisebildern“. Und es ist oft ergötzlich, zu sehen, wie die Lust an witzelnden Antithesen die recht-

winkelige Ausdrucksform ehrbarer Frommheit zu grotesken Zacken umbiegt. „Das neue Leben danke ich nächst Gott Dir, ma très-chère, die Du nicht als Spiritusflamme an mir gelegentlich kochst, sondern als erwärmendes Feuer in meinem Herzen wirkst.“ Trotzdem der Altersunterschied nicht groß ist (Johanna wird im April dreiundzwanzig), ist der Ton oft väterlich. „Wo solltest Du künftig eine Brust finden, um zu entladen, was die Deine drückt, wenn nicht bei mir? Wer ist mehr verpflichtet und berechtigt, Leiden und Kummer mit Dir zu teilen, Deine Krankheiten, Deine Fehler zu tragen, als ich, der ich mich freiwillig dazu gedrängt habe, ohne durch Bluts- oder andere Pflichten dazu gezwungen zu werden?“ Das ist gar nicht heinisch; furchtbar korrekt. Nicht immer klingts so väterlich überlegen; auch rebellische Jugend führt manchmal das Wort. Aus Berlin (wo über die Patrimonialgerichte verhandelt wird) schreibt er: „Sollte Deine Krankheit ernster Natur werden, so werde ich wohl jedenfalls den Landtag verlassen, und wenn Du auch im Bett liegst, so werde ich doch bei Dir sein. In solchem Augenblick werde ich mich durch dergleichen Etikettefragen nicht beschränken lassen. Das ist mein fester Entschluß.“ Schade, daß wir nicht wissen, was Jeanne la méchante darauf geantwortet hat. Eine andere Antwort können wir leichter ahnen. Das „arme Kätzchen“ liegt krank und der Kater ruft vom Dach herab: „Könnte ich Dich gesund umarmen und mit Dir in ein Jägerhaus im tiefsten, grünsten Wald und Gebirge ziehen, wo ich kein Menschengesicht als Deins sähe! Das

ist so mein stündlicher Traum; das rasselnde Räderwerk des politischen Lebens ist meinen Ohren von Tag zu Tag widerwärtiger.“ So schwärmt, so seufzt und haßt ein verliebter Tor; nichts erinnert an den tollen Kniephofer, nichts an den rauhborstigen Abgeordneten für Jerichow, „der in des Landmanns Nachtgebet hart nebenan dem Teufel steht“. Mit dem Liebchen allein im stillen Jägerhaus; in der kleinsten Hütte ist Raum: nur nichts mehr vom Staatsräderwerk hören. Auch ihr Traum wars. Als er, nach dreiundvierzig Jahren, dann Wirklichkeit wurde, als das alte Paar im Sachsenwald, unter seinen pommerschen Buchen, saß, mochte der Mann das gewohnte Rasseln der Räder noch immer nicht missen. „Wenn ich mich angezogen und die Nägel geschnitten habe, bin ich mit meiner Tagesarbeit eigentlich fertig und komme mir höchst überflüssig vor.“ Oft hörte ich solche Klage. Nach den Flitterwochen hätte ers in dem Hüttchen nicht länger ausgehalten. Er wußte es selbst; schon 1847 schrieb er: „Der Widerspruchsgeist läßt mich immer ersehnen, was ich nicht habe.“ Und auch die Frau wußte es wohl; trotzdem sie manchmal anders sprach. „Mit seinem ehrlichen, anständigen, grundedlen Charakter“ paßt er nicht in den „nichtsnutzigen Schwindel der Diplomatenwelt“ und sollte „all dem Unsinn entrinnen“. Dann kommt ein tiefer Seufzer: „Aber er wirds leider wohl nicht tun, weil er sich einbildet, dem teuren Vaterlande seine Dienste schuldig zu sein, was ich vollkommen übrig finde.“ Damals hat Johanna die Wesensart des Gefährten klarer erkannt als in der Stimmung, die ihr

die kühne Behauptung auf die Lippe trieb, eine Wruke auf seinem Gut sei ihm wichtiger als die ganze Politik.

Gar zu gern hätte sie ihn so gehabt. Welche Liebende möchte das Männchen nicht für sich allein? Johanna hätte auf allen Glanz sicherlich ohne den kleinsten Seufzer verzichtet. Tafelgenüsse, Putz, Geselligkeit großen Stils bedeuteten ihr nichts; sie fand: „Durch viele Vergnügungen wird man langweilig und träg." Im Elternhaus war das resolute Fräulein, das sogar in einer Feuersnot den Backfischkopf nicht verlor, an Bescheidenheit gewöhnt worden. Die Mutter sehr fromm, Musterhausfrau, immer damit beschäftigt, an Leib und Seele der Tochter herumzureiben, zu bürsten, zu scheuern; der Vater „mit seinem heiteren laissez aller", das seine Enkel Marie und Bill von ihm geerbt haben mögen; der ganze Zuschnitt der Häuslichkeit knapp, der Schmuck des Lebens karg, wie der Ertrag ostelbischen Bodens. Dagegen gings schon bei Deichhauptmanns üppig zu. Und Preußens Vertreter im Bundestag konnte seiner Jeannette (die nun Nanne hieß) manchen großen Herzenswunsch erfüllen. Musik war, bis sie ihn fand, der Inhalt ihres Lebens gewesen. Als Beethovens F-moll-Sonate gespielt wurde, hatte sie die erste Träne in seinem Auge gesehen und empfunden: Der ist nicht so hart, wie er scheint. Mozart und Schubert, Haydn und (namentlich) Mendelssohn: alles Musikalisch-Schöne war ihr ein unerschöpflicher Glücksquell. In der Weihnacht 1855 stand im frankfurter Gesandtenheim neben dem Tannenbaum ein herrlicher Flügel aus Andrés, des Mozart-Verlegers, Fabrik.

Gespart mußte freilich noch werden. Als Bismarck zwei Jahre später die Schwester Malwine mit den Weihnachteinkäufen betraute, warnte er behutsam: Das Opalherz für Johanna darf nicht mehr als zweihundert Taler kosten; Brillantohrringe aus einem Stück wären sehr schön, sind aber zu teuer; für das Ballkleid, „sehr licht weiß moirée antique oder so etwas“, ja nicht über hundert Taler ausgeben; ein vergoldeter Fächer, „der sehr rasselt“, und eine weiche Wagendecke, „mit Dessin von Tiger, Köpfe mit Glasaugen drauf“, zusammen höchstens zwanzig Taler. In Petersburg, wo man „als Gesandter mit dreißigtausend Talern zu großer Einschränkung verurteilt ist“, waren für die Weihnachtfreuden der Frau gar nur „so um dreihundert Taler herum“ flüssig zu machen. Ohne Diplomatenamt, ohne die Amtspflicht zu leidiger Repräsentation wäre die Decke nicht kürzer gewesen. Und der Mann hätte sich nicht im täglichen Ärger abgenützt und der Frau, den Kindern mehr von seiner Zeit zu geben vermocht. Das wäre ein Leben geworden! Man hätte zu Haus musizirt (in Konzerte ging Bismarck ungern, denn Musik, meinte er, muß, wie die Liebe, geschenkt sein), leidenschaftliche, heroische Musik gemacht (die heitere, gelassene, die er „vormärzlich“ nannte, sagte ihm nicht viel), hätte nur Leute, die in die Stimmung des Hauses paßten, bei sich gesehen und ohne Haß selig sich vor der Welt verschlossen.

Doch es sollte nicht sein; und ließ sich am Ende auch so, wie es wurde, ertragen. „Zwölf Jahre haben wir in un-

aussprechlichem Glück zusammen verlebt; die kleinen Wolken, die sich mal hin und wieder erhoben, sind gar nicht zu rechnen. Wirklicher Schmerz ist nur gewesen, wenn wir getrennt waren.“ Das ist ein Jubelschrei aus dem neunundfünziger Lenz. Höher hinauf ging nun die Lebensreise. Petersburg, dann Paris. Ministerpräsident, dann Kanzler. Graf, dann Fürst. (Als er die Standeserhöhung erfuhr, sagte er lächelnd zu seiner Tochter: „Eigentlich ists schade; ich war eben im Begriff, eins der ältesten Grafengeschlechter zu werden.“) Seitdem gabs für die Frau schon mehr zu klagen. Aus einem dreiundsechziger Brief an Herrn von Keudell: „In den kläglichsten Moll-Lauten seufzt die Sorge um Bismarck ununterbrochen durch mein Herz. Man sieht ihn nie und nie. Morgens beim Frühstück fünf Minuten während Zeitungdurchfliegens; also ganz stumme Szene. Darauf verschwindet er in sein Kabinet. Nachher zum König, Ministerrat, Kammerscheusal, — bis gegen fünf Uhr, wo er gewöhnlich bei irgendeinem Diplomaten speist, bis Acht, wo er nur en passant Guten Abend sagt, sich wieder in seine gräßlichen Schreibereien vertieft, bis er um halb Zehn zu irgend einer Soiree gerufen wird, nach welcher er wieder arbeitet, bis gegen ein Uhr, und dann natürlich schlecht schläft ... Wie sich das Demokratenvolk gegen meinen besten Freund benimmt, lesen Sie hinlänglich in allen Zeitungen. Er sagt, es sei ihm Nitshewo; aber ganz kalt läßt es ihn doch nicht.“ (Gerade in diesen Tagen war er von Sybel „notorisch unfähig“ genannt und der Feigheit geziehen, von Simson einem Seiltänzer

verglichen worden, der höchstens dafür Bewunderung verdiene, daß er noch immer nicht falle.) Dazu Duellgefahr, Attentate, Anfeindung von alten Freunden und Standesgenossen, Krankheit, höfische Friktionen, Kriege: manchmal wohl zum Verzagen. Wars da nicht ganz natürlich, daß im Innersten dieser Frau von Tag zu Tag der Haß gegen das abscheuliche Ding wuchs, das sich mit dem Namen „Öffentlichkeit" spreizt? Den Mann hatte es ihr fast schon genommen; allmählich zerrte es nun auch die Söhne in sein unsauberes Geräder. Abgearbeitet, übernächtig, nervös kamen die Liebsten morgens an den Kaffeetisch; müde, in verärgerter Hast, nehmen sie abends das Mahl. Sogar der „schauderhaft fleißige" Herbert, das Nesthäkchen, das im Innersten mehr von der Mutter als vom Vater hatte, mußte sich, nach all der sauren Nachtarbeit im Dienst des Kaisers, im Reichstag, in der Presse höhnen und schimpfen lassen.

Und wozu das Alles? Wenns wenigstens noch einen Zweck hätte! Aber sie wußte aus alter Erfahrung ja, wie der Hase lief. Zuerst schrie und tobte Alles gegen ihren Otto; Monate, Jahre lang. Dann zeigte sich, daß er richtig gesehen, aus der Summe des in dieser Stunde Möglichen das Notwendige errechnet hatte: und Alles jauchzte ihm zu. So wars immer gewesen. Warum macht Ihr ihm dann erst das Leben schwer? Warum jubelt Ihr nicht ein Bißchen früher? Weil Euch der Schnickschnack von Konstitutionalismus (oder wie Ihrs nennt) am Herzen liegt? Weil Ihr dem eitlen Affen, der in Euch steckt, Zucker geben wollt? Unsinn! Bildet Euch

doch am Ende nicht ein, klüger zu sein als Der? Habt höchstens ein flinkeres Mundwerk. Wißt gar nicht, warum er just so und nicht anders redet; vielleicht wegen des Königs (den man auch immer gegen ihn hetzt), des Kronprinzen, der siedehitzigen Augusta, der Russen, Franzosen, Polaken. Verstimmen könnt Ihr ihn, doch nicht auf ihm spielen. Dazu ist dieses Instrument viel zu fein ... Einmal war sie im Parlament gewesen, als er eine Rede hielt; nie wieder. Sie ertrug es nicht, konnte nicht hören, wie jeder Rohrspatz ihn anpfiff. Ich erinnere mich, wie sie ihre Schwiegertochter Marguerite bestaunte, die im Reichstag gewesen war, als Herbert von wütenden Demokraten aller Schattirungen niedergeschrien werden sollte. „Ich hätte mit Stuhlbeinen geworfen.“ Ein anderer Ausruf bewies mir einmal, wie wenig diese Ministersfrau sich in vierzig Jahren um die Formen des Parlamentarismus bekümmert hatte. Im Reichstag war Caprivis Militärvorlage beraten worden. Beim Durchblättern der Berichte fiel der Fürstin auf, daß der entscheidenden (allgemein als entscheidend betrachteten) Abstimmung, mit der die zweite Lesung schloß, am nächsten Tage noch eine Abstimmung folgen sollte, und sie fragte: „Wie ist denn Das, Ottochen? Ich denke, die Geschichte ist gestern zu Ende gekommen?“ Und der Fürst fand sofort die dem Frauenverstand einleuchtende Antwort: „Liebes Kind, gestern war Standesamt und heute ist kirchliche Trauung.“ Haarscharf und mit ganz leiser Ironie: denn seiner Johanna wäre das Standesamt Hokuspokus, nur die kirchliche Trauung wahre Eheweihe gewesen.

Sie achtete nicht darauf; hätte auch auf den parlamentarischen Firlefanz nicht geachtet, wenn ihr Herbertchen nicht an der Debatte beteiligt gewesen wäre. Militärvorlage? War ihr vollkommen „Wurscht“. Sie war ihr Leben lang viel zu sehr Frau, um „sachlich“ zu denken. Jede Sache kann gut oder schlecht ausgehen, nützlich oder schädlich wirken: wer will Das im Voraus wissen? An die Menschen muß man sich halten. Measures, not men? Wie konnte der Mann, dem wir das hübsche Familienidyll vom wakefielder Pfarrer verdanken, nur so blitzdummes Zeug schreiben! So dachte sie. Nur auf die Menschen kommts an. Wählt den Richtigen: und er wird die Sache machen. Zu oft hatte sies erlebt. Zu oft in den ekligen Zeitungen gelesen, der Minister, der Kanzler führe mal wieder den falschen Weg: und immer wars dann bergan gegangen, zu lichterer Höhe empor. Der Dümmste, meinte sie, müßte es nachgerade doch merken. Am Liebsten hätte sie sich die Ohren verstopft, wenn das garstige Lied angestimmt wurde. Was war ihr die hohe Politik? Das Ungetüm, das ihr den Mann und die Jungen fraß. Und dieser merkwürdige Mann neben ihr glaubte, ohne das Scheusal nicht leben zu können! Hilft also nichts: auch die Frau muß sich dafür interessiren. Weils doch eben nun einmal der Hauptinhalt seines Lebens ist. Die Grundverschiedenheit ihres Interesses lernte ich deutlich erkennen, als ich am fünfzehnten Juni 1893 in Friedrichsruh neben dem Fürsten auf der Veranda saß. Es war der Tag der Wahlen im Reich. Die Fürstin trat heraus und sagte, sie sei so

schrecklich aufgeregt; wenn nur erst eine Nachricht käme. „Liebes Kind“, war die Antwort, „die Sache ist wirklich nicht so wichtig; eine Mehrheit für die Militärvorlage, die mir ja nicht gefällt, ist unter allen Umständen sicher.“ Die Frau sah erstaunt auf. Militärvorlage und Mehrheit? Das kümmerte sie nicht. Sie hatte an ihren Herbert gedacht, den eine Niederlage im Wahlkampf gewiß schmerzen würde.

Herbert war das echte Kind ihres Wesens. Der schöne, hochgewachsene Mann hatte vom Vater die Statur, den blau strahlenden Blick, von der Mutter das Temperament, die reizbaren Nerven, das Talent, sich an allen erdenklichen Dingen zu ärgern, den raschen Wechsel der Stimmung zu Lust und Leid. Mutter und Sohn liebten heute und haßten morgen; liebten und haßten heftig. Von der Mutter kam ihm auch der Drang, Alles in Einem, in der Spiegelung eines Auges zu sehen und wie ein weicher Teppich dem Einen sich unter die Füße zu spreiten. Keine ganz ungefährliche Begabung für einen Mann, der fest auf eigenen Füßen stehen, sich im bunten Marktgewühl balgen muß. Glück aber und Gnade für eine Frau, die den Herd eines großen Mannes zu bewachen hat. Große Männer sind selten bequeme Lebensgefährten. Komplizirte Gefühlsbedürfnisse könnten sie neben sich kaum lange ertragen; weder mit einer stolzirenden „Individualität, die sich ausleben will“, noch mit einer geräuschvoll tätigen Schaffnerin hausen. Die kleine Jeannette von Puttkamer war vielleicht noch nicht einfach genug für den Riesen, dem ihr schmächtiger Leib Riesen gebären sollte.

Die Brautbriefe mögen ihn manchmal durch jüngferliche Melancholie, byronischen Weltschmerz, kränkelnde, unklare Schwärmerei arg verstimmt haben. Johanna von Bismarck gab sich dem Einen ganz, zwang sich in strengster Selbstzucht zu einfachster Natürlichkeit. Ohne Wehmut schied sie von den beiden großen Passionen ihrer Mädchenzeit. Nach der Hochzeit wurde das methodische Musikstudium aufgegeben und nur noch, wann und wie es dem lieben Hausherrn gefiel, musizirt; und als das erste Kindchen da war, hörte auch das Reiten auf, das ihr für eine vielbeschäftigte Mama nicht schicklich schien. Bald waren drei Junge im Nest; stets aber blieb die Losung: „Was liegt an uns? Er ist die Hauptsache.“ Dabei hatte sie nicht den geringsten Hang zur Vergötterung. Davor schützte schon ihre tiefe Frommheit. Ihr „Ottochen“ (in den Briefen nennt sie ihn nach norddeutscher Adelssitte immer Bismarck) blieb ein einfacher Mensch, ein gütiger, kluger, innerlich vornehmer Erdenbewohner, von dem sie eben nur wußte, daß er stets um ein großes Stück weiter sah als die Anderen. Neben Solchem sich zur kantigen Individualität auswachsen wollen: lächerliche Anmaßung! Er ist die Hauptsache. Geräuschvolle Wirtschaft wäre ihrer leisen Art selbst widrig gewesen. Die sorgsamste Wirtin; auf die kurze Wegstrecke von Friedrichsruh nach Berlin bekam jeder Gast von ihr Speise und Trank mit und der Kömmling, der Scheidende durfte die paar Schritte, die von der Bahnstation zum Sachsenwaldhaus führen, beileibe nicht zu Fuß machen. Nicht die Musterhausfrau aber, die im Töchterlesebuch steht.

Verbürgte Sagen meldeten sogar, Ihre Durchlaucht lasse sich an allen Ecken und Enden betrügen; sitze zwar manches Stündchen über dem Wirtschaftbuch, addire andächtig und freue sich königlich, wenn die Summe fünfzehn Pfennige weniger ergibt, als die Leute aufgeschrieben haben. Frage aber niemals nach den Marktpreisen, nach der Verbrauchsmöglichkeit, und lese, zum Beispiel, ruhig darüber hin, wenn ein Tageskonsum von sechzig bis achtzig Eiern verzeichnet wurde. Um den Küchenzettel kümmerte sie sich mit beinahe zärtlichem Eifer; für den Mann dünkte das Beste sie kaum gut genug; und Schweninger mußte harte Kämpfe bestehen, ehe er sie dahin brachte, daß sie den Liebsten nicht mehr durch eifriges Zureden zu Tafelexzessen verleitete. So recht gelangs erst, als sie merkte, wie gut dem Fürsten das Regime der neuen Doktors bekam. Seitdem hatte der pechschwarze, gar nicht nach der Kirchenschnur fromme Bayer ihr Herz gewonnen. Damit Ottochen ihn nicht fünf Minuten entbehre, kletterte sie auf ihren schwachen Beinen zwei Stiegen hinauf und herunter, um dem Professor die Cigarrentasche zu holen. Der hatte sie freilich in mancher schweren Stunde getröstet. Oft schlich sie nachts, wenn der Fürst unwohl war, auf bloßen Füßen, fast unbekleidet, in den Gang neben seinem Schlafzimmer, horchte, in einen Winkel geduckt, auf seine Atemzüge und mußte mit sanfter Gewalt von dem wachsamen Arzt ins Bett gebracht werden . . . Leicht ists nicht, die Frau eines großen Mannes zu sein; für die Johannen noch viel schwerer als für die Christianen. Diese

Großen empfangen von den Nächsten meist mehr, als sie, die nie den „freien Kopf“ des aus dem Geschäft heimkehrenden Durchschnittsbürgers haben, ihnen geben können. Diesen Unterschied empfinden nur feine Nerven. Bismarck empfand ihn und war unermüdlich in zartem Vergüten. Wenn er mit sanfter Stimme, noch immer im Ton des Bräutigams, Johanna ansprach, klangs wie eine Bitte um Entschuldigung: Sei nicht bös, mein Kind; mich schmerzt es ja selbst, ist aber nicht meine Schuld, daß ich Dir von meinem Leben nicht noch mehr geben konnte.

Nie hat er ihr zugemutet, was wider ihre Natur war. Sie brauchte nur in die Gesellschaften zu gehen, die ihr behagten. Ihr Recht ließ er nicht kürzen. Einst hatte die Frau Königin (wie der alte Wilhelm den ihm angetrauten Feuerbrand nannte) herausgefunden, die Frauen der Minister säßen an der Hoftafel „weiter oben“, als ihrem Range gebühre. Eine Schranze erhielt den Auftrag, zu ergründen, wie der schwierige Herr der Wilhelmstraße sich zu einer Änderung stellen würde. Der machte keine Staatsaktion daraus. „Meine Frau“, sprach er, „gehört zu mir und darf nicht schlechter placirt werden als ich. Mich aber können Sie hinsetzen, wos Ihrer Majestät beliebt. Wo ich sitze, ist immer ‚oben‘.“ Sprachs und kehrte dem begossenen Hofpudel den Rücken. Johanna selbst aber mochte ihre Pflichten und Rechte nach freiem Ermessen bestimmen; er durfte dem sicheren Takt ihres Herzens getrost vertrauen und wußte, daß sie sich inbrünstig bemühen werde, jedes Ding mit seinen Augen zu

sehen. Diese Inbrunst half Johannen über die vielen Fährlichkeiten hinweg, die in solchem Erleben nicht fehlen konnten. Bismarcks Frau wäre aus ihrem Glücksgefühl entwurzelt worden, wenn sie den Mann zu spornen, zu hemmen, mit kritischem Blick zu betrachten versucht, wenn sie dem Nutzen oder Nachteil seines Handelns auch nur nachgefragt hätte. Kampf gegen die Orthodoxie beider christlichen Kirchen, gegen die „Hyperkonservativen", einen Kleist, einen Arnim sogar, gegen den ganzen Troß junkerlicher Deklaranten: Das waren harte Schläge für ein gut puttkamerisches Pommernherz. Doch er tats; und so mußte es sein und war wohl auch das Beste: sonst hätte ers ja nicht getan. Diese Frau taugte für diesen Mann; die Addition gab keinen Bruch. Nach der täglichen Reibung des Dienstes fand er im Haus eine völlig unpolitische, nur von dem gesunden Egoismus der Familienmutter erfüllte Frau. Keine unkluge aber; kein Gänschen: schon ihre Briefe zeigen, daß sie regen Geistes war und höhere Bildung, namentlich höhere Empfindungfähigkeit hatte als manche aufgedonnerte Plauderdame. Fand eine Frau, die, all in ihrer Zärtlichkeit, doch den Mann nicht mit Arachnearmen umklammern, in lauter Liebe auflösen wollte, sondern in stummem Respekt vor seiner Lebensleistung stand. Johanna schwor darauf, daß in den endlosen Stunden öffentlichen Dienstes die meiste Zeit unnütz vertrödelt werde und ganz leicht erspart werden könnte, wenn die Kleinen den Großen nur ruhig gehen ließen. Vor seiner Arbeit aber, deren Wert sie sich nicht abzuschätzen getraute,

hatte sie ehrliche Achtung. Und um diese Arbeit nicht mit beschwerlichem Anspruch zu stören, hatte sie sich neben der Werkstätte des Riesen ein kleines Leben für sich allein zurechtgemacht. Sprach er zu ihr, so war sie beglückt; blieb er schweigsam oder zog Andere ins Gespräch, so war gerade Solches ihm eben Bedürfnis. Ihre ewige Sorge war, durch ihr Versehen könne das winzigste Sandkorn ihm die Gedankenbahn beschweren. So leicht sie sonst heftig wurde: ihm hätte sie niemals mit schrillem Wort widersprochen; auch nicht, wenn er die empfindlichste Stelle berührte. Eines Mittags (ich war der einzige Gast, auch kein anderer Hausgenosse am Tisch) fragte er: „Ich habe da draußen allerlei fromme Traktätchen gefunden; wie kommt Das ins Haus?“ „Ich habe sie für die Leute angeschafft, zur Erbauung.“ „Den Leuten steckst Du die Sachen zu? Das geht wirklich nicht, liebes Kind; ich muß mir ausbitten, daß in meinem Hause nichts getrieben wird, was an Seelenfängerei erinnert.“ Nie vorher und nie nachher hörte ich ihn auch nur mit so leiser Schärfe im Ton zu der Frau reden. Die schwieg; und hat im Haus wohl nie wieder erbauliche Schriften verteilt. Aufs Schweigen verstand sie sich. Sie hehlte den Körperschmerz, saß still am Tisch, aß nichts und trank nichts und mochte nicht, daß mans bemerke. Stunden lang zwang sie sich abends den Schlaf aus den Augen, sprach kaum ein Wörtchen, nickte für ein paar Minuten ein, horchte dann wieder auf und wehrte jeden Versuch, mit ihr Konversation zu machen, mit artiger Entschiedenheit ab. Wenn ein Fremder

ihr Tischnachbar war und sich um Unterhaltungstoff quälte, wies sie ihn mit leichter Kopfneigung an den Hausherrn, als wollte sie sagen: „Hören Sie da lieber zu! Das ist viel wichtiger; mir sind Sie gleichgiltig und ich — seien Sie nur ehrlich! — bins Ihnen auch.“ Ehrlich sein, sich geben, wie man ist, ohne Pose, ohne redensartliche Drapirung: Das war ihr die Hauptsache. Mit ihr brauchte man sich nicht zu beschäftigen; nicht im Hause und draußen erst recht nicht. Als ich, im Februar 1891, der wiederholten gütigen Einladung gefolgt, im Reiseanzug recta an den Frühstückstisch geführt war und in dem von Schneelicht und praller Wintersonne erhelltem Gemach zum ersten Mal nur vor dem höflichen Hünen stand, grüßte ich, in der Erregtheit des Augenblickes, die Hausfrau flüchtiger, als sich ziemte. Später bat ich dann um Entschuldigung. „Weshalb denn? Daß Sie nur für ihn Augen hatten, fand ich ganz natürlich. Und alles Natürliche ist nach meinem Geschmack.“ Gerade die Unbeholfenheit der ersten Minuten hatte mir ihr Wohlwollen erworben.

Drei Jahre danach war der Generaloberst Fürst Bismarck (von dem ihm bei der Entlassung verliehenen Herzogstitel hat er nie Gebrauch gemacht) im berliner Schloß der Gast seines Kriegsherrn gewesen. Überall wurde von „Versöhnung“, von wichtigen politischen Abmachungen geflüstert. „Glauben Sie nur ja kein Wort davon!“ sagte die Fürstin. „Ottochen hat Ballgeschichten erzählt; von Politik war überhaupt nicht die Rede.“ Sie zeigte mir eine Photographie von der Einzugsstraße und ließ, nach ihrer Gewohnheit, manches kräf-

tige Wörtlein über die Lippe. „Was mich dran freut, ist nur, daß Ottochen doch noch einmal in Gala durchs Brandenburger Tor gefahren ist; sonst . . .“

Noch im selben Jahr mußte er, fern vom Sachsenwald, die Frau in ihrem heimischen Varzin aufs letzte Lager betten.

Jeanneton, Nanne, das liebe Kind, den immer still kränkelnden, immer ein Bißchen kümmerlichen Pflegling. Die Frau, die von seinem Blick lebte, nichts für sich begehrte, zu jeder Entsagung, jedem Persönlichkeitopfer für den Einzigen mit tausend Freuden bereit war. Der Gott, Natur, Ehemann sich zu beglückender Dreieinheit verband. Keine geistreiche, keine elegante, nicht einmal eine schöne Frau; auch das grau-blau-schwarze Auge mit der großen Pupille leuchtete längst nicht mehr im Glanz hoffender Jugend. Was sie an Schönheit hatte, war früh gewelkt. Doch sie war von den (nach Rochefoucaulds Wort) Seltenen, dont le mérite dure plus que la beauté. Die Treuste der Treuen. Der Mann, der an ihrer Bahre stand, hatte es ein Leben lang dankbar empfunden. Wen hatte er nun noch mit zarter Vaterhand zu betreuen, zu „eien“, wie der Bräutigam einst verhieß, der galante Greis selbst noch so gern tat? Die Brut war ihm lange entwachsen, hatte lange ihr eignes Nest gebaut . . . Als Eckermann, auch an einem Novembertag, in Göttingen erfuhr, Goethes Sohn sei gestorben, war „seine größte Besorgnis, daß Goethe in seinem hohen Alter den heftigen Sturm väterlicher Empfindungen nicht überstehen möchte.“ In Weimar war sein erster Weg dann zu Goethe. „Er stand

aufrecht und fest und schloß mich in seine Arme. Ich fand ihn vollkommen heiter und ruhig. Wir setzten uns und sprachen sogleich von gescheiten Dingen; und ich war höchst beglückt, wieder bei ihm zu sein. Wir sprachen über die Frau Großherzogin, über den Prinzen und manches Andere; seines Sohnes jedoch ward mit keiner Silbe gedacht.“ Hohe Eichen lassen vom Wind die Krone nicht lange zausen. So wars auch in Varzin. Nach der Weiherede des Pastors brach der Witwer aus einem Trauerkranz eine weiße Rose, griff nach dem fünften Band von Treitschkes „Deutscher Geschichte“ und ging auf leisen Sohlen sacht aus dem Zimmer. „Das soll mich auf andere Gedanken bringen“, sagte er in der Tür. Das Band, das ihn fast ein halbes Jahrhundert ans Alltagsleben geknüpft hatte, war zerrissen. Die Frau nun doch „weggestorben“. Die weiße Rose gebrochen. Nur die große politische Leidenschaft, Nannens einzige Rivalin, als Inhalt der Herrscherseele zurückgeblieben.

STOECKER

Im Frühjahr 1875 ging durch die Reihen der Andächtigen, die im alten Dom an der Spree sich festtägliche Erbauung suchten, ein unruhiges Staunen. Sie waren an eine feierliche Kanzelberedsamkeit gewöhnt, an den strengen Pomp und die getragene Würde eines kunstvollen Theologenpathos, in dessen schwingenden Orgelton kein profaner Laut schrill hineinklingen durfte; sie hatten, wenn hinter ihnen die gepolsterten Türen sich schlossen, den Lärm und das Hasten des Alltages vergessen und bis zum Ende des Gottesdienstes nur in dem reinen Reich gelebt, das nicht von dieser Welt ist. Nun erklang eine fremde Weise; nun wurde mit derbem Griff die Schranke weggerückt, die so lange die Weihesphäre der Gottesverkündung von der gemeinen Wirklichkeit geschieden hatte. Der neue Hofprediger, dessen untersetzte Gestalt im Talar straffer und höher erschien, sprach nicht nur von der Heiligen Schrift, von der Paradiesesseligkeit und der rechten göttlichen Hilfe: er sprach auch von den Freuden und Leiden des täglichen Lebens, den kleinen und kleinsten, sprach davon wie ein geprüfter Mann, der sie selbst erlebt und erlitten hat, mit einer volksthümlichen Kraft und Eindringlichkeit, die rasch und sicher den Weg in enge Intelligenzen fand. Wichern und Ahlfeld schienen in der

Hofkirche wieder lebendig geworden zu sein; aber ein besonderer Reiz ging noch von dem Redner aus: die Macht eines starken Temperamentes. Wenn dieser ausdrucksvolle Kopf, den leider kein gutes Auge freundlich erhellte, in heftiger Erregung zuckte, dann zündeten die Blitze gleich auch in den Hörermassen und ein inbrünstiger Fanatismus wirbelte auf, daß man sich nicht mehr in der nüchternen Nicolaitenstadt glaubte, sondern bei den fränkischen Kreuzfahrern, die einst zu der heldischen Heilsthat der Ruf entflammte: Gott will es! Und einen Kreuzzug schien der neue Hofprediger wirklich zu sinnen, den Kreuzzug gegen die sündige Hauptstadt, die sein flackernder Blick wohl wie das babylonische Weib aus der Offenbarung Johannis sah. Herr Christan Adolf Stoecker war kein weltfremder Diener am Wort; er hatte von Europa ein stattliches Stück kennen gelernt, hatte die Schweiz und Italien bereist, den Norden und den Süden des deutschen Landes durchstreift, war in Kurland Hauslehrer und in Metz Soldatenpfarrer gewesen und mit neununddreißig Jahren als Hofprediger nach Berlin berufen worden. Die Hauptstadt des neuen Reiches mochte er sich anders vorgestellt haben, als er sie fand, und der Gegensatz von Ideal und Wirklichkeit, der die Dichter weckt, hat hier vielleicht aus der Gelassenheit des Geistlichen den Agitator aufgerüttelt. Es war die Zeit des Kraches. Ein schwärzliches Gewimmel von Bankdieben bedeckte weithin die Strecke, den überlebenden Spekulanten war der Schrecken ins schlotternde Gebein gefahren und die Allgemeinstimmung,

wie es so hübsch immer in den Börsenberichten heißt, war recht katzenjämmerlich. Aber die Kapitalistenmoral, die den Darwin sich ins bequeme Bankenvolapük übersetzt hat, lebte noch munter fort, Freihandel, Freizügigkeit und Gewerbefreiheit schienen das letzte Wort wirtschaftlicher Weisheit und die Goldwährung sollte den internationalen Schlittenpartien des mobilen Kapitals leise die Wege ebnen. In der Politik gab Herr Bamberger den Ton an, in der Literatur Herr Lindau, die Presse lenkte sacht in die Bahnen des Börsencouriers ein. Jeder Gebildete, der auf sich hielt, war ein stolzer Materialist, höhnte die Pfaffen und Mucker, ließ Gott einen guten Mann sein und fürchtete sich weder vor Hölle noch Teufel. Die Ehrfurcht, die Goethe als den letzten Zweck aller sittlichen Erziehung preist, war diesem Händlervolk längst verloren gegangen oder grüßte huldigend doch nur noch den baren, blanken Besitz, ohne nach seiner Herkunft ängstlich zu fragen, und es galt fast schon als ein Zeichen rückständiger Gesinnung, deutsch zu empfinden oder gar fromm zu sein. In dieses neue Berlin, dessen öffentlichstes Leben, ehe seit der Begründung des Deutschen Reiches noch ein Lustrum verstrichen war, sich beinahe völlig entdeutscht hatte, trat nun Stoecker. Ists ein Wunder, daß es ihm nicht gefiel, daß er es zu hassen begann, mit dem heißen Zorn eines protestantischen und borussischen Jeremias? Und da er den bösen Geist besonders häufig in Leuten verkörpert sah, die sehr schwarzes Haar und sehr gebogene Nasen hatten: ists ein Wunder, daß diese Leute ihm ganz besonders gefährlich er-

schienen? Er verstand nicht, daß in dem ältesten Händlervolk die typischen Merkmale des Zwischenhändlergeistes sich früher und deutlicher zeigen mußten als in dem Wirthsvolk, dem Seßhaftigkeit und Grundeigenthum, kriegerische und feudale Gewohnheiten das Gewissen stärkten, und er sah die nahe Zeit nicht voraus, wo zwischen jüdischen und christlichen Mobilkapitalisten der Unterschied kaum noch zu merken sein würde. Von den Juden schien alles Unheil zu stammen: der überschwemmende Einfluß der Juden mußte mit Deich und Damm verhindert werden. Kampf ohne Erbarmen. Der neue Hofprediger wurde Antisemit.

Das war ein Beweis von Kurzsichtigkeit, ganz sicher aber auch ein Beweis von Muth. Denn die liberale Presse, die einzige, die damals mächtig war, hatte rechtzeitig eingesehen, daß der Geist, der unter dem Namen der Judenheit bekämpft wurde, der Geist des Liberalismus der zweiten Epoche war, des Liberalismus, der nicht mehr für politische Freiheiten und Volksrechte focht, sondern für Sankt Manchester und für die Herrlichkeiten des Händlerparadieses, und sie waffnete sich eilig deshalb, auch wo sie von arischen Christen geleitet war, gegen den hitzig vorwärts drängenden Feind. Das Preßgewerbe war längst ein großkapitalistisches Unternehmen geworden, eine politische Zeitung war der Vorwand zu einträglichen Annoncengeschäften und von Großkapitalisten, die, als die im Kampf ums bourgeoise Dasein Tauglichsten, fast immer schlauer als ihre Gegner sind, war nicht zu erwarten, daß sie in einem Krieg, dessen letztes

Ziel der mammonistische Geist war, ihre Schreiberheere neutralisiren würden. Wer sich offen als Antisemiten bekannte, Der mußte (und muß noch heute) darauf gefaßt sein, für vogelfrei erklärt zu werden; er mag noch so große Verdienste haben, in seinem Fach noch so bedeutend sein: er wird geächtet, wird zum Auswurf der Menschheit gerechnet; Lagarde und Dühring, Treitschke und Wagner können davon erzählen. Man sollte meinen, der Kampf gegen den Semitismus wäre, wenn er aus Ueberzeugung geführt wird, an und für sich nicht verächtlicher als der Kampf gegen Katholizismus, Kapitalismus, Junkerthum und Sozialismus; aber die liberale Presse will von solcher Unbefangenheit nichts hören, sie schleudert Jeden, der sich gegen Israel erhebt, in den Pfuhl scheusäliger Sünder und ist dann in ihrer Thorheit noch zum Frohlocken bereit, wenn die Führung in diesem Kampf mehr und mehr unsauberen Persönlichkeiten zufällt, die nichts zu verlieren haben und denen kein Bannstrahl deshalb schaden kann. Diese Taktik darf man thöricht nennen; es ist begreiflich, daß rechtschaffene und reinliche Juden, deren Zahl ja nicht gering ist, sich leidenschaftlich gegen den Kollektivhaß auflehnen, der ihnen ein geliebtes Vaterland bestreiten will; aber man leistet ihnen einen schlechten Dienst, wenn man diesen Haß, statt ihn als unbegründet und kurzsichtig zu erweisen, von vorn herein wie die erbärmlichste Ruchlosigkeit mit dem Schandmahl versieht. Warum soll man nicht ruhig darüber reden, wie über andere soziale Erscheinungen? Diese Taktik hat zu den Tri-

umphen des Herrn Ahlwardt und zur Vergottung des starken Lueger geführt; sie hat auch Stoecker vielleicht weiter getrieben, als er eigentlich gehen wollte. Er hatte zuerst nur die Auswüchse des jüdischen Geistes bekämpft, in ziemlich ruhiger Tonart; das große Kesseltreiben, das gegen ihn begann, hetzte ihn in immer wilderen Haß hinein: er wurde ungerecht, vergaß die gewaltigen Anregungen, die das Volk des Buches der Menschheit gegeben hat, und bedachte nicht, daß er die stärksten Waffen von dem Juden Lassalle und von Stahl entlehnt hatte, der bis in sein achtzehntes Lebensjahr auch ein Jude gewesen war. Er wurde ungerecht, — und war und blieb doch ein Prediger, der vor allen Anderen gerecht und wahrhaftig sein sollte. Das war sein erster Fehler; und in diese sterbliche Stelle bohrte die Wuth der Gekränkten seitdem ohne Ermatten den Dolch.

Wer Zeitungen liest, könnte glauben, Stoecker habe sein Leben lang sich nur mit grausamer Judenhetze beschäftigt und sei ein kleiner Kneipendemagoge gewesen. Das ist eine läppische Fälschung, ist eine von hundert Fälschungen, die zwei Jahrzehnte lang diesen außerordentlich begabten Mann verfolgt und zu immer skrupelloseren Kampfarten gezwungen haben. Stoecker hat die evangelisch-soziale Bewegung möglich gemacht: Das ist sein unvergängliches Verdienst; und dieses Verdienst bleibt groß und geschichtlich bedeutsam, obwohl der christlich-soziale Gedanke nicht dem Hirn des berliner Hofpredigers entsprungen war. Es war ein katho-

lischer Gedanke. Bossuet, der nicht nur der in Demuth ersterbende Bewunderer des Sonnenkönigs, sondern auch ein Mann von sehr starkem sozialen Empfinden war, hatte ihm in seinen Predigten beredte Worte geliehen, Saint-Simon hatte laut vom Papst Hilfe und Schutz für die Armen und Elenden erfleht, La Mennais, der stürmende Bretone, hatte einen demokratisch-sozialen Katholizismus erträumt und seit dieser Zeit, von Lacordaire und Veuillot bis zum Herrn de Mun, hat es nie an Versuchen gefehlt, Roms gewaltige Macht für eine christliche Sozialreform zu gewinnen. Auch die katholische Wissenschaft war nicht müßig gewesen. Um die Mitte unseres Jahrhunderts erschien das berühmte Buch des Philosophen François Huet über das soziale Reich des Christenthums, zehn Jahre später rief Döllinger die katholischen Vereine zur Beschäftigung mit der sozialen Frage auf, der Bischof Ketteler veröffentlichte sein Buch über die Arbeiterfrage, das die lassallischen Produktivgenossenschaften empfahl, christlich-soziale Vereine und Zeitungen wurden ringsum gegründet und der Domkapitular Moufang entwarf, unter Kettelers Einfluß, ein vollständiges katholisch-soziales Programm. Alle diese Männer erkannten, daß auf dem Wege mitleidlosen Gewährenlassens ein Fortschreiten unmöglich war, daß die Selbsthilfe und das freie Spiel der Kräfte versagten und daß wirtschaftliche Fährlichkeiten heraufkamen, neben denen die formalpolitischen Fragen winzig und ernster Betrachtung unwerth erscheinen mußten. Gegen die liberale Weltanschauung hat selbst Bismarck nie-

mals besser als Ketteler gesprochen und aus dem Buch des Bischofs von Mainz konnte der Freiherr von Stumm dem Deutschen Reichstag die fürchterlichsten Stellen vorlesen. In diese Stimmung der katholischen Geistlichen schlugen prasselnd die Maigesetze ein: und nun schien es, als sollte Cavours ahnendes Wort Wahrheit werden, das ein Bündniß des Ultramontanismus mit dem Sozialismus vorausgesagt hatte; denn Centrum und Sozialdemokratie marschirten bald darauf vereint in die Wahlschlacht. Und nun wurde es auch unter den protestantischen Geistlichen lebendig. Der Krach hatte die Aermsten noch ärmer gemacht und die Arbeitgelegenheiten verringert, die Sozialdemokratie war rasch erstarkt und hatte am zehnten Januar 1877 fast eine Million Stimmen erhalten, Hödels und Nobilings Attentate auf den alten Kaiser hatten heiße Empörung, aber auch bußfertige Trauer geweckt und die Entscheidung über das Sozialistengesetz stand bevor. Sollte die Römische Kirche den deutschen Arbeitern als Hort ihrer Freiheit erscheinen? Sollte der Protestantismus kühl und gleichgiltig den Kämpfen zusehen, die ein eben geeintes Volk zu zerreißen drohten? Nimmermehr! Damals schritt Stoecker furchtlos, fast tollkühn voran. Er ging über Wicherns Wege hinaus, weil er einsah, daß die Innere Mission und die Assoziation der Hilfebedürftigen dem Anspruch einer neuen Zeit nicht mehr genügten, und weil er den Staat selbst, das Königthum und die Regirung, zur Rettung herbeirufen wollte. Er nannte Jesus den Proletarierkönig, hieß die Bibel ein Arbeiterbuch

und wagte, unter dem Toben und Heulen der sozialdemokratischen Massen, Den zu bekennen, der den Armen einst das Evangelium, die frohe Botschaft verkündet hatte.

Das war Stoeckers größte Zeit; doch es war vielleicht auch die Zeit seiner schwersten Kämpfe. In den Versammlungen mußte er sich mit dem wüsten Hans Most und dessen Gesellen herumbalgen, in der liberalen Presse wurde unermüdlich gegen ihn der Feldzug geführt. Ein Prediger, der in den Eiskeller ging und aufreizende Reden hielt, ein Hofprediger, der nicht seine heiligste Aufgabe darin sah, jede Form des Besitzes zu schützen: Das war nicht zu dulden. Die Sozialisten im Talar, hieß es, sind noch schlimmer als die Sozialisten in der Blouse; und gegen den Muckersozialismus wurde auf der ganzen Linie mobil gemacht. Dabei war das besondere Talent des deutschen Liberalismus thätig, der es immer verstanden hat, sich alle bedeutenden Kräfte der Zeit zu verfeinden; aber es kam noch ein Anderes hinzu: nicht nur die Angst vor einer antikapitalistischen Bewegung, sondern auch die ärgere Furcht vor einer Stärkung der Kirchenmacht. Die Kirche war ja tot, auf ihrem Grabe erhob sich der stolze Prunkpalast des Materialismus und die Pfaffen litt man höchstens noch als unschädliche Trostspender für alte Weiber; und nun wollte ein Pfaffe ins Volk gehen, aus der Berührung mit dem Volk seinem Glauben neue Kraft gewinnen und den berufenen Politikern ins Handwerk pfuschen? Da lauerte eine Gefahr; und deshalb wurde es nöthig, den Schädling, ehe es zu spät war, auszujäten. Alle

Vorwürfe, die damals gegen Stoecker geschleudert wurden, sind gegenstandlos. Er wollte, wie er im Jahr 1894 schrieb, den christlichen Glauben auf die soziale Welt anwenden und die soziale Welt mit dem christlichen Glauben erfüllen; dieser hohen Aufgabe braucht selbst ein Prediger des Herrn sich nicht zu schämen. Und Stoecker trat nicht wie ein thörichter Knabe an seine Arbeit heran; er wußte genau, was er wollte, was möglich und erreichbar war, und sein christlich-soziales Programm vom Jahr 1878 beweist, wenn es auch von Rodbertus und Rudolf Meyer wichtige Theile entlieh, doch heute noch, wie unendlich er an Einsicht und an Kenntnis der Volksbedürfnisse dem landläufigen Liberalismus überlegen war. Er fand, namentlich unter der Jugend und bei den Handwerkern, die noch an eine Wiedereroberung des Goldenen Bodens glaubten, eine begeisterte Anhängerschaar, aber er wurde auch von Mosts und Richters Gemeinde mit unbarmherziger, mit manchmal beinahe wahnwitziger Wuth angefeindet, offen und heimlich, mit jeder Waffe, die für den Augenblick wirksam schien. Das Vollbringen dieses Mannes, der ganz allein (denn der Pastor Todt war kein ausdauernder Kämpfer) das Riesenwerk unternahm, eine Millionenstadt zu bekehren, die Reichen aus trägem Schlummer zu reißen und die gewaltthätige Stimmung der Armen zu mildern, müßte uns heute groß erscheinen, wenn hinter dem starken Willen, der es vermochte, auch ein starkes Herz zu spüren wäre. Ein starkes und gütiges Herz aber war Stoecker nicht. Man thut ihm wohl

nicht Unrecht, wenn man sagt, daß ihn nicht die Liebe geleitet hat, die Liebe zu den Geringsten im Volk, sondern der Wille zur Macht. Er sah die Kirche bedroht und verlassen, deren Diener er war, sah den Einfluß des Römerthumes wachsen und fühlte, wie ringsum der Atheismus das Erdreich untergrub; er wollte die Arbeiterklasse dem Glauben zurückgewinnen, mit ihr vereint den Liberalismus ausroden und die Kirchengewalt auf den festen Fels des sozialen Königthumes gründen; deshalb unternahm er den Feldzug für Thron und Altar: der Thron sollte den Altar sichern, aber der Altar sollte um ein paar Stufen höher sein als der Thron. Wäre der christlich-soziale Gedanke ihm mehr gewesen als Mittel zum Zweck, dann hätte er ihn nicht mit allerlei hierarchischen Forderungen bepackt, nicht so eigensinnig an jedem Punkt und Pünktchen des positiven Bekenntnisses festgehalten. Stoecker war in erster Reihe immer der streitbare Kirchenmann, den weichmüthige Wallungen nicht übermannten; er wollte seiner Kirche in der Zeitlichkeit ihren alten Glanz zurückerobern, — seiner Kirche, die nicht um eine Haaresbreite verändert und im Aussehen modernisirt werden durfte. Alles oder nichts: Das war seine Losung; und jeder Weg war ihm willkommen, auf dem Alles erreicht werden konnte. Deshalb trat, als er vor der zuchtlosen Demokratie das Schaudern zu empfinden begann, der christlich-soziale Gedanke in ihm mehr und mehr zurück; deshalb berauschte er sich an Hubers Hoffnung, es könne gelingen, den vorrevolutionären Staatskörper noch

einmal lebendig zu machen, und schwelgte in Stahls Wort von der Solidarität aller konservativen Interessen; deshalb machte der Hofprediger (klug genug, nicht klug zu sein) in seinem Leben den zweiten Fehler: er wurde Berufspolitiker und Mitglied der Konservativen Partei.

Dieser Fehler brachte weder der alten Partei noch dem neuen Mitglied Gewinn. Die Konservativen, die eine Partei der Grundbesitzer und Bauern sind, brauchen im Kampf um ihre agrarischen Interessen heute alle Kräfte, sie können außer dem Händlerhaß nicht auch noch die Feindschaft freier Geister gegen die Orthodoxie ertragen und dürfen an den ewig nutzlosen Versuch, Abgestorbenes zu neuem Leben zu wecken, nicht kostbare Zeit verzetteln. Der Hofprediger wurde ihnen ein guter Agitator und ein schlagfertiger Redner; aber seine Persönlichkeit und die Stärkung, die er dem starren Dogmatismus und dem Antisemitismus verlieh, haben den agrarischen Forderungen den leidenschaftlichen Haß zugezogen, der sie so lange umheulte. Die Kunst der Konservativen, alle neuen Strömungen, die ihnen gefährlich werden könnten, geschickt in ihre Kanäle zu leiten, ist nicht zu unterschätzen; aber es ist doch fraglich, ob sie gut daran thaten, um Stoecker zu werben. Er hat ihnen die christlich-soziale und die antisemitische Bewegung für ein paar Jahre unschädlich gemacht, aber er war dann in ihren Reihen der Schwarze Mann, der die Agrarier aus anderen Parteien zurückschreckte; auch solche, die mit den Grafen Kanitz und Mirbach sich leicht verständigen konnten.

Noch schlimmer war die Wirkung für Stoecker selbst. Er mußte nun zwei Gesichter zeigen, zwei verschiedene Tonarten in Bereitschaft halten: eine für die Christlich-Sozialen und eine andere für die Konservativen; dort wollte man von sozialen Reformen, und nicht von zimperlichen, hören, hier von Autorität, von Ordnung und strenger Zucht. Der Stoecker der Evangelisch-Sozialen Kongresse sah dem Abgeordneten, der im Namen der Konservativen Partei das Wort führte, gar nicht ähnlich. Stoecker war stark genug, um allein bleiben zu können; nur der Mann, der allein steht, kann immer, gegen Freund und Feind, ehrlich und wahrhaftig sein, ohne sich um taktische Kniffe und Pfiffe zu kümmern. So lange Stoecker allein stand, war er eine einheitliche Erscheinung, der, trotz ihrer Begrenztheit und ihren Mängeln, der unbefangene Betrachter fast Etwas wie Bewunderung zollen mußte. Als er Berufspolitiker und konservativer Parteimann wurde, mußte er hier vertuschen und da verschweigen, bald Rücksichten nehmen und bald unsaubere Hände drücken; mit der stolzen Losung „Alles oder nichts“ war es nun vorbei und die Zeit schwächlicher Kompromisse brach an. Dahin hatte der Wille zur Macht ihn geführt. Als ob Macht nicht auch aus der Einsamkeit einer stillen Schreibstube zu erwerben wäre; als ob die drei Männer, die durch den Gedanken auf unser Jahrhundert den mächtigsten Einfluß geübt haben, Hegel, Darwin und Marx, bei Parteien Unterschlupf und Hilfe gesucht hätten! Die Parteipolitik verdirbt wirklich, nach Freytags Wort, den Charakter; und sie lähmt

auch die Kraft. Der Abgeordnete Stoecker war nicht mehr der starke Mann, der 1878 im Eiskeller zu den berliner Arbeitern gesprochen hatte: er war ein pfiffiger Taktiker geworden, — und war doch ein Prediger geblieben, der vor allen Anderen gerecht und wahrhaftig sein sollte.

Man muß sich dieser Entwickelung erinnern, wenn man verstehen will, was im Herbst 1895 ans Licht kam. Den Freiherrn von Hammerstein, dessen Lüderlichkeit seit Jahren bekannt war, nannte der Hofprediger seinen Freund; er brauchte den allmächtigen Beherrscher der Kreuzzeitung und die Taktik gebot dem Politiker das Schweigen. Der Freiherr von Hammerstein hat betrogen, unterschlagen, Wechsel gefälscht und zuletzt, um würdig zu vollenden, die Privatbriefe seiner Parteigenossen verschachert. Keine Kolportagephantasie kann einen ärgeren Heuchelwicht ausdenken; und Stoecker, der den Mann ganz kennen mußte, Stoecker, der jedem kleinsten Bankbanditen Schandsäulen errichtete, schwieg und fand auch später noch höchstens leise Töne wehmüthiger Trauer über den schmerzlichen Fall: denn die Parteitaktik verbot ja, daß von der Sache viel geredet werde. Es war dumm und unanständig, wenn so gethan wurde, als stehe Stoecker mit Hammerstein auf einer Stufe; Stoecker hat nichts verbrochen, was ihn als Menschen der Achtung unwürdig machen könnte; er hat genau so gehandelt, wie gut disziplinirte Parteimänner immer handeln. Im Jahr 1888 wünschte er Bismarcks Entlassung; diesen Wunsch

barg er, als kluger Mann, in des Busens Tiefe und suchte, mit Hammersteins Hilfe, zwischen dem jungen Monarchen und dem alten Kanzler Zwietracht zu säen, ohne daß der Kaiser die Absicht bemerken konnte. Die Epistel, die man den Scheiterhaufenbrief nennt, zeigt ihn als Meister der Taktik, vielleicht auch als Meister der Psychologie, und wenn Jemand ihm gesagt hätte, es wäre doch schöner gewesen, offen damals auszusprechen, daß ihm die Politik Bismarcks unheilvoll und verderblich erscheine, dann hätte er den naiven Narren ausgelacht, der noch in dem Wahn lebte, moralische Bedenken könnten in der Politik, in der hohen und großen, maßgebend sein. Der Politiker hatte Recht und konnte ruhig in der Konservativen Partei bleiben, wenn sie, die angeblich doch auf die bismärckische Allweisheit schwört, ihn noch haben wollte; das Predigtamt aber, das von seinem Verwalter die lauterste Wahrhaftigkeit fordert, und die Aufgabe, in der sozialen Wirklichkeit die christlichen Lebensmächte zur Geltung zu bringen, mußte er dann Anderen überlassen, die es noch nicht zu seiner taktischen Meisterschaft gebracht hatten. Stoecker wollte nicht vom Platz weichen. Er war im Dezember 1835 geboren und ein reiches Leben lag hinter ihm, ein Leben, das Kampf war und Sieg und starkes Vollbringen, ein Leben voll guter Thaten und schlimmer Irrungen, nach sterblicher Menschen Art. Er hatte alle Beschwerden gesund überstanden, sein zäher Körper trotzte jedem Ungemach und keine Aufregung focht ihn an: er fuhr die Nacht durch, sprach zweimal an

einem Tage, las fünfzig Fälschungen seiner Reden, war dabei kreuzvergnügt, aß und trank und verdaute wie ein robuster Bauer und schlief den Schlaf des Gerechten. Ein Mann, der Das auszuhalten vermag, ist nicht verbraucht und kann dem Vaterlande noch nützen. Denen, die, ohne seine Meinungen zu theilen, doch seine Kraft schätzten, konnte er die Bitte nicht verübeln: er möge wählen, ob er ein politischer Geschäftsmann bleiben oder, nach reuigem Bekenntniß eines Irrthumes, zu dem besten Werk seines Lebens zurückkehren und im sozialen Kampf noch einmal der Künder christlichen Empfindens werden wolle.

Diesen Sätzen, die vor dreizehn Jahren geschrieben wurden (und deren jugendlich hitzige Tonart ich heute nicht dämpfen mag), war später, nach Stoeckers Tod, nichts Wesentliches hinzuzufügen. Der Bauernsohn ist noch lange rüstig geblieben, hat noch manche wirksame Rede gehalten und sich für die Sache, die ihn gut dünkte, agitatorisch bemüht. Mählich aber erblich sein Stern, die Massen entglitten ihm und den adeligen Freunden war er ein Bischen unbequem, seit er die Hofgunst verloren hatte. Der alte Kaiser hatte ihn nicht geliebt; fand ihn für einen Prediger nicht leis und mild genug, meinte aber, „das Spektakel sei nützlich, um die Juden etwas bescheidener zu machen“. Der junge Kaiser war zunächst bis zur Schwärmerei von ihm eingenommen, pries ihn sogar einer klugen Jüdin, in deren Haus er gern einkehrte, wurde dann aber von Stumm und

Genossen gegen ihn gestimmt und schrieb im Februar 1896 an Hinzpeter: „Stoecker hat geendigt, wie ich es vor Jahren vorausgesagt habe. Politische Pastoren sind ein Unding. Wer Christ ist, Der ist auch ‚sozial'. Christlich-Sozial ist Unsinn und führt zu Selbstüberhebung und Unduldsamkeit, Beides dem Christenthum schnurstracks zuwiderlaufend. Die Herren Pastoren sollen sich um die Seelen ihrer Gemeinde kümmern, die Nächstenliebe pflegen, aber die Politik aus dem Spiele lassen, dieweil sie Das gar nichts angeht." Das sollte fritzisch klingen; klang aber nicht ganz so. Stoecker hatte noch nicht „geendigt"; hatte sich entschlossen, aus dem Elferausschuß der Konservativen, dann auch aus der Partei zu scheiden, war als Organisator und Stadtmissionar mindestens in Berlin aber eine Macht geblieben. Seit er von oben geächtet war, wurde das Wirken ihm freilich schwer. Sein ungütiges Antlitz blickte vergrämt und verbittert drein.

Vor Sterblichen hat dieser allzu Sterbliche sich nie geduckt. Ein liebenswerther Mensch schien er dem Fernen nicht. Aber ein muthiger Mann, der lieber vervehmt durchs Leben schreiten als mit den Bebänderten um die Wette im Staub kriechen wollte. Kein fleckloser Priester. Aber ein Mann.

WALDERSEE.

„Generalfeldmarschall Graf von Waldersee, der allverehrte, rühmlichst bekannte Oberbefehlshaber der verbündeten Truppen in Ostasien aus den Jahren 1900 und 1901, hat seinen Lebenslauf vollendet. Mit tiefer Bewegung werden diese Trauerkunde Oesterreicher und Italiener, Russen und Engländer, Japaner und Amerikaner, Franzosen und ganz besonders alle diejenigen Deutschen vernehmen, die in jener denkwürdigen Zeit begeistert seiner Führung folgten. Noch bis vor wenigen Tagen im Vollbesitz beneidenswerther körperlicher und geistiger Frische, starb er schmerzlos nach kurzem Krankenlager am fünften März zu Hannover im fast vollendeten zweiundsiebenzigsten Lebensjahr. Der Stolz und die Hoffnung der Armee, gleich bewährt im Krieg wie im Frieden, in Rath und That, ein ganzer Mann und überzeugter Christ im Leben wie im Sterben, hat er ein glückliches, an Erfolgen überreiches Leben geführt und nun — in Erfüllung seines Wunsches, in den Sielen zu sterben — auch ein schnelles, harmonisches Ende gehabt. In uns aber wird er fortleben als das Vorbild eines königtreuen, echten Soldaten, eines großen Heerführers, eines edlen Vorgesetzten und eines treuen, allezeit menschlich fühlenden Kameraden".

Diesen Nekrolog schrieb, „im Namen der Offiziere und Beamten des ehemaligen Armeeoberkommandos in Ostasien“, der Generalmajor Freiherr von Gayl, der in Petschili Waldersees Stabschef war. Ein persönlich verpflichteter Mann; dankbares Erinnern an empfangene Gunst färbt dem Blick leicht die Wirklichkeit. Fast jedes Wort des Nachrufes wird von unbestreitbaren Thatsachen widerlegt. Alfred Graf von Waldersee war nicht „allverehrt“, war als Oberbefehlshaber der gegen China vereinten Kontingente nicht „rühmlichst bekannt“, sondern das Ziel unzähliger Witze. Er durfte die Truppen nicht ins Treffen führen: also konnten sie ihm auch nicht begeistert folgen. Seit der Heimkehr kränkelte er, den schon Jahrzehnte lang ein Venenleiden plagte, und hätte die Strapazen eines Feldzuges nicht mehr ertragen. Stolz mochte auf ihn in der Armee Mancher sein; für Keinen aber war er noch eine Hoffnung. Niemals fand er Gelegenheit, sich im Krieg zu „bewähren“. Sein Leben war an Erfolgen, die er ernsthaft erstrebte, nicht überreich, sondern bettelarm. Kein wichtiger Lebenswunsch ward ihm erfüllt; auch der nicht, sich der Nation als „großen Heerführer“ zu zeigen. Er war kein Glücklicher, sondern ein Enttäuschter, Verärgerter, der sich selbst in seinen hellsten Stunden mit dem Schein der Macht begnügen mußte. Und er ist nicht in den Sielen gestorben, sondern auf einem Ruheposten, dessen Höhe meist nur Prinzen erklettern. Dennoch hatten fast alle Grabsprüche, die ihm nachgesandt wurden, die selbe Tonfarbe wie der,

den Herr von Gayl inseriren ließ. Sogar in Demokratenblättern konnte man lesen, dem Grafen Waldersee sei „in der Geschichte des deutschen Heeres für alle Zeiten ein Ehrenplatz gesichert.“ Und der Kaiser schrieb, die Armee habe „mit unbedingtem Vertrauen zu ihm als zu dem berufenen Führer in ernst kriegerischer Zeit aufgeblickt“. Merkwürdig. Als Waldersee, nach nicht einmal dreijähriger Thätigkeit, die Leitung des Großen Generalstabes abgeben mußte und zum Kommandirenden General des neunten Corps ernannt wurde, schrieb der Kaiser, er habe ihn für den Kriegsfall zum Führer einer Armee ausersehen; einer Armee, nicht des gesammten deutschen Heeres. Der damals Achtundfünfzigjährige empfand die Versetzung als capitis diminutio; er wollte nicht in Altona still an der Kette des hohenzollernschen Hausordens liegen, erbat seinen Abschied und konnte, als der Befehl des Kriegsherrn ihn zwang, im Dienst zu bleiben, den Groll so wenig verbergen, daß er von den Generalstabsoffizieren mit den Worten schied: „Seine Majestät hat mich an eine andere Stelle gesetzt; es ziemt dem Soldaten nicht, nach den Gründen zu forschen.“ Warum, darf man heute fragen, mußte der „berufene Führer, auf den die Armee mit unbedingtem Vertrauen blickte“, von der Spitze der Ehrenleiter heruntersteigen? Warum blieb er nicht noch zehn Jahre, nicht bis an seines Lebens Ende Generalstabschef? Für diesen Posten sollte der beste Mann doch gerade gut genug sein. Wir müssen annehmen, daß Waldersees Strategentalent 1891 nicht ganz so hoch geschätzt

wurde wie 1904. Goethe hat den Tod einen sehr mittelmäßigen Portraitmaler genannt; er liebte die Ausstellung geputzter Leichen, die „Paraden im Tode“ nicht und würde lächeln, wenn er sähe, daß die geheiligten Leichenbretter bei seinen Landsleuten wieder in die Mode gekommen sind. So lange, in heidnischer Zeit, der Leichnam in Tücher oder in Totenkähne aus Baumrinde geborgen und ohne festes Gehäuse in den Schoß der fruchtbaren, die eigene Frucht gefräßig verzehrenden Mutter Erde zur letzten Ruhe gebettet wurde, schützte das Rechbrett den kalten Leib vor den fallenden, beschmutzenden Schollen. Und als der Christenglaube mit anderen orientalischen Sitten auch den Brauch aus dem Osten brachte, dem leblosen Körper nach dem Muster der alten Sarkophage ein hölzernes Haus zu zimmern, bequemten die an eine Zeitwende gestellten Germanenstämme sich, wie auf manchem Gebiet, in ein Kompromiß: das Rechbrett, auf dem der Tote zuerst gelegen hatte, blieb auch ferner geheiligt, wurde nun aber, da es nicht mehr als Schutzwehr gegen die Schollen zu dienen hatte, mit Malereien und Inschriften verziert und auf belebten Wegen zur Schau gestellt, damit es den Wanderer an die Toten gemahne und die Gottheit den entflatterten Seelen günstig stimme. In manchem Gau hat sich die Sitte erhalten; im deutschen Süden und in einzelnen Kantonen der Schweiz sieht man noch jetzt Marterln, Laden und Trudenbretter. Ihre Bestimmung ist nicht mehr, dem Seelenheil der Entschwundenen die Gnade der Götter zu gewinnen, denen der

Christensinn sich verschließt, sondern, die Thaten theurer Toten späten Geschlechtern zu künden. Da gehts denn oft wie in den Leichenreden der Imperatorenzeit, die weiland Herrn Cicero den Ruf entrissen: Multa eis scripta sunt, quae facta non sunt. Und seit, im Wechsel der Mode, die Presse, mit anderen Pflichten der alten Klerisei, auch das Amt des Leichenredners auf sich genommen hat, ist von der spröden Würde ernst gemeinter und ernst empfundener Trauer kaum noch Etwas zu spüren. Wie einst hölzerne Bretter den Leib, soll Holzpapier nun das geistige Bild des Toten vor beschmutzenden Schollen schützen. Doch die Erde sickert nach und zerlöchert den Holzschliff, den Celluloseruhm. Ists erst so weit, dann wird nicht mehr nach dem Nekrolog, nur nach der Leistung noch gefragt. Waldersee ein großer Feldherr? Mag sein; nur ward ihm nicht beschieden, sein Genie zu erweisen. Und es ist beinahe komisch, immer von einem Mann, der nie einen Kleiderstoff zugeschnitten hat, sagen zu hören, er mache unter allen Lebenden bekanntlich den besten Frack.

Alfred Waldersee hat emsig für seinen Ruhm gesorgt; zu emsig. Daß er den Ehebund mit der Witwe eines Prinzen von Holstein, eines Augustenburgers, schloß, war klug. Er mehrte damit seine Hausmacht, wurde finanziell unabhängig und erlebte das Glück, eine Kaiserin als Nichte seiner Frau begrüßen zu dürfen. Der zweite Erfolg seiner Lebenstaktik war, daß der alternde Marschall Moltke, der selten Einen dicht an sich kommen ließ, ihn gern sah und zum General-

quartiermeister, zum Thronfolger wählte. Waldersees Verhängniß war aber und blieb: daß er nicht warten konnte und immer wieder versuchte, seine knospenden Wünsche am Lampenlicht zu wärmen, um sie schneller zu reifer Erfüllung zu bringen. Er hat manché steile Höhe erklommen, sich oben aber nicht zu halten vermocht. Man sollte von ihm reden, auf ihn nur blicken; und er selbst achtete nicht des jakobischen Rathes, die Zunge zu zäumen. Leicht zu verstehen war, daß dem fähigen Soldaten die schlaffe Friedenszeit lang wurde, daß der im Feld unerprobte Nachfolger Moltkes sich nach einem Krieg sehnte, in dem er beweisen könne, daß die große Erbschaft keinem Unwürdigen zugefallen sei. Doch der Schlaue mußte sich das richtige Augenmaß bewahren und durfte nicht wähnen, ein forscher Lanzenritt werde, wider Bismarcks Willen, die Kriegschance erzwingen. Der Ehrgeiz blendete ihn. Die alte Zeit ging still zu Ende. Jeder neue Morgen konnte die Kunde vom Tode des Kaisers bringen; der Kronprinz war unheilbar krank; nach Menschenermessen mußte Prinz Wilhelm, der Gatte einer Augustenburgerin, bald den Thron besteigen. Der Kampf um die Gunst des neuen Kaisers begann, ehe der Hand des alten noch das Szepter entsank. Schade, daß aus der Geheimgeschichte dieser unruhvollen Tage noch nicht Alles dem öffentlichen Urtheil unterbreitet werden kann. Die wichtigste Aufgabe schien, den künftigen Kaiser von dem ersten Kanzler zu trennen; und im frühsten Stadium dieses Feldzuges hat Graf Waldersee sich als guten

Strategen bewährt. Prinz Wilhelm galt als eifriger Soldat, als ein junger Herr, der nicht lange zögern würde, keck nach dem Siegerkranze zu greifen, mit dem die Volkshymne den Herrscher geschmückt sehen will; galt auch als streng-gläubig strammer Lutheraner und Verehrer des Hofpredigers Stoecker, dessen sittliche und geistige Größe er sogar vor Töchtern Abrahams enthusiastisch pries. Waldersee wollte auf beiden Feuern kochen. Schon als Generalquartiermeister war er, war die frömmere Gattin eine Stütze der Berliner Stadtmission Stoeckers, für die, in Gegenwart des Prinzen und der Prinzessin Wilhelm, in seinem Haus Propaganda gemacht wurde. Als er dann Generalstabschef war, am ersten Ziel seiner Wünsche, ließ er sich hinter dem Rücken des Kanzlers aus Paris und Petersburg diplomatische Berichte schicken; wie Bismarck oft behauptet hat: um die ruhige Politik des Fürsten beim Kaiser zu diskreditiren. Das Spiel war gefährlich, doch der Preis so hoch, daß man es wagen mußte. Der „Scheiterhaufenbrief", den Herr Stoecker an den Freiherrn Wilhelm von Hammerstein, den Autokraten der Kreuzzeitung, schrieb, hat uns erkennen gelehrt, wie fein damals gearbeitet wurde. Der Hofprediger fühlte, daß Wilhelm der Zweite noch an dem Kanzler hing und offener Kampf mit einer Niederlage der Angreifer enden müsse; deshalb schrieb er: „Merkt der Kaiser, daß man zwischen ihm und Bismarck Zwietracht säen will, so stößt man ihn zurück. Nährt man in Dingen, wo er instinktiv auf unserer Seite steht, seine Unzufriedenheit, so stärkt man ihn prin-

zipiell, ohne persönlich zu reizen. Er hat kürzlich gesagt: ‚Sechs Monate will ich den Alten (Bismarck) verschnaufen lassen; dann regire ich selbst.‘ Bismarck selbst hat gemeint, daß er den Kaiser nicht in der Hand behält. Wir müssen also, ohne uns Etwas zu vergeben, doch vorsichtig sein.“ Wir: Das war die Triasformation Waldersee-Stoecker-Hammerstein. Als Stoecker allein übrig geblieben war, mochte er seufzen: Wir waren nicht vorsichtig genug. Wenn nach dem Rezept aus der Pastoralmedizin verfahren worden wäre, hätte der Dreibund länger dauernde Wirkung erzielt. Waldersee konnte die Ruhmsucht, Hammerstein die Parteiwuth nicht zähmen. Die ganze Meute ward losgekoppelt und umbellte den lästigen Riesen. Bismarck ist ein schwächlicher Ritschlianer, ein lauer Laodicäer und äugelt mit den liberalen Feinden des rechten Glaubens. Er behandelt die Sozialdemokratie falsch, die nur mit christlichem Sozialismus zu besiegen ist. Er ist müde, scheut die Anstrengung und Verantwortlichkeit eines Krieges und versäumt die dem unvermeidlichen Feldzug gegen Rußland günstigste Stunde. In der inneren Politik ist sein Allheilmittel das Kartell, dessen Fortbestand das Christenthum, die monarchischen und konservativen Interessen gefährdet. Als Diplomat überschätzt er den Werth unserer Bündnisse und vergißt, daß Deutschland allein stark genug ist, um jeder Koalition die Stirn zu bieten. So ungefähr las mans täglich. Zugleich erfuhr man, daß der Kaiser den Grafen Waldersee jeden Tag sehe, mit ihm im Thiergarten spazire und ihn, nicht einen Vertreter

des Auswärtigen Amtes, auf die Reise nach dem Nordkap mitnehmen wolle. Die Kunst des Schweigens hatte der Generalstabschef von Moltke nicht geerbt. Er war der Herold seiner Thaten und plauderte jeden kleinen Erfolg mit unbedächtiger Schnelle aus. Als der Kaiser ihn abholte und mit ihm in die Wilhelmstraße fuhr, um dem Kanzler zum Geburtstag zu gratuliren, war ihm und, bei seiner Redseligkeit, bald natürlich auch seinen Freunden gewiß, daß er für die Nachfolge Bismarcks ausersehen sei.

Daß ers sagte, war unklug. Der Generalstabschef hatte allzu früh seine Batterien enthüllt. Zwar leugnete er, jemals Politik getrieben zu haben: „Ich diene Seiner Majestät als Soldat und bin nicht Parteimann.“ Doch als Inspirator der im Militärwochenblatt und in der Kreuzzeitung erschienenen antirussischen Artikel und als Protektor Stoeckers war er bekannt. Und nun holte der Mann im Sachsenwald zum vernichtenden Streich aus. Er ließ über „politisch-militärische Unterströmungen“ klagen, die dem ehrlichen Makler des Friedens sein Geschäft erschwerten, von einer dem Kaiser überreichten Denkschrift munkeln, die einen Präventivkrieg gegen Rußland empfehle, unter Berufung auf Clausewitzens „Theorie des Krieges“ die Ansicht vertreten, daß der Stratege nur der militärtechnisch geschulte Helfer des dem Volk und dem König verantwortlichen Staatsmannes sein dürfe, dem die letzte Entscheidung über Lebensfragen der Nation stets vorbehalten bleiben müsse, und so deutlich, wie die Umstände es gestatteten, auf Waldersee als den Störenfried

weisen. Die Wirkung des Schlages war nicht sofort sichtbar. Als der Abgeordnete Richter im Reichstag fragte, ob der Generalstabschef die Politik des Kanzlers zu durchkreuzen versuche, sprang Herr von Verdy, der Kriegsminister — den Bismarck für seinen Feind hielt —, hastig auf und erklärte jede Verdächtigung dieser Art für frivol. „Es ist beleidigend für die Armee, wenn man ihr überhaupt zumuthet, daß unter uns ein Geist bestehen könnte, der in irgendwelche Opposition zu der Regirung Seiner Majestät zu treten vermöchte". Die Worte waren behutsam gewählt; schon damals gab es Leute, die meinten, Bismarck „verschnaufe" nur noch und gehöre nicht mehr zur „Regirung Seiner Majestät". Die stilistische Feinheit des Zornrufes lernte man freilich erst später schätzen. Längst wissen wir ja, daß Waldersee damals wirklich eine der offiziellen feindliche Politik trieb und seine Leute in der Stille gegen Bismarck mobil machte; wenn er nichts weiter sein wollte als des Königs gehorsamster Soldat, brauchte er dem verbummelten Redakteur Hammerstein nicht à fonds perdu hunderttausend Mark zu leihen, dem vielseitigen Journalisten Normann-Schumann nicht beträchtliche Summen zu schenken. Im November 1889 konnte der Staatssekretär Graf Herbert Bismarck nur „aus vollem Herzen" der Erklärung des Kriegsministers zustimmen. Das klang nach Chamade; und der jüngere Bismarck fuhr stracks nach Berlin, schüttelte den hellen Kopf und sagte: „Wenn Ihr den Mann nicht unterkriegen könnt, wärs besser gewesen, ihn ungeschoren zu

lassen.“ Der Vater hatte dennoch weiter gesehen als der Sohn. Seine Streiche haben Waldersees Hoffnungen geköpft. Der als Frömmler, als Antreiber zum Zweifrontenkrieg Verdächtigte konnte nicht Kanzler werden. Der Ulan hat die Wucht dieser Hiebe empfunden; im Oktober 1894 schrieb er: „Es paßte schon dem Fürsten Bismarck gut, mich als Mucker, Stoeckerianer, schwarzen Reaktionär, Kriegstreiber u. s. w. darzustellen, so daß der Durchschnittsphilister Gänsehaut bekam, wenn von mir die Rede war. Herr von Caprivi gefiel sich darin, in das selbe Horn zu stoßen, und ist mein Ruf unter ihm nicht besser geworden.“ So sprach er fünf Tage nach der Ernennung des dritten Kanzlers. Daß er noch einmal ins alte Palais Radziwill einziehen werde, glaubte er selbst wohl nicht mehr. Nach Straßburg wollte er, Statthalter werden; und „es paßte ihm gut“, sich für einen nationalliberalen Mann und überzeugten Exportpolitiker auszugeben. Vorurtheile kannte er nie. 1888 setzte er auf Stoeckers Karte und war Hyperkonservativer von der schwarzen Talarfärbung; 1904 saß er mit dem Theaterdirektor Lindau am Eßtisch des Geheimraths Goldberger, von dem er Empfehlungen an amerikanische Großkapitalisten erbat. 1889 sagte er: „Euer Majestät glorreicher Ahnherr wäre seinem Volk nie Friedrich der Große geworden, wenn er neben sich die Allmacht eines Ministers geduldet hätte“; 1891 stöhnte er in Friedrichsruh über das persönliche Regiment, das einem Staatsmann von starkem Verantwortlichkeitgefühl keinen Raum gewähre.

Im August 1900 nannte er sich in einer Depesche an den ihm eng befreundeten altonaer Oberbürgermeister Giese einen „Oberbefehlshaber in partibus infidelium", verglich sich also selbst den Titularbischöfen, die in akatholischen Ländern keinen Sitz und keine Diözesanthätigkeit finden; bald danach zog er, auf dem Wege nach China, als Triumphator durchs deutsche Land und that, als hinge Heil oder Unheil des Reiches von seinem Wirken ab.

Er konnte die Zunge nicht im Zaum halten. Konnte es, trotz höfischer Gewöhnung, auch nicht, als er in Schlesien die Manöverleistung des Kaisers zu kritisiren hatte. In seinen Nerven zitterte noch der Groll darüber, daß Caprivi, den er spöttisch den genialen Feldwebel zu nennen pflegte, ihm vorgezogen worden war; der fromme Ulan vergaß, daß sein Kaiser aufgehört hatte, sein Schüler zu sein, und es kam vor versammeltem Kriegsvolk zu einer peinlichen Szene. Der Generalstabschef fand seine Autorität vor jungen Offizieren geschmälert, wollte gehen, wurde aber von einem ironisch lächelnden Mund zum Bleiben bestimmt. Nicht lange danach saß er in Altona, wo er im praktischen Truppendienst neue Erfahrungen sammeln sollte. Mit ihm schied sein Adjutant, Major Jahn, und sein Vertrauensmann, Major Liebert, aus dem Großen Generalstab. „Personalwechsel im Interesse des Dienstes." Allzu oft war geraunt worden, der Mann der verwitweten Prinzessin von Holstein sei der einzige Mensch, der auf den Kaiser Einfluß habe. Zäumt, Ihr Frommen, die Zunge, mahnt Jakobus. Waldersee, Verdy, Stoecker: Alle fielen. Und

es war ein karger Trost, daß vor ihnen Bismarck gefallen war.

Dessen Nachbar wurde Graf Alfred nun; Nachbar und Wächter. Der General von Leszczynski hatte dem Entlassenen zu hohe Ehre erwiesen und sich dadurch, trotz seinen Meriten, mißliebig gemacht, Der neue Kommandirende war vorsichtiger. Er kam zwar manchmal in den Sachsenwald, ließ aber von der Schweiz aus durch sein journalistisches Gesinde verkünden, er habe keine persönlichen Beziehungen zum Fürsten Bismarck, und hielt sich streng an die berliner Ordre. Das wurde ihm leicht; denn der Fürst liebte ihn nicht, schätzte ihn nicht einmal als Intelligenz besonders hoch ein und hat wahrscheinlich nie ein intimes Wort mit ihm gewechselt. „Ich habe bei seinen Besuchen immer das Gefühl, er wolle — oder solle — nachsehen, ob es schon Zeit sei, einen schicklichen Kranz zu bestellen. In meiner amtlichen Thätigkeit war ich gewöhnt, bei Tisch, wenn es sein mußte, Jagd- und Ballgeschichten der insipidesten Art zu erzählen; außerdem sorgten Armeefragen und gemeinsame hamburger Bekannte dafür, daß der Stoff niemals ausging.“ Beide waren Gegner der zweijährigen Dienstzeit und Beide verkehrten ungefähr mit den selben hanseatischen Patriziern. Waldersee paßte sich rasch dem neuen Milieu an. Keine Spur mehr von altpreußischer Orthodoxie: ein moderner Mensch, der dem Großhandel wohlwollendes Verständniß entgegenbringt. Auch keine Spur mehr von Animosität gegen Bismarck. „So lange der Fürst lebt“, pflegte er zu sagen,

„wird es immer zwei Kanzler geben; und der zweite ist nicht zu beneiden.“ Er operirte sehr geschickt, stieß nirgends an, war bei den Senatoren eben so beliebt wie in seinem Corps; sprach nur auch dort noch zu viel. Alle paar Monate wurde mir berichtet, was der General wieder ausgeplaudert habe; die sekretesten Dinge. Auch anonyme Briefe kamen, in Spiegelschrift, mit dem Poststempel Altona; kleine und große Bosheiten gegen Caprivi, Hohenlohe, Bronsart und ...

Also spricht in dem goethischen Thierepos der Held:

Ich habe mich wieder
In die Gunst des Königs gehoben, ich werde, wie vormals,
Wieder im Rathe mich finden und unserm ganzen Geschlechte
Wird es zur Ehre gedeihn. Er hat mich zum Kanzler des Reiches
Laut vor Allen ernannt und mir das Siegel befohlen ...

So weit hat es Alfred Waldersee, der ein prachtvolles Fuchsgesicht hatte, trotz allem Mühen nicht gebracht; doch auch nicht das schmähliche Ende gefunden, das der Wolf mit seinen Verwandten Herrn Reineke wünschte. „Ueber und über gesalbt“, schlich er sacht sich in allerhöchste Gunst zurück. Zwölfter Gesang: „Reineke neigte sich tief vor dem Könige, neigte besonders vor der Königin sich und kam mit muthigen Sprüngen nun in den Kreis.“ Schwarzer Adler, Generaloberst, Generalfeldmarschall, Pour le mérite, Generalinspekteur. Der Mann, der nie ein Heer zu ernstem Kampf geführt hat, ist 1904 unterm Marsmond wie der ruhmreichste Feldherr bestattet worden. Lorber und Holzcellulose ...

Hochgeehrt ist Reineke nun. Zur Weisheit bekehre
Bald sich Jeder und meide das Böse, verehre die Tugend!

RICHTER.

„So kann und so darf nicht mehr lange in Deutschland regirt werden. Mit solchem Regirungsystem kann man nicht transigiren, nicht paktiren. Der Herr Reichskanzler hat im Abgeordnetenhaus erwähnt, daß ich seine wirthschaftliche Politik als eine Schnapspolitik gekennzeichnet habe. Das ist richtig; und ich bin nicht in der Lage, den Ausdruck irgendwie zurückzunehmen.“ In den ersten Märztagen des Jahres 1886 sprach der Abgeordnete Richter diese Sätze im Deutschen Reichstag. Drei Wochen danach antwortete ihm der Reichskanzler Fürst Bismarck: „Der Herr Abgeordnete Richter hat bei irgendeiner Gelegenheit gesagt, ich sei ein großer Brenner vor dem Herrn. Er hat diese Andeutung in der Weise vervollständigt, daß er sein Wort von der Schnapspolitik wiederholte; es ging ungefähr darauf hinaus, daß ich in der Gesetzgebung mein persönliches Interesse an der Brennereifrage bethätigte. In dieser Andeutung liegt doch eine Behauptung, die, wenn sie wahr wäre, mich in der öffentlichen Achtung herabsetzen müßte. Es wäre ja für mich ein Leichtes, dergleichen grobe Injurien zu erwidern und auch den Herrn Abgeordneten Richter zu

beschuldigen, daß er seine Stellung als Abgeordneter in seinem Privatinteresse ausbeute; indessen ich verzichte darauf. Ich finde es unter meiner Würde, mich auf einen Streit der Art einzulassen. Ich glaube, die Stellung, die ich mir im öffentlichen Leben seit dreißig Jahren erworben habe, ist zu fest, als daß der Herr Abgeordnete Richter mich aus ihr herunterzerren könnte. Sein Gewicht ist zu leicht dazu.“ Noch am selben Tage erwiderte Richter, er habe den Kanzler nie beschuldigt, sich durch die Rücksicht auf Privatinteressen in seinem politischen Handeln bestimmen zu lassen; griff die bismärckische Politik dann aber wieder schonunglos an. Als er seine Rede geendet hatte, wurde auf der linken Seite laut „Bravo“ gerufen, auf der Rechten heftig gezischt. Der Kampf währte noch, als Bismarck aufstand und seine Entgegnung mit den Worten begann: „Bravo! Bravo! Ich theile ganz die Ansicht der Herren, die ‚Bravo!‘ riefen; es war eine ausgezeichnete Rede; aber sie wird auch von dem Vorwurf getroffen, den der Herr Abgeordnete Richter mir gemacht hat: sie war nicht neu. Er sagt mir, ich hielte immer die selbe Rede. Von dem Herrn Abgeordneten Richter habe ich in den letzten zehn Jahren auch nichts Neues gehört. Ich bin bald vierzig Jahre in der parlamentarischen Thätigkeit, Herr Richter mindestens weit über zwanzig; ich weiß nicht, wie lange wir noch zu leben haben: da möchte ich also doch empfehlen, daß wir an uns nicht die Anforderung stellen, uns täglich etwas Neues zu sagen. Der Herr Abgeordnete ist ja viel fruchtbarer und viel

geübter als ich; er hat ja nichts weiter zu thun als zu reden; er kann sich sehr sorgfältig darauf vorbereiten und er bleibt auch in der Uebung, denn er redet den Tag mehrmals, und wenn er nicht redet, dann schreibt er seine Reden. Diese Uebung kann ich mir leider nicht gestatten; ich rede mit Beschwerde. Außerdem ist er gesund und kräftig; ich beneide ihn um seine körperliche Erscheinung. Aber: etwas Neues hat er uns nicht gesagt.“ Das klang immerhin milder. Nicht lange. Die Ironie wurde bald grausamer. „Der Herr Abgeordnete ist ja bei seinem Ueberblick über die europäische Politik sehr viel kompetenter in seinem Urtheil, als ich zu sein mir jemals anmaßen kann.“ Erinnerung an die Thatsache, daß die Fortschrittspartei im Jahr 1867 die Reichsverfassung abgelehnt hat; „und seitdem hat sie gethan, was in ihren Kräften war, um den Gang der Maschine zu erschweren“. „Der Herr Abgeordnete Richter will immer das Gegentheil von Dem, was die Regirung will.“ „Er hat noch eine große Zukunft vor sich,“ ist aber Redekünstler; „ich bin Minister, Diplomat und Staatsmann und würde mich für gekränkt halten, wenn man mich einen Redner nennte.“ So gings weiter; und am Schluß kam die Behauptung wieder: „Er hat mich beschuldigt, meinen amtlichen Einfluß zur Begünstigung des von mir betriebenen Brennereigewerbes in der Besteuerung verwandt zu haben. Er hat mich auf die ungerechteste Weise unverdient gröblich injuriirt“; außerdem noch die Verdächtigung, Richter habe den Text der Rede, in der die beleidigende Andeutung ent-

halten gewesen sei, zwar richtig wiedergegeben, doch „rasch darüber hinweggelesen und darauf gerechnet, daß in der Schnelligkeit diesem verzwickten Satz nicht gefolgt werden würde.“

Diese Auseinandersetzung (deren greifbarer Gegenstand ein Leichnam war; denn das Branntweinmonopol, gegen das Richter in voller Wehr focht, war bereits gefallen) giebt ungefähr schon ein Bild von dem Verhältniß der beiden Männer. Doch fehlt noch ein wichtiger Zug. In seiner ersten Rede hatte Richter gesagt, das Reich dürfe nicht auf die zwei Augen des Kanzlers gestellt werden; auch wenn Bismarck nicht mehr im Amt sei, werde „die Krone (so sagt man im deutschen Parlamentsjargon) die fundamentalen Interessen des Reiches sichern“. Solche Anspielung liebte er; fand immer den Kanzler zu mächtig, den Kaiser zu tief im Schatten dieser Riesengestalt, die Gefahr eines Hausmeierthumes nah. Und immer, wenn er diese Anschuldigung hörte, verließ den weißen Hünen die Ruhe. Natürlich. Das war ja die Waffe, gegen die er sich am Hof so lange schon zu wehren hatte. „Der Mann wird zu groß. Ist längst zu groß geworden. Er usurpirt die Gewalt, die dem Kaiser und König gehört. Das Volk sieht und hört nur ihn und vergißt schließlich, daß es Ruhe und Wohlstand einem Hohenzollern zu danken hat.“ Von Mund zu Mund gings. (Nach Bismarcks Tod noch war diese von der Mutter auf die Tochter vererbte Stimmung so stark, daß in Karlsruhe der Plan entstand, das Andenken Wilhelms des Ersten „zu

retten"; der Plan, dessen Ausführung die letzten Lebensjahre Ottokars Lorenz mit unfruchtbarem Mühen füllte.) Mancher Höfling, den der Nimbus des einst so kleinen Kniephofers ärgerte, benutzte damals jede Gelegenheit, um von diesem Gift dem Monarchen Etwas ins Ohr zu träufeln; und Bismarck hat später oft erzählt, wie eifrig besonders die ihm verhaßten „Politiker in langen Kleidern", Priester und Damen, bei dieser Arbeit waren. Der alte Wilhelm war ja nicht eitel, wollte gar nicht allen Blicken sichtbar im Rampenlicht stehen und hatte in Gastein Franz Joseph, den Freund und Verbündeten, der über die lästige Gafferschaar klagte, lächelnd mit dem Scherzwort getröstet: „Nur ein paar Minuten Geduld; wenn Bismarck kommt, achtet kein Mensch mehr auf uns." Nach und nach konnte es dennoch wirken. Auch der bescheidenste Fürst will nicht die Merowinger-Rolle spielen, nicht Tag vor Tag vernehmen, die Allmacht eines Ministers verdunkle, erdrücke ihn; will namentlich nicht, daß solches Gewisper im Volke Glauben finde. Vieles, was der Kanzler über sein Vasallengefühl, seine Entschlossenheit, selbst einem König, dessen Politik ihm nicht gefiele, bedingunglos bis in die Vendée zu folgen, öffentlich gesagt hat, war von der Absicht eingegeben, diesen Verdacht zu entkräften. Ists nicht leicht zu verstehen, daß sein Puls schneller pochte, wenn auch der Führer der Demokratie diese Saite berührte? Siehst Du, zischelte es dann aus dem Kränzchen der Geschlitzten: auch da unten hat mans nun schon gemerkt; auch dort, wo doch nicht die Hüter des

Majestätrechtes stehen, fragt man schon, ob denn der Kaiser noch regire oder zu Gunsten des Kanzlers abgedankt habe. Das war eine Gefahr; und fast nach jeder Anspielung dieser Art findet man in Bismarcks Reden den Ausdruck des Wunsches, recht bald von der Amtsbürde befreit zu werden. Eines nicht ganz ernst gemeinten Wunsches; denn der Mann, der sich nie gering geschätzt hatte, war bis ans Lebensende überzeugt, daß er, besonders in der internationalen Politik, seinem Vaterland nützlicher sein könne als irgendein Anderer. Doch der Kaiser konnte sich auf solche Aeußerungen berufen und zu den Ohrenbläsern sprechen: „Da habt Ihrs: Der klebt nicht an seinem Sitz. Ich muß froh sein, wenn ich ihn halten kann.“ Auch in Richters Branntweinrede hatte der Wink mit den „zwei Augen“ mehr wohl geärgert als die (angebliche) Beschuldigung, für die eigene Tasche Politik zu treiben. Aber sieht man die Beiden nicht deutlich vor sich? Der Eine kennt die Kräfte des Anderen, fast noch genauer die Schwächen: und Beide dünkt in diesem Kampf jede Waffe recht. „So kann nicht mehr lange regirt werden.“ „Der Herr Abgeordnete thut, was er vermag, um den Gang der Reichsmaschine zu erschweren.“ „Schnapspolitiker!“ „Redekünstler!“ Und so weiter. Nur ja den Gegner an der schmerzhaftesten Stelle treffen; und mit Behagen dann den Stahl in der Wunde umgedreht.

Vierundzwanzig Jahre ists her. Beide Männer sind tot. Richter, der um dreiundzwanzig Jahre Jüngere, war schon lange ein siecher Mann; seine Fraktion zusammengeschrumpft,

er selbst gezwungen, dem Parlament fern zu bleiben. Schon hatte er, sicher nicht leicht, sich entschlossen, das Mandat zum preußischen Landtag niederzulegen. Die Aerzte hofften, ihm die Mitwirkung an wichtigen Reichstagsdebatten bald erlauben zu können. Zweimal hatte er bei der Berathung des Reichshaushaltes gefehlt. Und zweimal hatten wir gehört, wie das Fehlen dieses Einen unter Vierhundert empfunden ward. Nicht etwa von der spärlichen Schaar der Parteigenossen nur. Nein: die alten Feinde, Männer, die er Dezennien lang gehöhnt und unerbittlich bekämpft hat, sind aufgestanden und haben gesagt, wie aufrichtig sie bedauern, ihn nicht auf seinem Platze zu sehen. Der greise Herr von Kardorff, mit dem er doch über Gebühr unglimpflich umzugehen pflegte, war nobel genug, aus dem Reichstag dem Grimmen einen Gruß ins Krankenzimmer zu rufen; einen Gruß, der fast wie Huldigung klang. Und der Reichskanzler Fürst Bülow hat dem Leidenden rasche Genesung gewünscht und seine Abwesenheit bedauert. Hat sogar erzählt, er habe Richter dem Kaiser als Staatssekretär für das Reichsschatzamt empfohlen. Diese Mittheilung begrüßten unsere eben so ehrenwerthen wie lachlustigen Volksvertreter mit „stürmischer Heiterkeit“. Trotzdem ich nicht zu Richters Fahne geschworen habe, fehlte mir der Sinn für diese Heiterkeit; freilich auch für den mindestens unzeitgemäßen Scherz, der sie hervorrief. Erstens war der Abgeordnete Eugen Richter längst nicht mehr gesund genug, um die Last eines Staatsamtes auf sich nehmen zu können. Zweitens gab

sein politisches Handeln gewiß nicht das Recht, ihn für einen Streber und Stellenjäger zu halten, der dem gestern noch wüthend befehdeten System morgen dienen wird, weil es ihn betitelt und nährt. Er hat den größten Theil seiner Lebensarbeit an den Kampf gegen Schutzzölle, Besteuerung der Massenkonsumartikel und des Geschäftsverkehres, gegen die imperialistische Expansion und ihre Machtwerkzeuge gesetzt und in Miquels feingesponnenem Plan einer Reichsfinanzreform kein brauchbares Fädchen gefunden. Sollte er all diese Dinge als Vertreter des Schatzamtes jetzt vielleicht vertheidigen? Die Handelsverträge, das neue Flottengesetz, die Bier- und Tabaksteuer, die Viertelmilliarde für Südwestafrika? Und wenn man sich diese Hindernisse wegdachte, war ein Mann von Richters Vergangenheit noch immer zu gut für die Stellung eines vom Willen des Reichskanzlers und der bundesstaatlichen Finanzminister abhängigen Beamten. Doch der Scherz war freundlich gemeint und in dem Lachen kein Widerhall böser Spottsucht. Für Minuten konnte man sich ins englische Parlament träumen, wo die Gegner einander bei feierlichem Anlaß mit Nettigkeiten bewirthen und jeder Right Honourable vor Schreck und Scham erbebte, als bekannt wurde, D'Israeli habe Gladstone einen vom eigenen Wortschwall trunkenen Rhetor genannt. Wir sind nicht von so höflicher Sitte verzärtelt und staunten deshalb, als Richters Verdienst uns von solcher Lippe gekündet ward. Où sont les neiges d'antan? Einst als Reichsfeind geächtet und selbst von den nationalliberalen Nach-

barn gemieden; denn in seiner Nähe schauderts den Reinen. Später von Denen, die, nach der secessio aus Bennigsens Lager und nach Miquels Heidelberger Programm, unter Bambergers Führung zu ihm gekommen waren, wieder verlassen und unheilbarer Tyrannis angeklagt. Von den Sozialdemokraten geschmäht, wie sonst nur die um Fingersbreite vom Dogmenwege gewichenen Genossen. Und plötzlich lebend nun in die Glorie erhöht. Alle vermißten ihn, wünschten ihn zurück; und die Schwerter, die er schartig geschlagen hatte, senkten sich ihm zur Ehre. Drei Ursachen nur könnten, so scheint es, solche Wandlung erklären. War Richter mächtiger, konservativer, milder geworden? Nein. Vor vierundzwanzig Jahren hatte er dreiundsechzig, jetzt nur noch zwanzig Mann hinter sich. Weder seine Gesinnung noch die Form ihres Ausdruckes hatte sich geändert. So lange er aufrecht war, hat er persönlich angegriffen und die Person selbst dann zu packen versucht, wenn sie sich in papiernen Schanzen barg. Aber er war beinahe nun der Letzte aus der Heroenzeit deutscher Geschichte. Und war, mit seinen harten Kanten und scharfen Ecken, auf eigenem Grunde doch ein ganzer Kerl.

Ist es uns nicht eben so ergangen wie Denen, die mit ihm an der Arbeit saßen? Wie schalten und höhnten wir ihn! Fanden ihn, wenn wir ihn angeschwärzt hatten, noch immer nicht schwarz genug. Hießen ihn rückständig, einen Kalkulatorkopf, blind, fossil. Und wünschten ihn nun sehnsüchtig zurück. Nicht etwa, weil wir uns zu seiner

Auffassung politischer Nothwendigkeiten bekehrt hatten. Auch nicht, weil seine Art der Budgetkritik uns von gar so hohem Werth schien. Nein: der Mann fehlte uns. Der, auf seine besondere Weise, nach Fichtes Wort, immer „aussprach, was ist". Eine Reichshaushaltsberathung von solcher Armsäligkeit, wie wir sie jetzt erleben, eine, in der von allem Wesentlichen nichts gesagt wird, war undenkbar, so lange Richter im Feuer stand. Stirbt die starke Persönlichkeit aus, weil sie der Modeform des Kampfes ums Dasein sich nicht so behend anzupassen vermochte wie der glatte struggleforlifeur, den vor drei Lustren Daudet als Rarität entdeckte und den heute Jeder in Dutzenden von Exemplaren kennt? Einst saßen im Deutschen Reichstag Mallinckrodt, Schorlemer, Windthorst und die beiden Reichensperger, Kleist-Retzow, Stumm, Gneist, Sybel, Miquel, Bamberger, Stauffenberg, Lasker, Bennigsen, Virchow und mancher Andere von individuellem Reiz; Mancher, den man gern hörte, ohne zu fragen, ob er auch „Recht habe". Heute fehlt hier, wie auf allen Gebieten, die Persönlichkeit. Richter war der letzte bürgerliche Parlamentarier großen Formates: drum ward er vermißt.

*

Am Rhein liegt, im koblenzer Bezirk, das Städtchen Neuwied, das jetzt ungefähr elftausend Einwohner hat. Der österreichischen Geschichte ist der Ort nicht unbekannt, wo

im Herbst 1795 habsburgische gegen französische Truppen fochten und anderthalb Jahre später Hoche über Werneck siegte. Auch der Historiograph deutscher Reichseinheit wird den Namen Neuwied nicht vergessen. Denn dort hat Richters Schicksal sich entschieden. Die Kreisstadt hatte 1864 den sechsundzwanzigjährigen Regirung-Assessor Eugen Richter aus Düsseldorf zum Bürgermeister gewählt; doch die königlich preußische Staatsregirung versagte der Wahl die Bestätigung. Ihr war der Erkürte allzu radikal. Bismarck (der von der unbeträchtlich scheinenden Sache damals wohl kaum hörte) hats oft beklagt. „Es war eine Dummheit; im Kommunaldienst war der Mann ungefährlich; und ich glaube, er wäre mit seinen rechnerischen Talenten ein vorzüglicher Bürgermeister geworden.“ Sicher; auch für größere und minder friedliche Gemeinden als die Schlummerstätte der Herrnhuter, Baptisten und Altkatholiken. Aber es sollte nicht sein. Der Herr Assessor (einen Assessor von der Regirung denkt man sich in Preußen ganz anders, als Richter je gewesen sein kann: stramm, schneidig, mit Mensurnarben und einer den Offiziersitten nachgeahmten Eleganz) hatte schon ein Disziplinarverfahren hinter sich, wollte sich nicht nach Bromberg, ins ostelbische Exil, schicken lassen, schied aus dem Staatsdienst und wurde Journalist; fünf Jahre danach auch schon Abgeordneter. Vier Jahrzehnte lang hat er nur geredet und geschrieben, geschrieben und geredet. Mit einem starken Verwaltungtalent und einem noch stärkeren Willen zur Macht nur kritisirt, was die Verwalter, die Mächtigen thaten.

Ists ein Wunder, daß seine Urtheilssprüche nicht sänftiglich klangen? Als Laube (der auch im Aussehen Aehnlichkeit mit Richter hatte) nicht mehr auf dem Brettergerüst herrschen durfte, wurde er der Unbarmherzigste aller „Raunzer"; und hatte die Thätigkeit des Befehlens doch lange genug gekostet, lange genug die Kritik unverständiger Strenge geziehen. Nun denke man sich Einen, der überhaupt nicht dazu kam, sein schöpferisches Vermögen zu erweisen, und doch fühlt, daß er mehr könnte als fast Alle, die er auf hohem Sitze sieht. Denke sich etwa einen Mahler, dem nie eine Symphonie aufgeführt, der nie ans Dirigentenpult gerufen, sondern gezwungen worden wäre, mit Musikkritik sein Leben zu fristen, mit ihr nur dem leidenschaftlichsten Drang seines Wesens zu genügen. Würde Der mild sein? Wars Bismarck, als er die Artikel für die Kreuzzeitung und die Briefe an Gerlach schrieb und fünfunddreißig Jahre danach dem Herausgeber der Neuen Freien Presse sein Herz enthüllte? So ist dieses Preußen, konnte Richter sich sagen; einem tüchtigen Mann wird das Wirken unmöglich gemacht, nur weil er politisch anders denkt als der Zufallsminister, als irgendein Junker aus dem dunkelsten Osten; und da staunt man noch, daß so wenig geleistet wird. Natürlich: wenn man die vorhandenen Kräfte nicht nützt! Dazu noch Konfliktstimmung in der Luft. Bismarck ungefähr eingeschätzt wie ein altmärkischer Badeni. Junker, skrupellos, ohne Empfindung für die eigentlichen Aufgaben der Nation, eitel, brutal und mit einem Hang ins Abenteuerliche. Die

ganze Intelligenz des Landes gegen ihn; noch später hat Du Bois-Reymond ja bedauert, daß Blinds Kugel ihr Ziel verfehlte. Waldeck und Twesten, Vincke und Virchow, Schulze und Ziegler: solche Männer wußten, was dem Volke frommt. Selbst Schloezer fand sie „Otton“ gewaltig überlegen. Die würden die Uebermacht des Junkerthums endlich brechen, allen Bürgern Freiheit und Menschenrecht sichern, das Individuum aus dem Zwang des Kryptoabsolutismus erlösen. In ihre Spur trat der Assessor a. D. Eugen Richter.

Hat er Bismarck gehaßt? Wer seine Reden las, namentlich in den achtziger Jahren, mußte es glauben. Mehr noch, wer sie hörte. Da stand der mittelgroße, stämmige Mann (der breite, oben und unten dicht behaarte Kopf mit der zu kleinen Nase erinnerte an den Sokrates-Typus) in einem schlecht sitzenden Rock und einer zu kurzen Hose, hatte seine Ziffern, seine Citate aus früheren Parlamentsreden am Schnürchen und schnellte Pfeil auf Pfeil von seiner Sehne zum Bundesrathstisch empor. Und fast immer visirte er die Ecke, wo der schwefelgelbe Kürassier zu sitzen pflegte. Geringschätzung, bitterster Zorn, Hohn: Das pfiff nur so durch die Lüfte; dazwischen manchmal ein Wort kühler, dem Gefühl scheinbar mühsam vom Verstand abgerungener Anerkennung. „Der Herr Reichskanzler hat auf anderen Gebieten ja Außerordentliches geleistet und Vorzügliches geschaffen.“ Für die innere Politik aber ist er unbrauchbar. Da führt er uns ins Verderben. (Zwanzig Jahre vorher hatten Sybel und Virchow das Selbe von Bismarcks aus-

wärtiger Politik gesagt.) Und muß deshalb beseitigt werden. Anfangs hatte die Rede nicht so hart geklungen. Im Oktober 1871 fragte Richter, wie lange man die Reserven noch bei der Fahne behalten wolle und ob der Zwang zu einem vierten Dienstjahr bei den immobilen Kavallerie-Regimentern gerechtfertigt sei. Die Interpellation war Bismarck „nicht ganz erwünscht; denn es ist nicht nützlich, den fremden Ländern, den Gegnern gegenüber die eigenen Lasten, die die Kriegführung und die Pfandnahme auferlegt, zu unterstreichen". Aber er antwortete sehr artig (ich glaube, es war die erste persönliche Berührung der Beiden) und war bald darauf sogar „sehr dankbar" für eine von Richter ausgehende Anregung, die er „sachlich ganz begründet" fand. Doch schon 1872 kams (in einer Steuerdebatte) zum Zusammenstoß. Der Kanzler mußte den Vorwurf politischer Heuchelei hören und der Abgeordnete, der sich der frivolen Umschmeichelung des Wählers beschuldigt glaubte, wehrte sich ziemlich heftig gegen diese Anklage. Bismarck antwortete: „Ich kenne die Wahlreden des Herrn Abgeordneten Richter nicht und kann ihn deshalb auch nicht persönlich als Ziel vor Augen gehabt haben. Ich kann ihn versichern: mein Ziel war viel breiter". Richters wurde von Jahr zu Jahr schmaler; und er vergaß oft, was er damals als Anstandsregel postulirt hatte: „Es widerspricht der parlamentarischen Sitte, seinem Gegner schlechte Motive unterzulegen". Das tat er selbst dann allzu gern. „Der Herr Reichskanzler" wurde ihm zum bösen Vater alles Bösen. „Meine Person

reizt Sie, meine Art, zu sprechen, reizt Sie, ich bleibe Ihnen zu lange an dieser Stelle. Das begreife ich ja; Andere wollen ja auch einmal heran; aber lassen Sie mich doch Ihre Verstimmung nicht entgelten; denn ich habe Ihnen ja ausdrücklich gesagt: es ist nicht mit meinem Willen, daß ich bleibe. Ich würde Ihnen sehr gern Platz machen; ich würde mich außerordentlich freuen, Sie operiren zu sehen... Ich wirke gewissermaßen wie das rothe Tuch (ich will den Vergleich nicht fortsetzen), wie der Auff, der Uhu in der Krähenhütte: sowie ich komme, ist Etwas los. Im Interesse des Geschäftsganges muß ich mich damit vertraut machen, daß ich überhaupt hier wegbleibe.“ So sprach Bismarck schon 1882. Und ging dann ja wirklich weg, wenn Richter das Wort nahm. Es „fiel ihm auf die Nerven“; er ertrugs nicht, so abgehärtet er gegen Wind und Wetter öffentlichen Urtheils war, seine Lebensleistung so zerknittert zu sehen und als armer Sünder der Exekution beizuwohnen. Er las Richters Reden, um sich „die Grenzen klar zu machen, bis wohin ein Abgeordneter sprachlich gehen kann und die er nicht überschreiten sollte.“ Der Oesterreicher und Ungar up to date würde diese Grenze ungemein eng gezogen finden. Bismarck wurde nicht Lügner, nicht Mörder genannt. Aber dem bescheidenen Anspruch alter Parlamentszeit genügte die Makelhäufung. Der Großgrundbesitzer, Branntweinbrenner, Nepotenzüchter, Diktator, Hausmeier stand am Pranger. Toujours lui. „Ich weiß wirklich gar nicht, wovon Sie reden werden, wenn ich plötzlich in eine Versenkung ver-

schwinde. Dann bietet die Diskussion kein Objektiv; der Kugelfang fällt dann fort und die Herren werden genöthigt sein, auf einander Feuer zu geben.“ Er blieb ganz ruhig, wenn Windthorst ihn mit leisen, kurzen, spitzigen Sätzchen ritzte, wenn Bebels Trompetenton ihn als den schändlichsten Volksfeind vor die Schranke des Weltgerichtes lud oder Liebknecht, der gläubige Phantast, den unfähigen Diplomaten barsch rüffelte. Nur Richter trieb ihn aus dem Saal.

Warum er nur?

Erstens: Fortschrittspartei. Die hatte ihm vom ersten Ministertag an das Leben sauer gemacht. Die hatte kein Verständniß für Machtfragen, für die Realien nationaler und (besonders) internationaler Politik, haßte das Heer, das sie, trotzdem es doch Preußens Größe geschaffen und Deutschlands Einheit aus dem Mitrailleusenfeuer geholt hatte, noch immer behandelte wie in den Tagen, wo zwei trunkene Offiziere, Sobbe und Putzki, über einen Hausdiener hergefallen waren. Was Bismarck that, war von dieser Partei immer falsch genannt worden; und immer hatte der Ausgang ihm Recht gegeben; dabei rühmte sie sich, den deutschen Gedanken wider den Wunsch der Dynastien und Staatsmänner lebendig erhalten zu haben. („Ja, lebendig erhalten wie im Käfig, wie man einen Vogel, einen Spatz oder Papagei, im Käfig hält. Man hat darüber gesungen, Schützen- und Turnfeste gehalten: so war der Gedanke lebendig. Ich aber habe meine ganze Lebensexistenz und, nach der Behauptung der damaligen fortschrittlichen Blätter,

vielleicht meinen Kopf — es gingen die Reden von Strafford und Polignac — eingesetzt, um die Möglichkeit zu haben, die Zustimmung des Königs von Preußen zu einer nationalen deutschen Politik zu gewinnen.“ Das sind Sätze aus der Rede, in der er vor dem Schicksal der „Herbstzeitlosen“ warnte, die „nie Etwas zu rechter Zeit gethan haben“.) Die hielt er für ein Gemisch aus Doktrinären und Strebern. Sind wir nicht ungerecht, wenn wir ihn ungerecht nennen? Wars nicht menschlich, daß er so schnell nicht vergaß? Zweitens: Nach seiner Ueberzeugung hielten diese Leute, die ihm jetzt ja nur durch ihre Herrschaft über die Presse gefährlich waren, sich für den Kronprinzen in Reserve, dem man nachsagte, er wolle „liberal regiren“. Hinc illae lacrimae. Sie konnten den Tag nicht abwarten, der ihnen erlauben würde, aus der großen Schüssel zu essen. Deshalb die Fluth persönlicher Verdächtigung und die Drohung mit dem Merowingerschatten. Vielleicht, wenn der Kanzler wegzuärgern oder dem alten Herrn zu verleiden war, wurde der König der Regentenlast müde und gab lebend noch seinem Sohne den Speer. Mit dieser Möglichkeit hat Bismarck ernsthaft gerechnet und gefürchtet, das junge Reich werde ein solches Experiment nicht unbeschädigt überstehen. Und drittens wurde Richter wirklich manchmal furchtbar grob; seine Rede hatte einen Accent tiefen persönlichen Grolles, wie selbst Bebels schön timbrirtes Wuthgeheul an den Tagen großer Abrechnung nicht.

Da ich Bismarck erst kennen lernte, als er aus dem Dienst

geschickt war, mußte ich Andere fragen, ob er, wie draußen stets behauptet wurde, im Amtsverkehr gar so grob gewesen sei. Alle sagten, Herbert, Bucher, Schloezer, Schweninger: Nein; alle diese Geschichten sind einfach erfunden. Bill Bismarck, der den Vater menschlich sah, nicht auf Götterhöhe, machte sein klügstes Gesicht, zog länger als sonst an der dicken Havanna und sagte dann: „Nee; grob war er wohl nie; aber so schauderhaft höflich, daß man 'ne Gänsehaut bekam. Er verstand die Sachen so gut und roch die Fehler von Weitem; darum wars eine eklige Sache, mit ihm zu arbeiten.“ Sehr glaublich. Große, auch nur ungewöhnlich tüchtige Männer sind für die ihnen Untergebenen fast immer ein Kreuz. Sie fordern die höchste Leistung und werden ungeduldig, wenn der Diener an flinker Gewandtheit ihnen nicht gleicht. Im Parlament war Bismarck nie grob; konnte aber ärger verletzen als der Brutalste. Wenn die hohe, höfliche Stimme, die nicht anders klang als beim Forster oder Moët am Eßtisch, den Gegner ganz sanft, ganz freundlich sezirte, seinen Argumenten und Motiven das Fleisch vom Gerippe schälte, wurde dem unbetheiligten Hörer selbst heiß und kalt. Diese Ruhe war schlimmer als der leidenschaftlichste Ausbruch. Er hat auch dem grausamen Richter mit Zins und Zinseszins heimgezahlt. Der bekam immer zu hören, er sei nur Redner und Journalist, habe als Zeitungschreiber und Zeitungherausgeber ein Interesse an langen Parlamentssessionen, frage nicht nach der Sache, sondern nach der Person; und wie witzig wurde er, als er

das Wahlbündnis mit dem Centrum geschlossen hatte, als Lehnsmann und Höriger Windhorsts verhöhnt! Ich will nur ein Beispiel anführen. Als Bismarck 1886 mit der Kurie über den Diözesanfrieden verhandelt hatte, tadelte Richter in einer formal vorzüglichen Rede diesen langwierigen diplomatischen Feldzug; um nicht mit Windthorst paktiren zu müssen, habe der Kanzler den Papst mit Schmeicheleien überhäuft, aber, da der im Vatikan Gefangene sich in steter Fühlung mit dem Centrumsführer hielt, schließlich doch nur den Bescheid Windthorsts erhalten. Ein paar Sätze aus der Entgegnung: „Der Herr Vorredner sieht natürlich mit einer gewissen Sorge und Kummer — ich erinnere an das Bild, wie der Lohgerber die Felle fortschwimmen sieht — auf diese Vorlage und deren Annahme; ihm geht der fundus instructus der parlamentarischen Taktik verloren, wenn, wie ich hoffe, der Friede zu Stande kommt. Er hat dabei aus der Frage das Gift tropfenweise herauszudrücken versucht, das sich in der gegenwärtigen Situation noch finden läßt. Das ist ja natürlich nicht weiter verwunderlich; und ich möchte nur, daß Diplomaten von Fach und wirklich praktische Politiker Zeit hätten, die Rede des Herrn Abgeordneten zu lesen; ich möchte meine Herren Kollegen im Ausland bitten, sie sich übersetzen zu lassen, damit sie sehen, mit was für Leuten, mit was für Ansichten, mit was für Welterfahrungen ich hier zu rechten und zu kämpfen habe. Der Herr Abgeordnete kritisirt mein diplomatisches Verhalten in einer Weise . . . Ich möchte sagen:

als wenn ein Landpastor mit seinen ländlichen Nachbarn eine diplomatische Note zerpflückt. Er zählt auf, was ich für schreckliche, unglaubliche Dinge gethan habe; und was ist es schließlich? Die einfachste, natürlichste höfliche Diplomatie habe ich getrieben. Darüber hat der Herr Abgeordnete beinahe eine halbe Stunde, zu meiner Heiterkeit und zur Heiterkeit jedes Diplomaten, der Das lesen wird, gesprochen und damit dokumentirt, daß Dasjenige, was im politischen Leben tägliches Brot ist, ihm als etwas ganz unglaublich Schreckliches erscheint, was er offen darlegen müsse, um die Schlechtigkeit der von ihm bekämpften Regirung an den Pranger zu stellen. Ich bin dem Herrn Abgeordneten recht dankbar, daß er so seine Candide-Unbekanntschaft mit der Art, wie politische Geschäfte überhaupt sich entwickeln, einmal öffentlich an den Tag gelegt hat. Es kann ihm unmöglich in seinem Ansehen im Lande förderlich sein, wenn man sieht, wie kindlich er die Verhältnisse auffaßt. Er hat angenommen, ich hätte einmal behauptet, er habe mich seiner Zeit verführt (zum Kulturkampf). Nun, meine Herren, die Verführung ist mir immer in einer anderen äußeren Erscheinung vorgekommen. Es ist nicht nöthig, ein Heiliger Antonius zu sein, um da zu widerstehen . . . Der Herr Abgeordnete wundert sich darüber, daß ich mit einem fremden Souverain, mit dem wir in Freundschaft leben wollen, in höflichen Ausdrücken spreche. Das überrascht mich. Er ist ja selbst in der selben Lage dem Herrn Abgeordneten Windthorst gegenüber. Dem schmei-

chelt er. Er hat hier seine Lehnspflicht zu leisten dem Souverain, von dem er als Abgeordneter abhängt und der ihn in die Versenkung verschwinden lassen kann.“ Mußte solcher Hohn nicht bis aufs Blut kränken? Dem Abgeordneten war politisches Verständniß und politische Ueberzeugung abgesprochen. Richter antwortete, er weise die Insinuation mit der Mißachtung zurück, die ihr gebühre. Und Bismarck duplizirte: „Was die Mißachtung betrifft, in der ich bei dem Herrn Abgeordneten stehen soll — ich kann mir Das kaum denken —, so will ich meine korrespondirenden Gefühle lieber verschweigen. Meine Erziehung und meine parlamentarischen Gewohnheiten erlauben mir nicht, ihnen den vollen Ausdruck zu geben. Der Herr Abgeordnete Richter ist ja sehr oft mit mir verschiedener Meinung; aber er hat eine so liebenswürdige, gewinnende Art, sich auszudrücken, daß ich im tiefsten Herzen immer ein gewisses Wohlwollen für ihn gehegt habe.“

Die Beiden waren auf einander eingeschossen.

*

„Ich kann mir Das kaum denken.“ Warum? Bismarck war nicht so eitel, zu glauben, ihn könne Keiner mißachten. Er hatte ein feines Ohr; hörte er, daß aus der Stachelrede ein ganz anderes Gefühl sprach als das frostiger Verachtung? Schamhaft erst verborgene, dann rauh verschmähte Liebe möchte ichs nennen. Ja: ich glaube, daß Richter den Riesen geliebt hat; wie ein unlyrisches Herz zu lieben vermag. Mit

Dem arbeiten! Dessen Willen, seis auch nur auf engem Gebiet, lenken! Zeigen durfte ers nicht; denn was der Mann that, konnte dem Schüler von Achtundvierzig nicht gefallen. Und dann mußte ihn wurmen, daß er bei dem Gewaltigen nicht die geringste Anerkennung fand. Hätte der Kanzler einmal gesagt, er sei auch im hitzigsten Kampf stolz auf solchen Gegner, einmal nur, vielleicht wäre es Richters glücklichste Stunde gewesen. Doch immer nur: Redekünstler, Artikelschreiber, Mandathascher. Das vergiftet die Liebe; kann sie aber nicht restlos tilgen. Ein Verschmähter kommt leicht zu dem Versuch, sich die Liebste selbst zu verekeln. Schielt sie nicht ein Bißchen? Leider ist (beim Lächeln sieht mans) ein Zahn plombirt. Die Hand zu fleischig. Und diese gekünstelte Schlankheit! Sicher ein Schulfall von Schnürleber. Dabei kokett wie ein Pfau. So hats Richter gemacht. Nicht eher geruht, als bis er ein Scheusal sah. Einen anmaßenden Tyrannen, der nur Schmeichler um sich duldete, keine starke Persönlichkeit aufkommen ließ und durch herrischen Eigensinn, durch die Unfähigkeit, das Bedürfniß neuer Zeit zu erkennen, Alles verdarb. (Genau die selben Fehler sind ihm selbst später von rebellirenden Parteigenossen zugeschrieben worden.) Nun war er zufrieden. Brauchte mit dem Scheusal nicht länger Umstände zu machen. Konnte sich einreden, das ganze Volk sehe den Abscheulichen so, der sich nur durch höllische Künste, durch niederträchtige Fälschung der Oeffentlichen Meinung halte. Zehn Jahre nach dem Franzosenkrieg sagte er, Bismarck habe „im

Volk sein Prestige verloren". (Antwort: „Wenn er Recht hätte, möchte ich sagen: Gott sei Dank! Denn Prestige ist etwas furchtbar Lästiges, Etwas, an dem man schwer zu tragen hat und das man leicht satt wird.") Nicht Haß konnte einen so Klugen so völlig blenden. Nur der wüthende Schmerz verschmähter Liebe findet so schrille Töne, stürzt sich mit solcher Wonne auf den einst im Herzensschrein Gehegten, reißt sich, um sie ihm ins Antlitz zu schleudern, die blutigen Lappen von den Wunden und zerfetzt ihm mit Nägeln und Zähnen den Leib. Möglich, daß dieses Gefühl nie über die Bewußtseinsschwelle kroch; Richters Reden gab es den besonderen Accent, den keines Anderen hatten.

Die Wasser waren zu tief. Preußens Gesandter beim Bundestag hat 1857 an Gerlach geschrieben: „Die Fähigkeit, Menschen zu bewundern, ist in mir nur mäßig ausgebildet und vielmehr ein Fehler meines Auges, daß es schärfer für Schwächen als für Vorzüge ist." Genau so fand ich ihn noch, als ein Menschenalter vergangen war. Ohne sentimentalen Hang zum Heroenkultus. Immer geneigt, die Mängel (auch an sich selbst) stärker zu betonen als die guten Eigenschaften. „Wilhelm der Große": diese von Erbenpietät dem offiziellen Deutschland aufgezwungene Bezeichzeichnung ließ er nicht gelten. Wilhelm der Treue, der Ritterliche, der Bescheidene: Das mochte passiren. Wenn er von Moltke sprach, erwähnte er stets „einen gewissen humorlosen Blutdurst, den die wortkarge Trockenheit des Mannes verbarg". Als ich einmal, wie mir schien, sehr hart

über Harry Arnim geurtheilt hatte, sagte er: „Es würde mich interessiren, zu wissen, wie Sie zu dieser günstigen Auffassung von Arnim gekommen sind. Das war ein...“ Wenn man ihn nach einem seiner Mitarbeiter fragte, wurden sicher zuerst die Grenzen der Fähigkeit und des Wollens gezogen; das Lob der Vorzüge tröpfelte dann nach. Wars denn langer Rede wert, daß Einer irgendwas konnte? Das durfte man doch verlangen. Und interessant eigentlich nur, zu zeigen, wo es gehapert hatte. Ueber seinen ältesten Sohn, den er doch zärtlich liebte, sprach er mir einmal zwei Stunden lang so, daß ich seitdem der Legende, die ihn für einen blind vernarrten Papa ausgab, nicht mehr zu glauben vermochte. Wer in dem Politiker den Künstler erkannt hat, wird von diesem Wesenszug nicht überrascht sein. So sind die Musischen. War Goethe gerecht gegen Wieland und Kleist? Heine gegen Platen? Sainte-Beuve gegen Balzac und Flaubert? Wagner gegen Mendelssohn und Meyerbeer? Zola gegen Hugo? Lenbach gegen Böcklin, Menzel und Liebermann? Auch Bismarck wars nicht. Und: „er verstand die Sache zu gut und roch die Fehler von Weitem.“ Für unantastbar und erschöpfend durfte man nicht halten, was er über Delbrück und Falk, Eulenburg und Puttkamer sagte: werthvoll wars zunächst nur als Aeußerung dieser besonderen Persönlichkeit. Und gar die Abgeordneten! Die imponirten ihm wirklich nicht: auch wenn sie noch so gut redeten. Das war ja ihr Geschäft. Weiter hatten sie auf Gottes Welt doch nichts zu thun. Während er, müde von der eigentlichen Arbeit,

der schöpferischen, ins Parlament kam und nun, wie der Türkenkopf in der Schießbude, vor all den Büchsen ausharren mußte. Das sagte er ihnen auch ganz offen; wie außerordentlich gering er ihr ganzes Getriebe schätze. Bemühte sich niemals schmeichelnd um ihre Gunst. Welches Heer von Plagen hätte er sich erspart, wenn ihm, mit seiner Charmeurkunst, der Gedanke gekommen wäre, Abgeordnete und Journalisten, nach der heutigen Reichsmode, mit Komplimenten zu füttern! Daran dachte er nicht. Das lag nicht auf seinem Weg. Auch meinte er, der dem ökonomischen Determinismus innerlich viel näher war als die Pathetiker der marxischen Kirche, hinter jedem Glaubensbekenntniß laure ein wirtschaftliches oder soziales Bedürfniß, die Regung eines gesunden Egoismus oder Klassengefühles, gegen die mit Redekünsten doch nichts auszurichten wäre. Traute den Menschen überhaupt immer viel unheimlichere, weiter reichende Pläne zu, als sie in Wirklichkeit hatten. Die in der Volkswahl Geweihten sind meist ja schon froh, wenn sie mit dem Ministerpräsidenten gut stehen, wenn er sie in seinen Reden als gewichtige Faktoren im Staatsleben nennt und ihnen unter vier Augen sagt, wie ungeheuer viel, trotz aller Gegnerschaft, er gerade auf ihr Urtheil gebe. Exempla docent. Das konnte Bismarck sich nicht vorstellen; und staunte darum, daß seinen Nachfolgern, den Herren des nouveau jeu, in Preußen und im Reich Alles so leicht wurde wie ihm niemals in langem Erleben. Welchen Zweck hätte es denn, etwa Richter freundlich zu stimmen? Der will den

Parlamentarismus nach englischem Muster, später vielleicht Republik, Freihandel, Miliz, schwache Regirung, Oligarchie der von Handel und Gewerbe bereicherten Schicht. Lauter Dinge,die mir mit den nationalen und internationalen Zielen des Deutschen Reiches unvereinbar scheinen. Der ist für meine Politik nicht zu haben. Ob er mich haßt oder liebt, ist mir, da mir Applaussucht fehlt, gleichgiltig. Er will Minister werden oder (noch schlimmer, viel schlimmer) nur seine Doktrin gekrönt sehen. Welche Tonart er für seine Negation wählt, ist schließlich von geringer Bedeutung. Wenn ich schlecht geschlafen habe oder, ohne einen stärkenden Tropfen im Leib, vom Ersten Frühstück geholt worden bin, ärgerts mich; aber nicht allzu lange. Und im Uebrigen: à corsaire corsaire et demi!

Die Wasser waren zu tief. Richter wollte nicht einsehen, daß dieser Minister nicht zu beurtheilen sei wie einer vom Dutzendmaß; daß der seltene Mann seltenes Vertrauen fordern dürfe, fordern müsse. Auch nicht, daß mit Diesem, mochte er noch so arge Fehler haben, nun einmal zu rechnen war. Schien immer zu glauben, daß er ihn stürzen könne. Und war sein Leben lang vom Fuß bis zum Scheitel so sehr Doktrinär bester Schule, daß er wirklich das Wesen politischer Geschäfte nicht verstand und im Ton tiefster Verachtung über schmähliche Kompromisse spottete, wenn eine Partei, um ihren Einfluß zu mehren, auf irgend einem Felde dem Mächtigen ein Stückchen nähergerückt war. Alles oder nichts; wie Sören Kierkegaard. Für den Bereich der

Politik, die Bismarck die Kunst des Möglichen nannte, taugt diese Losung aber nicht. Wer da nicht mitbietet, bleibt im Winkel; und hat bald nichts mehr zu bieten. Der Vater, dessen Wunsch den kleinen Eugen in Talar und Bäffchen eines Pastors träumte, hätte für solche Berufswahl triftigen Grund anzuführen vermocht. Richter hat die Politik, die nur jenseits von Gut und Böse gedeihen kann, stets zu moralisch genommen. Wer sich mit der Regirung einließ, dünkte ihn mindestens mit einer levis macula behaftet. Und wer Richters Reden las, mußte manchmal glauben, die höchste Wonne eines Ministers sei, neue Steuern zu ersinnen. Vor so seltsamem Wahn bewahrt den Klügsten die Klugheit nicht, wenn er sein Leben hinter den Wällen einer Parteianschauung verbringt, die sich nie in der Praxis des Regirens bewähren, erproben durfte.

„Richter war wohl der beste Redner, den wir hatten. Sehr unterrichtet und fleißig; von ungefälligen Manieren, aber ein Mann von Charakter. Er dreht sich auch jetzt nicht nach dem Wind und orientirt seine Politik nicht, wie Rickert und Konsorten, nach der Hoffnung, den Kaiser am Ende doch noch mal als Hospitanten seiner Fraktion zu sehen.“ Diese Worte hörte ich aus dem Munde des im Sachsenwald Einsamen. Jetzt sah er die Vorzüge und sprach nur von ihnen, weil er die Mängel ja oft genug kritisirt hatte. Auch gefiel ihm Richters schroffe Wendung gegen den demokratischen Sozialismus. „Auf dieser Basis wäre eine Verständigung möglich gewesen. Aber so lange ich da

war, kühlte er sein Müthchen ja nur an mir und hätte, glaube ich, mit Liebknecht gegen mich bande à part gemacht, wenn er sicher gewesen wäre, mir mit antisozialistischer Politik Freude zu bereiten."

*

Erst wenn Bismarck fort ist, hat Mancher gedacht, kommt Richters große Zeit. Sie kam nicht. Viel Verdruß, Aerger im eigenen Lager kam; und die Macht schmolz allmählich dahin. Langsam aber entgiftete sich nun die alte Liebe. Zuerst, als er noch glauben konnte, der Vervehmte werde sich wieder in die Sonne ducken, verfuhr er nicht säuberlich mit ihm; was in den ersten Jahren nach 1890 über Bismarck in der Freisinnigen Zeitung stand, hätte Eugenius später wohl selbst nicht mehr gern gelesen. Dann merkte er den Irrtum. Dieser Junker war doch nicht so machtgierig, wie Richter immer geglaubt (nach meiner Diagnose: sich zu glauben gezwungen) hatte. Der beugte sich nicht, um einen Gunstbeweis aufzuheben; senkte vor dem Höchsten nicht in Höflingsdemuth den Blick. Vermißt haben die alten Feinde ihn ja alle. Bamberger, der, in seiner schwächsten Stunde, den Redner vom jenenser Marktplatz einem „abgetakelten Komoedianten" verglichen hatte, sagte mir einmal, das Parlamentiren mache ihm keine Freude mehr: „denn schön wars doch nur, mit dem großen Manne Lanzen zu brechen." Für Richter war es mehr gewesen. Beinahe Lebensinhalt. Ungefähr wie Wagner für Nietzsche; Be-

glücker und Schreckbild. Nur: der Politiker hatte dem Glück, Diesen miterlebt zu haben, nie Ausdruck gegeben; es sich selbst nicht erlaubt. Jetzt that ers. Oft (und öfter von Jahr zu Jahr) nannte er den Kanzler nun rühmend; stellte ihn den Epigonen als Muster hin. Und immer freier, heller, größer wurde bei solcher Erwähnung der Ton. Schwerhörige lachten. „Jetzt lobt er ihn; nur um die neuen Männer zu ärgern.“ Feine Ohren verstanden ihn besser. Wars ein Fehler, daß er sich nicht entschloß, gegen Gewährung der zweijährigen Dienstzeit sein Trüppchen ins gouvernementale Lager zu führen? Er hätte es nicht vermocht. Wer, Leib an Leib, ein Leben lang Bismarck befehdet hat, ergiebt sich nicht einem Caprivi. Nein. Mag die Partei in Trümmer gehen: Zu ihnen, lieber Feind Theodor, folg' ich Dir nicht! ... Und dann kam die große Rede, die Herrn von Boetticher das Staatssekretariat kostete (daß sie den Sturz des Gedankenwechslers nur beschleunigt, nicht bewirkt hat, weiß ich). Das Beste, was über die offizielle Politik nachbismärckischer Zeit in einem Parlament gesagt worden ist. Schneeblaß saßen die Excellenzen; mit ängstlich gespannter Miene. Wen würde der nächste Streich treffen? Alle Register klangen. Zorn, Hohn, Verachtung, Pathos, Humor, gellender Witz. Und wie Orgelgedröhn drangs immer wieder durch: „Bismarck war aus anderem Stoff als Ihr Armsälige, deren Leben und Lebensspur ein Windhauch von oben für ewig verwischen kann, Der, Ihr wißts, war nicht nach meinem Sinn; doch ein Mann; und

Ehre, mit ihm zu fechten. Ihr und Der! . . .“ Mir war damals, als hörte ich durch den Sturm noch eine andere Weise; hörte die werbende Stimme eines Alten, der einem Aelteren zurief, in den fernen Wald: „Sieh her; Den gerade, der Dir der Widrigste ist, schlachte ich Dir; und wenn ich Dir oft Unrecht that: ists nun nicht gesühnt? Just diesen Einen haben Alle geschont, um Dir nicht Freude zu schaffen. Meine Hand fällt ihn heute; laß zwischen uns Friede nun sein!“ Diesen Eindruck suchte ich anzudeuten, als Bismarck mich mit leuchtendem Blick gefragt hatte: „Was haben Sie zu Richter gesagt?“ Er schmunzelte, schüttelte, ganz sacht, den feinhäutigen Kopf und meinte: „Ja, um Richter wars eigentlich immer schade!“

Schade? Gewiß: daß er nicht dazu kam, gestaltend, verwaltend seine Kraft erproben zu können. Sonst aber: sein Leben war nicht arm. Der letzte starke Vertreter des politischen Individualismus hat sich selbst auch den Luxus gestattet, seine Individualität zu schrankenloser Geltung zu bringen. Er hieb, stach und schoß auf Jeden, der ihm nicht gefiel; auch auf die Nächsten (und viel zu oft leider auf Hasen, die ihm vor die Flinte kamen). Er stampfte auf selbst gefundenem Weg vorwärts, ohne zu fragen, ob er am Ziel die Mühe belohnt sehen würde. Er hielt sich im Schatten und kam deshalb erst gar nicht in die Gefahr, von der Sonne sich den Mantel abschmeicheln zu lassen. Draußen wußte (und weiß) man nicht viel von ihm. Nur, daß er in seiner Wohnung eine riesige Registratur und viele kleine Vögelchen

habe; und daß er, lange der Prototyp des Hagestolzen, auf seine alten Tage die greisende Witwe eines Freundes zur Ehegefährtin nahm. Zu sehen war er kaum; nicht an Dinertafeln noch bei der Fütterung in Ministerhäusern. Keiner von uns hat ihn je im Frack erblickt. Und trotz Alledem (nein: und eben darum) war er populär. Wars auch in den Tagen der wildesten Sträuße mit dem Recken; selbst bei dessen Getreusten immer ein Bißchen. Am Meisten nach seiner Abrechnung mit der neusten Aera. Und daß er, in einem Hagelwetter von Schimpf und Spott, gegen den Versuch einer Obstruktion auftrat und den Zolltarif, den er Schritt vor Schritt zäh bekämpft hatte, nun ermöglichte, hat ihm Keiner von Denen vergessen, die das Lebensgesetz alles Parlamentarismus gefährdet finden, wenn ein Häuflein Rabiater nach Willkür und Laune der Mehrheit den Willenskanal verstopfen darf. Wie unverständig haben die Sozialdemokraten ihn damals geschimpft! Und er handelte doch, wie er mußte; blieb sich selbst getreu, wie ers in der Maienzeit des Caprivismus geblieben war. Einen Schwächeren hätte der mögliche Konjunkturgewinn verlockt. Großes stand auf dem Spiel. Als Kanzler ein General, der sich von dem Abgeordneten Alexander Meyer nationalökonomisch berathen läßt, der, um sich oben zu halten, alle antibismärckischen Bestrebungen, offen oder heimlich, unterstützen muß und durch die Macht der Umstände genöthigt ist, vom Weg preußischer Grundadelspolitik abzubiegen. Ein Kaiser, der geneigt scheint, das Caesarenexperiment Louis Napoleons zu

wiederholen, im Massenwillen seine Stütze zu suchen, und der für Richters Belletristenkampf gegen die „vaterlandlosen Gesellen“ des Lobes voll ist. Schon regte sich in der Brust der „Toten Männer“ (so nannten sie selbst sich, seit in Friedrich ihre Hoffnung gestorben war) neues Frühlingsahnen. Endlich konnte dem Liberalismus die ersehnte Stunde schlagen, endlich der Morgen dämmern, der ihn zur Machthöhe rief. Nur Richters vierschrötiger Leib schien damals die Straße zu sperren. Ich hörte, wie die im selben Parteiverband neben ihm Sitzenden den Unbequemen schmälten, jeder Schlappe sich freuten, die er, seis auch unter Miquels Streichen, erlitt, ihn blind, brutal, das wandelnde Unglück des deutschen Liberalismus nannten. Ich sah ihn, als er aus der Sitzung kam, in der das Band sich gelöst, das Fähnlein der Barthischen sich von der Fortschrittstruppe wieder geschieden hatte. Unsicher ging er, taumelte, wischte oft den Schweiß von der breiten Stirn und sprach vor sich hin. Am Ziel wars, als zögere er; stand, lüftete den Schädel und sann. Dann preßten die Lippen sich auf einander; ein harter Entschluß furchte die Wangen: jetzt wußte er, was er über die Spaltung der Fraktion schreiben müsse. Je maintiendrai. Unter diesem Kaiser war, trotz Leo und Alexander, seinem Ideal die Zeit nicht reif. Das Wähnen der Zeitgemäßeren, die damals, als Bambergers Gemeinde, selbst die sanfteste Form des Kathedersozialismus verpönten und bald danach, als Herbergsväter des Herrn Naumann, dicht an die rothen Genossen heranrückten, das Wähnen, eine Bourgeoispartei

könne in absehbarer Zeit „die Arbeiter zurückgewinnen“, hat ihn nie geblendet. Dieser derbe deutsche Kerl wollte lieber einsam sein als in einer Gesellschaft, die ihm nicht behagte. Das trug ihm Haß ein; schuf ihm aber auch Bewunderung, dem Rauhen sogar zärtliche Liebe. Vor seiner Bahre entblößten die Feinde das Haupt; und die männlichen Worte, die Herr Ernst von Heydebrand und der Lase ihm aus dem Landtagshaus nachrief, waren der anständigste Lohn, den die Arbeit eines niemals von Sonnengunst bestrahlten Manneslebens zu erringen vermag.

*

„Eris schüttelt ihre Schlangen, alle Götter fliehn davon und des Donners Wolken hangen schwer herab auf Ilion.“ Wer ungeblendeten Auges die Vorgänge der letzten Zeit geschaut hat, wird begreifen, daß manchem Deutschen im schon recht alt aussehenden Reich jetzt zu Muth ist wie der Kassandra unseres Dichters. Nebel im Thal, Nebel auch um die höchsten Kuppen. Muß Eugen Richter da nicht doppelt vermißt werden, auch vom Gegner? Er hatte noch den alten Stil; wollte das Wesen, nicht eitel Schein. In seinem Kleid hing noch der Duft großer Zeit. Und wenn er mit finsterem Bärbeißergesicht im Saal des Reichstagspalastes sich durch die Reihen schob, zeigte ihn oben, wo die Quiriten dem oft so leeren Gerede der Tribunen lauschen, der Vater dem Sohn. „Sieh ihn Dir gut an! Das ist der Letzte vom alten Schlag. Der hat noch mit Achilleus gerungen.“

GALLIFFET.

Auf allen Höhen und Hügeln gallischer Dichtung begegnet, von den Tagen d'Urfés, des Asträazeugers, bis in die Republikanerzeit der Banville, Coppée, Richepin, dem Wanderer der abenteuernde Ritter, dems nie an Witz, immer an Geld fehlt und der stets bereit ist, für eine gute Sache zu fechten und furchtlos mit dem Teufel selbst um eine arme Seele zu raufen. In Hugos Don César de Bazan (der in Deutschland erst bekannt wurde, als er die Operettenbühne erklettert hatte), in Gautiers Fracasse und in den Musketieren des alten Dumas hat sich der Typus, in je nach der Mode verändertem Kleid, dem lustig aufleuchtenden Auge gezeigt; und seit die Romantiker in der Paarung ungleich Geschaffener einen neuen Reiz entdeckt hatten, sah man den fröhlichen Landfahrer mit den leeren Taschen oft auch in ein über Menschenvorstellung edles Jungfräulein verliebt, als ver de terre amoureux d'une étoile, nach Hugos tönendem Wort. Aus dem spanischen Ritterroman, auf dessen Eisgipfel, in erhabener Einsamkeit, Don Quijote thront, stammt dieser Liebling romanischer Phantasie. Und als Herr Edmond Rostand ihm Cyranos Riechkolben und ein dem Mode-

geschmack angepaßtes Wams gab, jauchzte Allgallien in heller Lust. Endlich sah der Franzos auf seinen Brettern, wo allzu lange Skandinaven und Russen, Sozialisten und Symbolisten geherrscht hatten, wieder den echten Franzen mit dem blanken Degen und der spitzen Zunge, den Idealgallier, der auf Schlachtfeldern und in Schlafzimmern seinen Mann steht. Daß der Herkules von Bergerac so spotthäßlich und zum Liebhaber drum nicht geboren war, schadete ihm nicht; pfefferte noch den Genuß. Vor dieser Gestalt konnte die Nation sich in ihr Heldenalter zurückträumen, dessen letzter Glanzspender, Joachim Murat, in Kalabrien als Hochverräter und Usurpator erschossen ward. Reitergeneral und Boudoirheld: so recht ein Mann für die Gallierlegende. Dreizehnter Vendémiaire und achtzehnter Brumaire, Saint Jean d'Acre und Abukir, Austerlitz und Jena: überall vornan. Daß er den Rückzug von Smolensk nach Wilna leitete und, als König von Sizilien, nach der Schlacht von Leipzig zu den Österreichern überging, hat das Gedächtnis ihm nicht verargt. Murat hat dem Kaiser von Elba aus ja wieder auf den Thron geholfen und bis zum letzten Wank für Frankreichs Waffenehre gekämpft. Und wie viele Schlitzröckchen waren durch das bunte Leben des Gastwirtssohnes gerauscht! In Cahors, der Heimat Gambettas, ragt ihm ein Denkmal. Er blieb der Letzte, dessen Namen solche Leistung der Volksphantasie einprägte. Sein Erbe wurde im Heldenroman D'Artagnan, der berühmteste der drei Dumasmusketiere; in der Alltagslegende des Heeres Gaston Alexandre Auguste

Marquis de Galliffet, der 1909, am achten Juliabend, gestorben ist. Ob er wirklich, wie, nicht erst seit der Dreyfuszeit, behauptet wird, von dem Juden Porceret Coulet abstammte, der sich am Ende des sechzehnten Jahrhunderts in der Provence taufen und als Franzosen naturalisiren ließ (Gallus factus: daher der Name Galliffet), ob er seines Stammbaumes Wurzel nur bis zu Joseph de Galliffet ertasten konnte, der im siebenzehnten Jahrhundert, als ein tapferer Flibustierhäuptling, im französischen Westen von Santo Domingo Gouverneur war: seine wahren Ahnen hießen Bayard, Lauzun, Murat, Bazan, D'Artagnan. Ihnen hat er zu ähneln versucht. Im Getümmel vornan, bis an die Schwelle des Greisenalters der Held beschwatzter Weibergeschichten, immer in Schulden und immer ein Epigramm auf der Lippe. Der repräsentative Mann des alten Frankreich (an dem noch das neuste in zärtlicher Andacht hängt). Der nicht seltene Fall, daß ein Lebender sich einem beliebten Literaturtypus anzupassen trachtet. Einzelne Wesenszüge der Abenteuerritter brachte Galliffet wohl aus der Wiege mit; doch er wollte alle haben und frisirte sich, bis er den Kopf der bewunderten Vorbilder hatte.

Vor Aller Augen; an dem Schaufenster, vor das die Menge sich drängte. Je mehr über ihn geredet wurde, um so behaglicher fühlte er sich; schlürfte die boshafteste Anekdote wie Nektar. Fiel den Anderen nichts ein, so suchte und fand er selbst was. Der 1830, im Jahr des Romantikertriumphes, Geborene kennt seine Landsleute und weiß, daß Theophil Gautier, trotz dem Fortunio, den Emaux et Camées,

dem Capitaine Fracasse, ohne die leuchtende Sammetweste nicht so rasch berühmt geworden wäre und daß einem französischen Kriegsmann, der populär sein möchte, nichts so nötig ist wie der panache, der ihn im dichtesten Gedräng dem Auge von Weitem erkennbar macht. Dafür sorgt er denn auch, in Afrika und der Krim, in Italien und Mexiko. Ist bis zur Tollkühnheit tapfer; vergißt nachher aber nie, zum Herold seiner Taten zu werden. „Bei Puebla reißt mich eine Granate vom Gaul. Als ich zu mir komme, sehe ich meine Eingeweide aus dem Bauch quellen. Was ist dabei? Einem Jagdhund, dem ein Eber den Bauch geschlitzt hat, stecken wir die Kutteln wieder hinein und nähen die Haut dann zu. Also vorwärts! Zuerst krabbelte ich mich auf, stopfte die Eingeweide in meine Mütze: und nun los ins Feldlazareth. Der Bauch wurde nachher mit einer Silberplatte geflickt. Als der Silberpreis ins Bodenlose sank, haben meine Gläubiger sich schön geärgert.“ Das ist ein Pröbchen. So sprach er; schrieb er auch. „Ich habe ein Bombenglück gehabt. Wenn sich mir wieder eine Gelegenheit bot, dachte ich jedesmal: die Anderen müssen doch zum Riesenrindvieh gehören! Schließlich taugte ich nicht so viel mehr als sie; aber ich hatte Glück, witterte die Gelegenheiten und wußte stets, wohin ich gehen müsse. Deshalb lassen alle Redereien und Schimpfereien mich kalt wie eine Hundeschnauze. Ich tue meine Pflicht und pfeife auf Alles, was mir dabei passiren kann.“ Mußte solcher Reiter sich nicht in die Volksgunst betten? Wenns drauf ankam, ein ganzer Kerl (die Attaque

bei Sedan; die eiserne Henkersfaust gegen die Communards); und nach dem Frankfurter Frieden der Hort und die Hoffnung, der Drillmeister und Tröster des geschlagenen Heeres. Nicht ohne Grund hat ihn der Herzog von Aumale dem Montmorency verglichen, der Herzog von Luxemburg und Marschall von Frankreich hieß, vom Volk aber, weil er aus der Franché-Comté und aus Flandern so viele Fahnen heimgebracht hatte, der Tapezirer von Notre Dame genannt und, trotz seiner skrupellosen Wüstheit, vergöttert wurde. Feldsoldat und Lebemann, Heros und Gassenjunge, die Zunge beim Angriff so flink wie der Gaul: Das gefällt dem Franzosen; noch mehr der Französin. Die Schönen der republikanischen Gesellschaft waren in den Armeeinspecteur noch eben so vernarrt wie Eugenie einst in den Ordonnanzoffizier ihres Louis. Irgendein Herzkämmerchen hatte der Marquis auch immer frei. Mit der Bänkerstochter (Fräulein Laffitte) die er, nach dem Muster des zweiten Fürsten von der Moskwa, heiratete, um sich auf seine Art eine Finanzreform zu sichern, hielt er nicht lange aus; und der gesetzlose Weiberreigen währte dann länger, als dem Durchschnitt die Mannheit erlaubt. (Eine Weibersache hat ihn auch dem grimmen Rochefort verfeindet. Feindschaft, die ins Politische übergreift und neue Parteiung wirkt, ward oft in einem Alkoven geboren; modernstes Beispiel: King Edward und Sir Charles Beresford.) Ein kleines Wunder, daß dieser abgehetzte Schürzenjäger im Drang niemals die ruhige Sicherheit des Blickes verlor; noch in Algerien und später als

Manöverkommandant so frisch und beweglich war wie der jüngste Lieutenant. Auch so bereit, über den Vordermann, wie über ein anderes Hindernis, nach kurzem Ansatz wegzuspringen. Sein Haß hat den Demagogen André eben so hitzig verfolgt wie den gaukelnden grand général Boulanger. „Der", prasselte es von seiner Lippe, „darf nicht ans Ziel. Ein Infanterist, der zu Pferd schlecht aussieht. Und für die Rolle, nach der er langt, war ich geschaffen." Der sollte sie ihm nicht wegschnappen. Wenns nach ihm gegangen wäre, hätte man den Paradegeneral vom Rappen geholt und, nach kriegsgerichtlichem Spruch, an der nächsten Mauer erschossen.

Die Bonaparterolle, von der Beide auf dem Marsfeld und hinter dem Invalidendom träumten, hat auch Galliffet nicht gespielt. Nur, ein halbes Menschenleben lang, Maske, Kostüm und Requisiten vorbereitet. Und am Abend vielleicht bitter bereut, daß er an die Inszenirung so viel Zeit verschwendet habe, statt das Drama beginnen zu lassen. Der Mann sah wohl stärker aus, als er war; und wenn der in heftigen Wehen sich windende Schöpferwille spürte, daß er nichts Rechtes gebären könne, half er sich mit einem Epigramm, einem frechen Scherz über so schmerzhafte Erkenntnis hinweg. (Der Fall Hans von Bülow. Auch Dem war solche Entladung Lebensnotwendigkeit und seine brüsken Späße wurden fast so berühmt wie Galliffets.) Nach der Commune: „Man wirft mir vor, daß ich die Araber milder als die Pariser behandelt habe. Stimmt. Die Araber hatten einen Gott und ein Vaterland; unsere Communehelden waren stolz

darauf, gottlos und vaterlandlos zu sein. Übrigens habe ich das Leben, namentlich das der Anderen, nie sehr hoch geschätzt. Und wenn ich der Mordskerl, den man aus mir machen will, gewesen wäre, hätten die Vorgesetzten mich nicht für den Kommandeurrang der Ehrenlegion vorgeschlagen. Ich hatte aber keine Lust, im Blut meiner Mitbürger ein Bändchen zu fischen.“ Als sein Freund Gambetta an neue Diktatur dachte und den Corpsführer ins Geheimnis zog: „Für Krisenzeiten passe ich wie kein Anderer. Die Verantwortlichkeit, die ich ablehnen würde, möchte ich mal kennen lernen. Nur, lieber Freund: als Soldat bin ich stärker als Sie; und lasse Sie ohne Federlesen einsperren, wenn Sie mich langweilen.“ („Darauf bin ich gefaßt“, antwortete Gambetta; „da die Politik Ihnen aber keinen Spaß machen wird, werden Sie mich rasch wieder aus dem Gefängnis holen.“) Als die loi de prévoyance den firnen Fünfundsechziger zum Abschied von der Armee zwang: „So blödsinnige Gesetze konnten nur die Parlamentsidioten beschließen. Als ob ich nicht noch Kraft und Verve für zehn Dienstjahre in mir hätte!“ Vier Jahre danach ließ er sich von den Parlamentsidioten ködern. Waldeck-Rousseau brauchte für das Kriegsministerium einen Namen, dem das vom Dreyfuszank desorganisirte Heer vertraute: und Galliffet ließ sich von den Brüdern Reinach zur Annahme des Amtes bestimmen, trotzdem ihm offen gesagt wurde, er sei auserwählt, die Rettung des jüdischen Hauptmanns mit seiner Verantwortlichkeit zu decken. Das graue Leben des verabschiedeten Offiziers, an

dem die Schmeichler von gestern mit flüchtigem Gruß vorüberschritten, behagte dem Rüstigen, Betriebsamen nicht, der so lange in den Wonnen der Öffentlichkeit geschwelgt hatte: und so entschloß er sich schnell, der Kriegsminister der dreyfusards zu werden. „Durfte ich die Armee, der mein Leben gehört, ihren schlimmsten Feinden überlassen?“ Daß man ihm nachsagte, er habe das alte Semitenherz wieder entdeckt und Josef Reinach (den Rochefort Boule-de-Juif nannte) habe ihn für die Judensache gekauft, kümmerte ihn nicht. Da ers nicht bis zum Generalissimus gebracht und nie ein Heer ins Treffen geführt hatte, wollte er wenigstens Kriegsminister sein. Elf Monate war ers. Saß, ein glitzernder, rasselnder Gallier, neben dem britisch kühlen Waldeck und, trotz dem Metzgerruf, neben dem Sozialdemokraten Millerand im Palais Bourbon auf der ersten Bank. Gab nach dem Spruch von Rennes die Losung aus: „L'incident est clos!“ Setzte für alle in den Dreyfushandel Verwickelten die Amnestie durch und nahm den Hohn der Nationalisten und Antisemiten wie Hagelwetter im Herbst hin. „Das gehört nun mal zur Saison.“ Dann ward er der neuen Rolle überdrüssig. Dreyfus vom Höchsten Gerichtshofe freisprechen lassen und an der Demokratisirung, der Sozialisirung des Staatswesens mitwirken? So hatte ers nicht gemeint. Wollte nicht immer Armee und Patriotenliga gegen sich, Ausland und Heeresfeinde für sich haben. Rechnete vielleicht auch auf eine Reaktion, die ihren Degen suchen würde. Sicher nicht im Parlament. Nur keine Gelegenheit versäumen! An

einem Mainachmittag setzt er sich auf die stramme Hose und schreibt an Waldeck: „Ne pouvant digerer les énormes couleuvres et les crapauds que vous me faites avaler en ce moment, je donne ma demission.“ Er hat das Abschiedsgesuch nachher in korrektere Form gebracht. In der ersten Wut aber wirklich von den Nattern und Kröten gesprochen, die er hinunterwürgen solle und nicht verdauen könne. Fand sich zu gut, um als Aushängeschild einer schlechten Firma verbraucht zu werden. Und war drei Tage lang wieder, wie nach Puebla und Sedan, der Held des Tages und das Hauptthema des Boulevardschwatzes.

Im Kriegsministerium habe ich ihn kennen gelernt. Ein ihm befreundeter Akademiker hatte mir vorgeschlagen, mich bei ihm einzuführen. „Sie werden etwas Merkwürdiges sehen; das letzte Exemplar einer aussterbenden Gattung.“ Galliffet mußte in der Kammer einem nationalistischen Abgeordneten Rede stehen; hatte aber anderthalb Stunden für uns frei. Da steht der fast Siebenzigjährige. Kaum mittelgroß; schlank und biegsam noch wie eine junge Gerte. Dichte weiße Stoppeln über dem bronzirten Gesicht mit der keck vorspringenden Nase und den lustig funkelnden Flibustieraugen. Die Händchen soignirt wie einer Modedame. Trotz dem Schnurrbart mit den gezwirbelten Spitzen nicht martialisch; mehr Kavalier als Kavallerist. Die elegante Gestalt vom Hauch des Ancien Régime umwittert. Sichtbar (wie bei seinem Todfeind Rochefort in dessen bester Zeit) das Streben, den Marquis und den homme à femmes auf

den ersten Blick erkennen zu lassen. Vom Wirbel bis zur Zehe Edelmann und Salonheld. Und das Plaudertalent des echten Parisers. Das sprudelt wie ein unversiechlicher Born. „Heute muß ich wieder mal vor die Scheibe. Macht nichts. So leicht bin ich nicht unterzukriegen. Aber komische Käuze sind unsere Patrioten. Ihr Kaiser, der mit aller Gewalt die Versöhnung beschleunigen möchte, kennt die Sorte nicht. Wenn er nur den Gedanken aufgäbe, nach Paris zu kommen! Wir hätten ja nichts dagegen. Aber da ist Déroulède, den ich sehr hoch schätze, da sind die beiden Patriotenligen, da ist Herr Rochefort, den jeder Droschkenkutscher liest. Wenn diese Herren Lärm schlagen, haben wir den schönsten Straßenskandal mit unabsehbaren Folgen. Schon deshalb dürfte keine Regirung die Verantwortlichkeit für solchen Besuch auf sich nehmen. Den muß man dem Kaiser ausreden. Wer kanns? Mich hält er vielleicht für nicht ganz glaubwürdig, seit ich im August wider meinen Willen ins Fettnäpfchen geraten bin. Eine wunderliche Geschichte. Erinnern Sie sich der Rede, die er im August auf dem Schlachtfeld von Saint-Privat hielt und die, sozusagen, zwei Fronten hatte? ‚Auch der französische Soldat hat tapfer für Kaiser und Vaterland gefochten; und wir gedenken in trauernder Bewunderung all Derer, die, Deutsche und Franzosen, nach heißem Ringen jetzt in ewigem Gottesfrieden am Thron des höchsten Richters vereint sind.‘ Die Rede hat hier nicht gewirkt; wurde eher als peinlich empfunden. Ihr Kaiser muß aber viel davon erwartet haben. Zwei Tage

vorher ließ Fürst Münster, der Botschafter, fragen, ob ich ihn am Achtzehnten sehr früh empfangen könne. Gern. Im letzten Augenblick mußte ich absagen, weil ein Ministerrat einberufen war. Der ging doch vor. Als Münster dann kam, war er genirt und beinahe ärgerlich. Der Kaiser, sagte er, habe ihm ausdrücklich befohlen, mir den Text der Rede in der selben Stunde, in der sie an unserer Ostgrenze gehalten werde, vorzulesen; und nun müsse er melden, daß die pünktliche Ausführung des Befehles vereitelt worden sei. Sehr artig; nur ein Bißchen zu romantisch. Seitdem bin ich nicht mehr ganz so gut angeschrieben wie früher. Diese Diplomaten denken immer, Unsereins habe eben so wenig zu tun wie sie und müsse stets zur Verfügung sein. Gerade bei Ihnen sollte mans aber besser wissen; da kennt man die Arbeit, die auf einem armen Kriegsminister lastet. Ihre Armee ist höchster Anerkennung würdig. Sie hat uns geschlagen. Als Franzose, der sein Vaterland liebt, kann ich nie aufhören, dieses nationale Unglück zu beklagen. Doch der Soldat, der Fachmann muß offen aussprechen: Unsere Niederlage war verdient. In Organisation, Strategie und Mannszucht war das deutsche Heer unserem weit voraus und sein Sieg drum kein Glücksfall, sondern eine dem Völkerschicksal abgerungene Notwendigkeit. Wenn die ungeheure Arbeit Ihrer Moltke und Roon fruchtlos geblieben wäre, müßte der Zunftsoldat an seinem Berufe verzweifeln. Warum hatten wir nicht eben so fleißig geschuftet? Warum haperte es in unseren Generalstäben fast überall? Wir hatten unsere

Niederlage verschuldet. Und mein altes Soldatenherz freut sich, in allem Patriotenschmerz, der Erfahrung, daß die große Leistung nach Gebühr belohnt worden ist. Die Gerechtigkeit forderte damals Deutschlands Sieg ... Aber verraten Sie mich, bitte, nicht. Sonst wird aus allen Kübeln der Unrat auf mein Haupt geschüttet.«

Das prasselte wie Granatenregen. Keine Spur von Heucheltünche. Eher das Streben, den Fremdling zu verblüffen. Der hatte gewiß noch mit keinem französischen Kriegsminister gesprochen und mußte die Augen aufreißen, wenn er just von Galliffet, dem Abgott seiner Reiter, solches Urteil über das deutsche Heer hörte. Dem witzigen General wäre schließlich auch diese Lebererleichterung verziehen worden. Er durfte, in der Heimat des Herrn Chauvin, sagen, in der französischen Armee genüge eigentlich nur die Musik berechtigtem Anspruch: und die Hörer lachten. Als Ferrys Sturz vorbereitet wurde, lief Galliffet, der damals das Zwölfte Corps führte, in Paris herum und erzählte Jedem, ders hören wollte, daß er der Republik nächstens das Lebenslicht ausblasen werde. Als executeur de la volonté nationale, versteht sich. Das Volk sei der Republik satt und würde sich laut für die Monarchie erklären, wenn es nicht fürchten müßte, daß Deutschland darin den casus belli sehe. Ein antirepublikanischer Artikel in der Kölnischen Zeitung: und die Wahlen bringen eine konservative Kammer. Dieses Stichwort rufe ihn aus der Coulisse. Er werde die frechsten Republikaner henken, die Preßfreiheit abschaffen und minde-

stens anderthalb Jahre ohne Parlament regiren. Dann erst könne Frankreich den Liberalismus und den Regenschirm des Grafen von Paris vertragen. George Monck, der für Cromwell focht, dann dessen Parlament Fehde ansagte und Karl den Zweiten nach London zurückführte, war sein Vorbild. Jeden Anderen hätte die leiseste Andeutung solcher Absicht (über die Hohenlohe als Botschafter einen langen Bericht an Bismarck schickte) vors Kriegsgericht gebracht. Gaston Alexandre Auguste blieb der blanke Degen von Frankreich. Decazes und seine Leute nannten ihn „unseren Monck"; doch er hat für die Restauration der Orleans nichts Wirksames getan und mit all seinem Wortgeknatter nicht erreicht, daß die Politiker ihn je ernst nahmen. Gestern Gambettas Intimus und heute die Hoffnung der Monarchisten; gestern Rebellenschlächter und heute Kollege des Genossen Millerand. Flibustier, wie der Ahn, mit einem Stich ins Taraskonische. Aber Puebla, Sedan und der weithin flimmernde panache: genug für eine Unsterblichkeit, die bis ans Lebensende währt. Nicht länger. In der Legende mag Galliffet weiterleben; die Geschichte wird ihn vergessen. Denn sein Wille zur Macht ward nur von kurzatmigen Knirpsen bedient und von Fortunen drum immer wieder genarrt.

IBSEN.

Schon in dem ersten Werk, das für ihn wie für uns von Bedeutung war, in dem Drama „Katilina“, hat Henrik Ibsen sofort die Partei des Aufruhrgeistes ergriffen. Bald kam in stolzer Reihenfolge der Trotz Brünnhildens in der „Nordischen Heerfahrt“ und der des Jarl Skule in den „Kronprätendenten“. Dann erschien „Brand“, der Mann, der dem „Ich“ und der Gesellschaft entsagte und in den Wolken seine Ziele suchte; „Peer Gynt“, der die Reise in umgekehrter Ordnung machte. Dann der Fehdezug des „Kaisers“ gegen den „Galiläer“. Dazwischen, als leichtere Randskizzen, ein paar Stücke, welche die Ehe und die politische Partei verhöhnten. Schließlich der unsterbliche Ring von Dramen aus der bürgerlichen Gesellschaft, zu deren Einleitung und Vorbereitung die früheren Werke gedient hatten. Das Eigentümliche hierbei ist, daß Ibsens erste und letzte Dramen in einem milderen Schein einander wieder näher kommen. Aber in allen dazwischenliegenden ist sein Herz, wie früher bei Katilina, Brünnhilde, Skule, Brand, dem Kaiser, nun bei Nora, Dr. Stockmann, Frau Alving, der Mörderin und Selbstmörderin in Rosmersholm, der Mörderin und Selbstmörderin

Hedda Gabler und der sinnlich verwirrten Hilde Wangel; oder bei dem durch die Machthaber der bürgerlichen Gesellschaft leidenden Ekdal und den anderen Verkommenen und Verstoßenen. Es sind bezaubernde Schilderungen, in die ein bis in die Tiefe erschüttertes Gemüt den Protest der Unabhängigen gegen die gewohnheitmäßige Moral der Gegenwart mit Gewalt schleudert. Die zerrüttende Kritik Ibsens und seiner Mitkämpfer, ihr aufrührerischer, auf die Spitze getriebener individualistischer Drang fallen der Zeit nach mit dem Sozialismus, dem Kollektivismus, dem Nihilismus und deren Gegengewichten, der drückenden Herrschaft des Militarismus und den dreisten Versuchen der Reaktion zusammen, die sich in den Schutz der Heeresmacht stellt. Diese Literatur hat auf der ganzen Welt Aufsehen erregt. Sie hat das Gefühl der Verantwortlichkeit bei den Edleren geschärft. Durch sie sind die Arbeiterbewegung, die Frauenemanzipation, die Friedenssache gefördert, durch sie der Kunst und der Literatur neue Aufgaben zugewiesen worden. Aber die ethischen Arbeiter haben sich später zu energischem Widerstand gegen die Übertreibungen zusammengeschaart, deren sich diese Literatur schuldig gemacht hatte.

Es läßt sich nämlich nicht leugnen, daß ihr schrankenloser Individualismus (den auch Henrik Ibsen später abzuschwächen suchte) zusammen mit anderen Faktoren die unerhörte Roheit des Anarchismus, den sinnlichen Rausch der Jugend, den Zweifel der Decadence an Freiheit und Arbeit und die Flucht von der Wirklichkeit und der Wissenschaft

zu mystischer Religiosität bewirkt hat. Ich könnte zur Erklärung an die Verkommenheit des norwegischen Geisteslebens erinnern, die ursprünglich in Ibsen und vielen Anderen den Zorn entflammte. Ich könnte die Versumpfung, die Mittelmäßigkeit, Tradition, Heuchelei, Trockenheit und Verzagtheit in einer kleinen, bewegunglosen bürgerlichen Gesellschaft schildern. Aber man ahnt das Alles ja schon, wenn man Ibsens Werke liest. Ich will daher lieber einige Worte über die Kunst sagen, die in ihnen zum Ausdruck gelangt. Denn wenn alle Wellen und Gegenwellen der aufgerührten See über uns hinweggegangen und wir selbst ihnen gefolgt sein werden, wird die große Meisterkunst diese Werke im Reich des Phänomenalen dauernd erhalten. Ihr innerstes Wesen ist die Replik, wie sie im Temperament und in den Begebenheiten, den Umgebungen, ja, der Witterung in weitem Abstand vorbereitet wird; Alles ist an ihr lose komponirt. Sie steigt in leuchtender Linie auf und spiegelt vielfarbig die Idee des ganzen Stückes wider. Ich möchte wissen, wer in der Weltliteratur eine ähnliche Kraft der Replik besitzt, wer eine solche Konzentration aller dramatischen Mittel zu Stande gebracht hat. Kein toter Punkt, kein überflüssiges Wort in der ganzen Komposition. Mögen Andere das Selbe in rein mechanischer Technik erreicht haben: Henrik Ibsen erreicht es im strengen Dienste des Geistes.

Seine künstlerische Meisterschaft erscheint um so größer, wenn wir bedenken, daß von seinen Stoffen gar viele durchaus nicht dramatisch sind, sondern episch. In einem wich-

tigen Augenblick erzählen die handelnden Personen von sich selbst das Nötige Dem, auf den es ihnen ankommt. Man kann sagen, daß sie aus Dem, was sie erzählen, ihren eigenen Lebensfaden spinnen. Beinahe die ganze dramatische Spannung geht in den Drang über, zu wissen, wer der Erzähler ist und von welcher Art der Hörer eigentlich sein mag. Das erfahren wir nämlich nur ganz allmählich mit dem Fortschreiten der Erzählung, die hier und da durch einen Zufall unterbrochen wird, — durch einen Zufall, der für sie weitererzählt. Wir befinden uns vor einem Areopag, der ein Verhör anstellt, bei dem es um Leben und Tod geht. Deshalb sind die Aussagen von größter Wichtigkeit, deshalb darf uns kein Wort verloren gehen. Hier handelt es sich endlich einmal um mehr als nur darum, wie er sie kriegt oder wie es kam, daß er sie nicht kriegte. Aber eine solche Anlage ist ganz eigenartig; Ibsen dürfte kaum viele Nachfolger finden. Nimmt man hinzu, daß sein rührendes Verständnis für die Unglücklichen, selbst für Verbrecher, und sein Haß gegen die mitschuldige menschliche Gesellschaft ihn zur Ungerechtigkeit, ja, zur Grausamkeit verleitet, so begreift man, warum die Teilnahme an diesen Verhören und Selbsterklärungen oft recht peinlich wird.

Wenn es auch gut ist, daran zu denken, daß die Unglücklichen, die mit den Gesetzen in Konflikt geraten, oft weit mehr wert sind als ihre Richter, so müssen wir doch auch gegen diese Richter gerecht sein; auch sie müssen mit demselben mitfühlenden Verständnis beurteilt werden, nament-

lich Die von ihnen, die selbst unter den Vergehen ihrer Mitmenschen leiden und an ihrem Mißgeschick ganz unschuldig sind. Aber gerade diese Armen verhöhnt und verkleinert Ibsen mitunter, um die Anderen größer erscheinen zu lassen. Hier drängt sich uns eine Betrachtung auf, die wohl mehr und mehr die allgemeine Meinung werden dürfte: als Denker steht Ibsen nicht auf der selben Höhe wie als Künstler; seine Lebenskenntnis und Objektivität ist nicht so groß wie seine Leidenschaft. Die Gedankenkraft des Dramatikers kommt wohl am Stärksten in seiner Psychologie zur Geltung; und diese besitzt bei Ibsen nicht immer einen sicheren Untergrund. Der Aufbau ist stets musterhaft; so, zum Beispiel, in „Nora"; aber das Fundament, auf dem er ruht: nämlich, daß Nora (die lügt, — und wer ist weltklüger als Solche, die lügen können?) nicht wissen sollte, was eine Wechselfälschung ist, läßt viel zu wünschen übrig. Die Voraussetzung für die Handlung der „Wildente" ist, daß die vierzehnjährige Märtyrerin ihrem Vater glaubt, obwohl dieser Schwätzer kaum ein wahres Wort zu sagen vermag. Nun wissen wir aber Alle, daß niemand rascher als ein Kind erfassen kann, ob man auf die Worte Dessen, von dem man abhängt, Etwas geben darf. Seit ihrem vierten Jahr hat Hedwig sicher Bescheid gewußt; wenn Jemand zweifelt, so denke er an die Mutter! Wie der gute, von Damen erzogene Professor in „Hedda Gabler" dazu kommen konnte, Hedda als sein Weib heimzuführen. Das ist gewiß eben so unfaßlich wie der Umstand, daß diese mit Dynamit geladene Dame es ungefähr dreißig

Jahre aushalten konnte, ohne daß es zu der geringsten Explosion kam und ohne daß die Umgebung merkte, wie es um Hedda stand. Dazu kommt die gewagte, manchmal geradezu falsche Anwendung der Studien über Suggestion, Hypnotismus und Erblichkeit. Die noch wenig aufgeklärte Macht der Erblichkeit hält Ibsen für größer als die der Erziehung, mit der er gar nicht rechnet.

Es hat uns Alle gerührt, den alten Meister, nach einem so strengen Arbeitstag und nach so langer Abwesenheit im Ausland, in seinem Drama vom kleinen Eyolf die norwegische Flagge hissen zu sehen. Ganz gegen Ibsens Gewohnheit kommt die Szene unvorbereitet: ein sicheres Zeichen, daß es eine Einschaltung ist. Hier hat er gewiß in starker Gemütsbewegung selbst die Rolle seines Helden übernommen. Man hat darin ein Zeichen seiner Versöhnung mit der Gesellschaft sehen wollen. Doch es ist mehr. Wenn wir alt werden, so verlassen uns die Farben; weißer und weißer scheint unser Haupt in die Luft zurückzusinken, die es zuletzt in Atome auflösen soll. Eben so geht es mit unseren Gefühlen. Die Farben der Gegensätze gleiten mehr und mehr in die Unendlichkeit; sie suchen die Einheit. Ibsen hat nach und nach gelernt, mit dem Ausdruck für ein großes Gefühl zu warten, bis es sich in einem kleinen Bilde spiegeln konnte.

*

Zehn Jahre ists her, seit Björnstjerne Björnson, der ein Menschenleben lang, nicht immer mit freundlichem Blick,

den Mann aus Skien sah, diese Sätze für die „Zukunft“ schrieb. Ich wollte sie voran stellen, um zu zeigen, wie Norwegen, als dessen repräsentativster Geist Björnson fortleben wird, damals über Ibsen urteilte. Nicht mehr wie über den Nachbarssohn, den man als Apothekergehilfen, als Theaterdirektor, als armen Teufel und unruhigen Kopf gekannt hat und dem man drum nichts Ragendes, Dauerndes zutrauen mag. Noch nicht wie über einen Großen der Weltdichtung, Einen sui generis, der aus eigener Kraft sich sein Lebensgesetz schuf und mit dem alle Intelligenz der Zeit sich auseinandersetzen muß; in Liebe oder in Haß: ohne Gefühlstribut kommt an ihm Keiner vorbei, der den Ozean oder die Sterne sucht, den Wirbelsturm oder die große Stille. Nicht viel hat er uns seitdem geschenkt; zwei Dramen nur, deren spiritueller und poetischer Wert, so hoch er war, den Spruch der Richter nicht wandeln konnte. Fast unsichtbar war er, der sich dem Gafferauge doch nicht gern barg; seit dem März 1900, wie er selbst mir schrieb, ein siecher, zur Arbeit nicht mehr rüstiger Mann. Dennoch wurde er nun erst gesehen, wie ihm gebührte. Als der streitbarste Apostel, der stärkste Wirker, den germanische Poetenheimat in einem Jahrhundert gebar. Sechs Jahre währte sein Sterben. Dieser Leib, der gar nichts Heldisches hatte, trotzte den Wettern wie ein Wahrzeichen aus ferner Hünenzeit. Tausendmal rief er den Tod und täglich flehten die Freunde, deren Freundschaft nur dieser eine Wunsch blieb, den Tröster herbei; und immer wars, als bäume der Leib sich gegen den letzten Streich.

Weiß und weißer sank das Haupt in die Luft zurück, ehrwürdiger schien es, heilig fast in dem bleichen Glanz unbeirrten Wollens; dann, am Tage vor Christi Himmelfahrt, schwieg das Herz, das achtundsiebenzig Jahre lang so heftig, in seiner dunklen Einsamkeit, gepocht hatte; kam endlich die Nacht. Das Vaterland, das den unbequemen Mahner, den Gespensterseher einst geschmäht und, „mit der Sorge Bündel, mit der Angst Sandale", in die Fremde getrieben hatte, bot ihm nun ein Ehrengrab und der König trat an die Spitze des Trauerzuges. Welche Fülle von Kränzen auf diesem Sarg! Als traure die Menschheit um ihren Liebling. Wie viele papierne Blumen! Wars nötig, all die alten Anekdoten noch einmal aufzutischen, die dem Philister ehrfurchtlos das Allzumenschliche des großen Dichters verraten? Was man von ihm wissen muß, haben Georg Brandes und Henrik Jäger uns längst erzählt. Was er aussprechen wollte, steht in der Gesammtausgabe seiner Werke. Die kauft, die lest und lest wieder; und fragt nicht, warum der Schöpfer dieser Welt seine Pose und seine Tolle liebte, nicht immer aufrichtig war und manchmal den schlauen Zauberer spielte. Vielleicht fand er kein besseres Mittel, sein Innerstes zu wahren; war es sein ‚Arceo'. Drei Jahrzehnte nur Schimpf und Spott: ohne irgendeine Methode des Selbstschutzes ists nicht zu ertragen. Wagner lernte die Heilandsgrimasse; in Zola wuchs der Drang, außerhalb der Turnierschranken sich den unbestrittenen Weltruhm zu erfechten; Ibsen gewöhnte sich in kleinstädtische Magiermanier. Für alle Drei wäre das

Beste, wenn kein Brief, kein Gesprächsfetzen, kein polemisches Wort von ihnen erhalten wäre und nur ihr Werk für sie zeugte ... Ich habe so oft, als er in Skandinavien, Deutschland, Frankreich, England noch gehöhnt und gescholten wurde, über Ibsen gesprochen, daß ich Neues nicht mehr (oder: noch nicht) zu sagen vermöchte. Deshalb habe ich aus meinen Versuchen, Ibsens Wesen zu erfassen, den hier gewählt, von dem der Lebende ungefragt, aus eigenem Antrieb, mir schrieb, daß er auf dem Leidensbett ihm Freude bereitet habe. Noch ist die Distanz, ist das Bild unverändert.

*

Ehe der weiche Jüngling aus Nazareth, den der Täufer im kalten Jordanwasser gehärtet hatte, sich auf den Martyrweg machte, weilte er vierzig Tage und vierzig Nächte in einer Wüste. Er wollte mit sich allein sein, ganz einsam, um ungestört zurück und vorwärts zu schauen und in der stillsten Stunde den Stimmen zu lauschen, deren Lockruf ihn aus der Menschengemeinschaft riß. Er wollte erwägen, ob er ein willenloses Werkzeug Johannis werden oder sich selbst leben solle, aus eigener Kraft. Den felsigen Abhang, der im Westen das Tote Meer schließt, erklomm er, hauste dort unter dem spärlichen Wüstengetier und versagte dem Leib jegliche Nahrung. Das Fleischliche, Alles, was auf den Willen, den Macht und Wonne begehrenden, wirkt, sollte verkümmern, erlahmen; ungetrübt sollte das Licht reiner Erkenntnis den zu wandelnden Weg erhellen. Die Stätte war

für beschauliche Einkehr ins Innerste gut gewählt; keine einsamere gab es in der Judäerwelt. Doch das Volk raunte, sie sei von Dämonen bewohnt und dem dort Rastenden drohe Gefahr. Und wirklich: zu dem durch Fasten Geschwächten trat der Versucher. Er höhnte den Jüngling, der sich durch Gottes besondere Gnade geweiht wähne, und heischte von ihm Wunder, die übermenschliche Kraft dem Menschenauge beweisen könnten. In kluger Rede wehrte der Jüngling solche Zumutung ab. Da führte der Versucher ihn auf einen sehr hohen Berg, zeigte ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit und sprach zu ihm: „Das Alles will ich Dir geben, so Du niederfällst und mich anbetest.“ Der Jüngling aber sprach: „Hebe Dich weg von mir, Satan! Denn es stehet geschrieben: Du sollst Gott anbeten, Deinen Herrn, und ihm allein dienen.“ Dann stieg er herab von der Höhe, den Menschen Lehrer, Erlöser zu werden. Von Sansara, der Welt ewiger Wiedergeburten, des Gelüstens und Verlangens, der Sinnentäuschung und wandelbarer Formen, hatte er sich freiwillig geschieden, wie Alle es müssen, die aus dem Geist Großes schaffen wollen, und war in Nirwana ein frommer Bürger geworden, in dem windstillen Land, wo die sündigen Wünsche schweigen.

Auf dieses wundervolle, in der unerschöpflich reichen Welt des Veda erwachsene Symbol war der Blick des Dichters, der den Europäern im Norden lebte, seit seiner Jugend geheftet. Henrik Ibsen, der Nordgermane aus dem Lande der starrsten Staatskirche, der inbrünstigsten Ekstase, der zornigen Christen vom Schlage der Kierkegaard und Lammers, er-

wuchs im Haß aller Sinnenfreude. Nur im Bereich der Nazarenermoral, so lehrten ringsum Strenggläubige, gibt es des Strebens würdige Werte; nur die sittliche Schönheit ist wahrhaft schön. Der Knabe glaubte der Lehre; in dem Jüngling erwachte mit dem Geschlechtsleben der Zweifel. Ist wirklich Alles, was uns auf der Erde an Freuden erwächst, als Übel zu meiden? Leuchtet die Sonne uns nur, um zu Büßerzerknirschung in Sack und Asche zu mahnen? Ist der süße Duft erblühter Knospen eine Lockung des Bösen, die Vereinigung zweier heißen, langenden Körper ein Sündenfall? Und soll der Anblick der irdischen Pracht und Herrlichkeit den Menschen nur prüfen, den, wenn er von Glück und Glanz ein Stück an sich reißt, in einem Jenseits für solches Vermessen harte Strafen erwartet? Noch blieb es beim Zweifel. Der Jüngling war scheu, die ersten Eindrücke erkälteten ihn, dessen scharfes Auge früh schon unter die Oberfläche sah, und er traute sich selbst nicht genug, um an dem Heiligsten, das ihn gelehrt worden war, das Rütteln zu wagen. Erst der Mann hatte den Mut, zu dem Gott aufzuschauen, vor dem sein Volk kniete, erst der Mann konnte an das Heiligste kritisch sein Richtmaß legen. Ein schwächliches, auf krummen Wegen wandelndes Geschlecht sah er, das sich von Tag zu Tag kleine Vorteile erfeilschte, heuchlerische Kompromisse schloß und, wenn es zum Gebet die Hände faltete, nur daran dachte, sich schlau in den Himmel zu lügen. Wie mußte der Gott sein, der sich von solcher Menschheit täuschen ließ? Der Gott, den die Masse träumte,

war nicht der Gott starker Christen mehr. Mit schriller Stimme rief es der Dichter ins Land:

> Wie das Geschlecht, ergraut sein Gott.
> Als Greis mit dünnem Silberhaar:
> So stellt Ihr den Gottvater dar.
> Doch dieser Gott ist nicht der meine!
> Meiner ist Sturm, wo Wind der Deine,
> Ein Heldenjüngling, kühn und stark,
> Kein schwacher Alter ohne Mark!

Dieser junge Gott läßt sich in die alte, enge Kirche nicht bannen; für ihn reicht auch nicht der weitere Raum des modernen Kultgebäudes. Wer ihn fühlen, ihm nahkommen will, muß hinaus ins Freie, hinauf zu den Gipfeln, die in den Himmel ragen: dort wird in des Sturmes Brausen der Starke Starken sich offenbaren. Deshalb schleudert Brand, der aus der Staatskirche geschiedene Pfarrer, den Schlüssel zum Gotteshaus in den Fluß und macht sich mit den Tapfersten aus seiner Gemeinde auf den steilen Weg, dessen Mühsal sie stärken soll. Doch für den Leidensweg sind die Tapfersten noch nicht tapfer genug. Sie lechzen nach Freude: und auf der Höhe droben atmet sichs schwer; ihr Blick sucht Blumen: und findet nur Eisfelder; sie erhoffen der Mühe köstlichen Lohn: und der strenge Führer verspricht ihnen nur eine Dornenkrone. Da wendet ihr dumpfer Sinn sich zur Wut: mit Steinwürfen scheuchen sie den Mann fort, der sie aus behaglicher Niederung lockte, und kehren zurück, — ins Joch, in den Alltag, in Versorgung und Botmäßigkeit. Brand

bleibt allein; er blutet aus Wunden, die ihm der Aberglaube schlug, und kann keuchend erkennen, wie die Menge Erlösern lohnt. Zur Freiheit, zum Licht, zu eigenem, jungen Wollen hatte er die Gemeinde zu führen versucht: sie wollte weiterschlafen, den Willen nicht stählen, mit Erobererfaust nicht sich selbst eine Seligkeit schaffen. Wozu die Qual? Seligkeit war ja schon lange verheißen. Für Alle hatte ja Einer gelitten... Die alte Lehre hat den Willen gebrochen Brand schaut zurück, hinunter ins Tal der Willenlosen, das sich wie ein Totenland vor seinem Auge dehnt. Kein frisches, fröhliches Leben, kein blutroter Entschluß, nicht einmal eine rechtschaffene große Sünde, zu der immerhin Mut und Kraft gehört, nur kleinliche Krämersiege, kleinliche Spießbürgerschmach. Niemals dorthin zurück! Lieber den Tod auf eisiger Höhe als ein Scheinleben unter flüsternden, feilschenden Zwergen, denen der Wille zum Leben entfloh. Brand konnte seines Traumes Sinn nicht in die Herzen hämmern: so will er ihn leben, will lebend den Unbelehrbaren ein Beispiel geben. Tat so nicht auch der Galiläer? Nie hätte seine Lehre die Welt gewonnen, hätte er sie nicht mit dem Blut seines Lebens gedüngt. Dem Solches Sinnenden naht, wie seinem Vorbilde, der Versucher und zeigt ihm der bürgerlichen Bescheidung beglückende Seligkeit, zeigt ihm, daß nur der Wünsche überspannter Bogen dem Himmelstürmer bisher Wunden schuf und daß dem Gehetzten, wenn er an die Menschen und an sich selbst den Anspruch mindert, in der Begrenztheit noch liebliche Freuden erblühen können. Um-

sonst: über den stählernen Willen des Freien hat der Versucher keine Gewalt. Nur eine Wahnsinnige glaubt noch an ihn; dennoch: Brands Wille erlahmt, Brands Fuß strauchelt nicht. Er sucht die Sonne, sucht den Gott, vor dem er knien, zu dem er beten kann. Eine Lawine begräbt ihn. Und über das schneeweiße Grab des Verstiegenen hin hallt die Stimme des deus caritatis, der dem in des Strebens schwerster Mühe Gefallenen weit des Vaterhauses Tore auftut.

Brand ist nicht das einzige Geschöpf, dem in Ibsens Weltreich der Versucher naht. Der Römerkaiser Julian und der Rheder Bernik, Jarl Skule und Pastor Manders, Rosmer, Solneß und Allmers, Frau Helene Alving und Frau Hedda Gabler, die kleine Hedwig Ekdal und die kleine Hilde Wangel: Alle versuchte der Böse; und sogar der kühlen Frau vom Meere trat ihr Traum in greifbarer Gestalt einst entgegen und lockte und zog ins Uferlose, in das nimmer ruhende Element, das nur der Kraft und dem Willen gehorcht. Manche folgten dem Verführer und erlitten das Los vermessener Menschheit. Manche verstopften dem Lockruf das Ohr, krochen ins Pflichtengehäuse zurück und verkümmerten da, wie in der Dachkammer des Photographen Ekdal die lahmgeschossene Wildente. Aus Keinem wurde was Rechtes. Alle suchten mit sehnendem Herzen die Lebensfreudigkeit, die der arme, vom Vatererbe vergiftete Oswald Alving auf seine Leinwand zaubern möchte. Alle aber standen im Bann einer Weltanschauung, die den Geist adelt, doch glücklos macht, Alle

mußten, um ein Bißchen Sonne zu haschen, zu betäubenden, tötenden Apothekermitteln greifen. Ein dunkles Land, ein Land ohne Verheißung; und eine Menschheit, der das Christengesetz den Mut zu heidnischer Froheit und Sinnenlust nahm, eine Menschheit, der gleich, von der Nietzsche sprach: „In diesem Hin und Her zwischen Christlich und Antik, zwischen verschüchterter oder lügnerischer Christlichkeit der Sitte und ebenfalls mutlosem und befangenem Antikisiren lebt der moderne Mensch und befindet sich schlecht dabei; die vererbte Furcht vor dem Natürlichen und wieder der erneute Anreiz dieses Natürlichen, die Begierde, irgendwo einen Halt zu haben, die Ohnmacht seines Erkennens, das zwischen dem Guten und dem Besseren hin und her taumelt: alles Dies erzeugt eine Friedlosigkeit, eine Verworrenheit in der modernen Seele, die sie verurteilt, unfruchtbar und freudelos zu sein.“ Ist es im Lande dieser Menschheit, wo jeder Brecher alter Tafeln als Verbrecher gilt, nicht, trotz allem Lärm der Alltagsbetriebsamkeit, so still wie im Totenreich? Lebt sie denn überhaupt, kann sie ohne den Willen zu eigenem Daseinsrecht und eigener Daseinsfreude leben und ist sie nicht nur der Schatten eines entschwundenen Totengewimmels? Die jung scheinende Europa keucht unter der Leichenlast, die sie von Asien her auf ihrem Rücken mitschleppt; ihre Kinder sehen am hellen Tag wie Gespenster aus; und als der Kaiser Apostata, der sein Drittes Reich, das Reich froher und schöner Wahrhaftigkeit, nicht schauen sollte, in Ibsens weltgeschichtlichem Galiläerdrama verröchelt hat,

kann seine christliche Pflegerin mit Recht von lebenden Toten und toten Lebenden sprechen.

Der Dichter wurde älter. Er hatte im Orient und im europäischen Süden reicheres, wärmeres Leben kennen gelernt und kehrte mit schwerem Greisenschritt nun in die nordische Heimat zurück. Das Bild des Versuchers hatte ihn auch in des „Sonnenstrands südlicher Pracht“ nicht verlassen und geleitete ihn nordwärts nun, zu des Schneelandes Hütten. Doch auch den Weltruhm brachte der Dichter heim; und er, den, wie Brand, Steinwürfe aus dem Vaterland gescheucht hatten, sah sich von einem dankbaren Volke jetzt plötzlich wie einen Helden gefeiert. Wie einen Helden? Der Vergleich paßte wohl nicht. Ein Held wirkt doch auf sein Volk, erkämpft seinem Volk neuen Besitz oder stärkt ihm wenigstens den Willen zu fördernder Schöpfertat. Der Dichter sah um sich. Was hatte er gewirkt? Nichts; oder doch nichts Gutes, nichts ihm jetzt noch wünschenswert Scheinendes. Das große Richtmaß eines sittlichen Ideals, in das er früher die Menschen aufzurecken sich mühte, hatte er längst, weil er die Unnützlichkeit und die Lebensgefahr der Prokrustesarbeit erkannte, in den Kasten gelegt. Längst auch hatte er eingesehen, daß man mit dem Puritanerpathos, mit dem Predigen einer Wahrheit, die Allen wahr sein soll, heutzutage nicht weit kommt und daß es besser ist, dem Durchschnittsgekribbel die Lebenslüge zu lassen, das anregende Prinzip, die Fontanelle, die der Arzt dem Kranken in den Nacken setzt. Der Stamm der Peer Gynt stirbt nicht aus;

und ist es gerecht, ists gütig, diesem Stamm Alles zu nehmen, was er zum Leben braucht? Das hatte Ibsen, der Mann wie der Jüngling, getan. Er hatte den Schlüssel zur Kirchentür ins Wasser geworfen, den Gespensterglauben der Urväterzeit aus der Scholle gejätet, alle Konventionen und Kompromisse, die geheiligtesten sogar, als Trugwerk und Heuchlergetriebe enthüllt, alle Leuchtfeuer gelöscht, die in sternloser Nacht bisher den sichere Fahrstraßen Suchenden die Richtung wiesen. War er nicht selbst ein Versucher gewesen, einer, der die Menschheit lockte, höher zu fliegen, als der Flügel Kraft sie zu tragen vermochte? Frohe Adelsmenschen wollte er schaffen, Männer von Mut und Mark, stolz sich schenkende und frei in der Hingebung das Menschenrecht wahrende Frauen, ein reinliches, vornehmes, neuer Schönheit lebendes Volk. Und was sah er nun? Ihren Dichter umdrängten jubelnd die Entpflichteten, die männischen, auf ihre Unfruchtbarkeit eitlen Weiber, und die der Puppenstubenpflicht noch nicht Entlaufenen, die als arme Opfer ihre Ketten zur Schau stellten und mit anklagendem Finger die sündigen Männer dem Richter bezeichneten. Wo waren die Mütter des starken Sonnengeschlechtes? Und wo die Väter? Herr Stockmann war noch immer Bürgermeister, Herr Kroll noch immer Rektor; Berniks und Werles leiteten die großen Handelshäuser, Sternsgaards und Helmers plaidirten vor Gericht, auf der Kanzel stand im günstigsten Fall ein schwächlicher Manders und die Oeffentliche Meinung wurde vom Buchdrucker Aslaksen, von Peder Mortensgord und deren Miet-

lingen morgens und abends ins Haus geliefert. Noch immer auch bildete man, wo eines kräftigen, zu Opfern bereiten Mannes Tat allein nützen konnte, einen Verein, eine Kommission, einen Bund. Der „große Krumme", der Ewig-Biegsame hatte das Feld behauptet. Und die revolutionär gestimmte Jugend verschrie den alten Dichter als einen Heuchler, der gern große Worte mache, im Grunde aber ein rechter Philister sei. Das also war der Ertrag eines langen Lebens! . . . Eines Lebens? Ach: der Dichter hatte seine Lehre ja nicht gelebt, hatte sie aus dem Bereich der Vorstellung nicht in den des Willens gerückt. Schon früher hatte er die Landsleute gefragt: „Wo ist unter uns der Mann, der nicht zuweilen einen Gegensatz zwischen Wort und Handlung, zwischen Willen und Aufgabe, zwischen Lehre und Leben in sich gefühlt und erkannt hat?" Jetzt ließ er Solneß sagen: „Wenn ich zurückblicke: eigentlich habe ich nichts gebaut und auch nichts geopfert, um zum Bauen zu kommen. Das ist der ganze Abschluß." Und in dem Gedicht von dem Baumeister, den der Schwindel von der Turmspitze des selbstgebauten Hauses stürzt, gab er uns die Tragoedie von dem Dichter, der die Höhe der selbst verkündeten Weltanschauung nicht erklimmen kann.

Diesem Werk, das allein schon genügen würde, um zu zeigen, wie töricht, wie gewissenlos es war, dem Namen Henriks Ibsen den irgendeines anderen Lebenden als eines Gleichen zu gesellen, folgte das Abendmärchen vom kleinen Eyolf. Flüchtig Hinblickenden mochte es damals scheinen,

als wehe vom Eispalast des Magus aus Norden endlich die Friedensfahne, als wolle der einst Unerbittliche kapituliren und die müden Greisenglieder in den modischen Mitleidenskult retten. Wer genauer hinsah und nicht vergaß, daß Ibsens Lebenslügner nach ihrem Handeln, nicht nach ihrem Sprechen beurteilt werden müssen, Der merkte bald, daß an eine Kapitulation hier nicht zu denken war. Der Dichter zeigte ein unseliges Paar, dem zu froher, nach keiner Rücksicht fragender Selbstsucht und zu frei gewähltem Dienst der Gattung die Kraft und der feste, an kein altes Empfinden gebundene Glaube fehlt und dem als letzter Trost nichts bleibt als der Versuch, in mitleidigem Dämmern die Gewissensangst einzuwiegen und am Thron des lange vergessenen Gottes wieder um Gnade zu winseln. Das, schien der Schöpfer dieser halbdunklen Welt zu rufen, ist Alles, was Ihr im Willen Morschen, zu fruchtbarem Handeln Untüchtigen noch könnt. Und es war, als hörte man von den Firnen her Zarathustras heiliges Lachen, als spräche der graue Bergsteiger droben zu Königen oder zu Knechten: „Wo geschehen größere Torheiten als bei den Mitleidigen?“

Dorthinauf ging nun der Weg. Wars nicht Jean Paul, der gesagt hat: „Man klettert den grünen Berg des Lebens hinauf, um oben auf dem Eisberg zu sterben“? So erging es John Gabriel Borkman. Auf einer hohen, ausgereuteten Waldstelle stirbt er, im Schnee, unter einer abgestorbenen Fichte. Auch er war längst abgestorben. Ein Toter bist Du, hatte seine Frau ihm gesagt; liege ruhig in Deinem Grabe und laß Dir

nichts mehr vom Leben träumen. Und diese Frau, die ihn, so hart und herzlos sie scheint, am Meisten liebt und am Besten kennt, weiß auch gleich, woran er starb: „Er vertrug die frische Luft nicht!“ Ein Bergmannssohn, den der Vater oft mit in die Grube nahm, wo das Erz vor Freude singt, wenn es die Hammerschläge der Häuer befreien. Unter Tag erwacht seine Phantasie zu fieberhaft nächtigem Leben. Wer das Erz in Massen hinaufördern, es den Menschen dienstbar machen, durch große Unternehmungen weithin Wohlstand schaffen könnte! Das wäre das Reich, die Macht und die Herrlichkeit. Ein Imperatorentraum, der Traum eines in die Welt der Großindustrie hineingeborenen Bonaparte. Doch ein Bonaparte, den man in seiner ersten Schlacht zum Krüppel geschossen hätte, wäre nie der Weltherrscher Napoleon geworden. Das war John Gabriels tragikomisches Los. Dieser Lesseps, in dem ein Lyriker schläft, lebt in einer Welt, wo nicht der Wille, wo die Vorstellung regirt. In seiner Vision wähnt er sich einen Menschenbeglücker, dem der erhabene Zweck jedes Mittel heiligen müsse: und im Grunde sucht er doch nichts als Macht, als Herrschaft, als Stillung ehrgeiziger Lust. Zweimal naht ihm der Versucher, zweimal erliegt der ins Ungemeine strebende Phantast der Lockung. Er läßt das Mädchen, das ihm lieb ist, weil es von einem Anderen begehrt wird; von Einem, der dem Kletternden Stab und Stütze sein kann. Umsonst: die Verlassene weigert dem Werber ihre Hand und der Verschmähte wittert hinter den Weigerungen den früheren Freund, dem

er dafür Rache schwört. Und als John Gabriel an der Spitze der großen, von ihm gegründeten Bank steht, als er das Land mit Fabriken besäen, die „Leben heischenden Werte“ erlösen, goldene Schätze ernten will und ihn zum Düngen die Mittel fehlen, da greift er nach den ihm anvertrauten Depots. Warum nicht? Er wird, muß ja siegen; in acht Wochen, acht Tagen vielleicht ist der Betrag wieder gedeckt und kein Mensch erfährt von der Sache. Abermals umsonst: die Behörden räumen einem Industriekapitän nicht das Herrenrecht ein, das sie an Königen und Kaisern in der Geschichte bewundern, und John Gabriel, den man gestern noch wie einen Monarchen ehrte, wird wie ein gemeiner Gauner ins Zuchthaus gesperrt... In der Zelle und später, als er, ein einsamer, gemiedener Mann, in einem verblichenen Prunksaal das visionäre Traumleben fortführt, nimmt er seinen Prozeß wieder auf. Er tat, was er tun durfte, mußte, was dem Gemeinwohl dienen sollte: er spricht sich frei. Doch nicht ganz. Mit neuem Auge blickt er auf die alte Handlung zurück und findet, nur gegen Einen habe er sich vergangen: gegen sich selbst. Er durfte sich von Unbill und Schande nicht beugen lassen, mußte, sobald er die Kerkermauer hinter sich hatte, hinaus in die Wirklichkeit, ins sprossende, wimmelnde Leben, wo es für einen Starken immer genug zu schaffen gibt. Der Arme, von Illusionen Genarrte! Er kann die frische Luft ja nicht vertragen. So lange er im Reich seiner Vorstellung lebt, sich im fahlen Prunksaal die danse macabre vorspielen läßt und einen Menschen hat, der an ihn zu glauben scheint:

so lange kann er sich für ein Opfer neidischer Philistermoral halten, die dem Genie immer Fallstricke legt, kann er, der nur in Gefühlen und Visionen schwelgt, sich einen nüchternen Rechner nennen und auf eine „Stunde der Genugtuung“ hoffen, die ihm neuen Glanz, neue Ehre bringen wird. In der rauhen Wirklichkeit welkt die im Treibhaus des Wahnes bei künstlicher Hitze hochgezärtelte Blütenpracht bald. John Gabriel wollte nie die Wirklichkeit sehen; und als er zum ersten Mal aus seiner Stubenluft wieder ins Freie tritt, umkrallt ihn im verschneiten Hochwald die kalte Erzhand des Todes. Kühn war er, keck den grünen Berg des Lebens hinaufgeklettert und mußte auf einem Eisberg nun sterben!

Ein Übermensch? Nein: ein in den Selbsttäuschungen und Lebenslügen der unternehmenden Bourgeoisie erwachsener Phantast, in dem die Vorstellung hemmunglos schaltet und der zu keiner starken, fruchtbaren Tat die Willenskraft hat, auch zum Verbrechen nicht, das er scheu nur, mit schwindligem Gewissen begehen kann. Und um ihn lauter alte, längst abgestorbene Menschen voll gespenstischer Wahngebilde. Zwei Frauen. Die eine lebt dem Phantom einer Ehre, die man nicht selbst sich geben, die man nur von der richtenden Gesellschaft empfangen kann; die andere dem Phantom einer Liebe, der man Alles, Streben, Schaffenslust, Drang nach Erkenntnis, opfern muß und die über Leben und Sterben entscheidet; wenn für kurze Sekunden die Nebel des Wahnes zerflattern, sieht man, daß Beide nur einen Stützpunkt suchen, ein Wesen, das ihnen allein gehört, ihrer

inneren Leere den Trost einer Glücksvorstellung gibt. Diesen grauen Schwestern gesellt sich ein altes Kind, ein Kanzleischreiber, der sich im Leben nicht zurecht finden kann und sich von Borkman ausplündern und mißhandeln läßt, weil der Depotdieb ihn in seinem Dichterwahn bestärkt. Lauter verpfuschtes Volk, das nicht zu behaglicher Ruhe kommt, weil es zwischen Verlangen und Kraft die Kluft nicht ausfüllen kann. Borkmans Sohn, des Kanzlisten Tochter und Frau Wilton können es; sie fragen nach keines Anderen Wohl oder Weh, fragen, ohne Träumerei und Gefühlsüberschwang, nur nach dem eigenen Vorteil, gehen frisch und frech auf ihr Ziel los und werdens erreichen, — mag auch der weich gepolsterte Schlitten, in dem sie sitzen, Den oder Jenen aus der Verwandtschaft überfahren. Nur solche Sicherheit, die nichts von dem Kampf zweier Seelen in einer Brust weiß, erhascht auf der wilden Lebensjagd das Glück. Schon zum Pfarrer Rosmer ließ Ibsen dessen Lehrer Brendel, einen nicht mehr zahlungfähigen Idealisten, sprechen: „Peder Mortensgord will niemals mehr, als er kann. Peder Mortensgord ist im Stande, das Leben ohne Ideale zu leben. Und Das ist das große Geheimnis des Handelns und des Siegens. Das ist die Summe aller Weisheit dieser Welt. Basta!“

... Der Baumeister Solneß war Versuchter und Versucher zugleich. Er hatte einem kleinen Mädchen ein Märchenkönigreich versprochen, hatte mit der Verheißung eines Wunderbaren die zur Weibheit erwachende Phantasie verstört

und mußte, als die Jungfrau Erfüllung forderte, sich zur Leistung unfähig erklären. Darin gleicht ihm — und nicht darin allein — der Bildhauer Rubek, der arme Held in Ibsens letztem Drama „Wenn wir Toten erwachen“. Auch er hat, zwei Frauen sogar, versprochen, sie, wie Satanas einst den Jüngling aus Galiläa, auf einen hohen Berg zu führen und ihnen alle Herrlichkeiten der Welt zu zeigen; und auch er konnte sein Wort nicht halten, weil er im Höhenklima nicht zu atmen vermag. Er erklimmt den Gipfel, aber er stirbt an der Mühe des steilen Weges, wie Solneß, wie Borkman und Brand. Alle rafft der Tod von der Höhe, die ihr Vorstellungvermögen erreichen, auf der ihr Wille sich nicht behaupten kann. Immer, mit Greisenzähigkeit, kehrte der Dichter zu diesem Symbol zurück. Dachte er an den Gläfiswall, auf dem, nach der nordgermanischen Sage, Brünnhilde schläft, an den Glasberg der Mythen, wo, wie auf dem güldenen Berg der uralten Inderlegende, den Toten sich paradiesische Seligkeit erschließt? Vielleicht. In seinem letzten Gedicht hob er den letzten Schleier; sagte er ganz deutlich, sein Berg rage aus einem Totenlande zum Himmel auf.

Ein Totenland. Nicht Boecklins Insel, deren ruhige Majestät Riesenpinien beschatten, um deren starre Felswand ein Hauch frommer Heldenschönheit weht und deren Ferge die Leblosen so liebreich, mit sanftem Ruderschlag, zur letzten Stätte geleitet. Ein Land unruhvoller Schattengeschäftigkeit, ein Land ohne einheitliche Kultur, wo die Leute leere Worte in die früh sinkende Nacht hineinflüstern. Hier ist Rubek

erwachsen, hier hat er, als Bildhauer, die Schönheit gesucht, leidenschaftlich, fast schon verzweifelnd, wie ein Fiebernder den beschwichtigenden Trank, ein Verdammter das entschwundene Eden sucht. Endlich fand er sie. Aus dem harten Stein wollte er ein junges Weib gestalten, eine Erwachende, vom Tod Auferstehende, in deren Antlitz und Haltung ein neues Geschlecht das Ideal neuer, vergeistigter Griechenschönheit erblicken sollte. Er trug das Ideal in sich; aber so jung er war: das Vertrauen fehlte, es selbst zu gestalten, aus eigener Kraft. Da traf er eine Jungfrau, die aus dem Hellenenland gen Norden gesandt schien, vom Scheitel zur Sohle ein Wundergeschöpf aphrodisischer Wonne. Sie heißt Irene; und wie Eirene, die römische Pax, wird sie ihm zum wandelnden Sinnbild beglückenden Friedens. Der Werber wird erhört: das Mädchen läßt Familie und Heimat und folgt dem Künstler, dem Mann. Eigentlich wohl nur dem Mann; den Künstler nimmt sie nur so mit in den Kauf. Ihr ists natürlichste Pflicht, ihm auch mit ihrem Leibe zu dienen, hüllenlos ihm Alles zu geben, was er zu seinem Werk brauchen kann. Er hängt ja so sehr an diesem Werk, erwartet so viel davon; gut also, daß sie ihm als Modell dabei zu helfen vermag. Doch nicht minder natürlich dünkt es sie, daß sie nach der Arbeit in seinem Arm ruhen wird. Wie hätte er sonst um sie geworben, hätte er ihr versprochen, sie auf einen hohen Berg zu führen und ihr alle Herrlichkeiten der Welt zu zeigen? Alle Herrlichkeiten der Welt sieht ein schwärmendes Mädchen nur in erwiderter Liebe. Sie gab ihm den

Leib, den nur Einer sehen darf: im Kuß wird er das frohe Opfer belohnen. Sie wartet, in zitternder, hoffender Angst. Ihm aber zuckt kaum die Wimper; er sieht nicht das Weib, sieht nur das Modell, denkt nicht an verliebtes Getändel, sondern nur an das Werk, das ihm Ruhm bringen soll. Er will zeigen, wie das Weib, das der Natur näher ist als der von Berufssorgen, von der leidigen Staatsbürgerlichkeit verkünstelte Mann, sich aus den Banden gespenstischer Wahnvorstellungen löst und zu freiem persönlichen Leben erwacht, wie es aus einer Gehilfin und Gebärerin ein Mensch, ein selbst sein Geschick bestimmender, wird. Was in Herz und Sinn des Modells vorgeht, kümmert ihn nicht; ihm liegt nur an der mimischen Spiegelung der Gefühle, denen er den Ausdruck sucht; und wenn er begeistert von den Herrlichkeiten der Welt spricht, tut ers, um für den kalten Stein einen heißen Strahl brünstigen Glückes zu haschen. So würde ein Dichter tun, der seinem Ideal den Körper sucht und nicht danach fragt, was aus Denen wird, die dieses Ideal nun auch leben wollen. Irene wird des Wartens müde. Sie hat vor diesem Manne gekniet, hat ihn angebetet wie einen Gott, — und er ist nur ein Künstler, der seiner Phantasie Stützpunkte finden will; er prüft, mißt, vergleicht und schürt die Glut, die nicht in seliger Umarmung gesänftigt werden, die nur sein verglimmendes Schöpferfeuer aufs Neue anfachen soll. Die an ihrer Jungfräulichkeit Leidende lernt das Werk hassen, das ihr den Mann stiehlt. Und als es vollendet steht und Rubek ihr für die glückliche „Episode“ dankt, die ihre Hilfe ihn erleben

ließ, trennt sie ihr Schicksal von dem seinen. Stunden, Tage lang stand sie nackt vor dem Mann, dem sie freudig Alles gab, was ein junges Weib geben kann, — und ihm war sie nur eine schöne Episode, ein Modell, ein stimulirendes Mittel. Sie verschwindet. Und Rubek bleibt allein.

Er ist nicht mehr gewöhnt, allein zu sein. Des Mädchens Verlangen hatte er gefühlt; aber da war ihm seine Griechin wie der Versucher erschienen, der den zu unerstiegenen Höhen Emporstrebenden in dumpfe Niederung ziehen will. Was sollte ihm ein Weib oder gar ein Kind, wie Irene es wünschte? Hätte er in der seligsten Stunde anderer Väter nicht mit Buddha sprechen müssen: „Ein Kind ist mir geboren, eine Fessel ist mir geschmiedet"? Er wollte sein Werk; und die Schöpferwehen durfte keine Regung gemeiner Brunst entweihen. Nun ist das Werk vollendet; wo aber blieb das Ideal? Es scheint mit Irene entflohen! Das Ideal! Gibt es überhaupt ein Ideal, das Allen ein Vorbild, ein Leuchtfeuer in sternloser Nacht sein kann? So wenig wie eine Wahrheit, die Allen wahr ist. Der Bildner sah auf sein Werk und fand es klein; vielleicht auch unmodern. Ein reines Mädchen, das nichts erlebt, nichts erlitten hat, sollte einer Menschheit den Auferstehungtag bedeuten? Eine fast kindliche Vorstellung. Rubek war in die Jahre gekommen, wo man die Ideale in den Silberschrank sperrt, weil sie für den Alltag doch nicht zu brauchen sind. Schmählich vertaner Aufwand schien es ihm jetzt, den Menschen zu sagen, wie sie sein sollen; viel besser, viel weltklüger ists, ihnen zu

zeigen, wie sie sind. Der vom Glauben Verlassene machte sich an die Arbeit. Der Sockel wurde breiter: er sollte die berstende Erdrinde darstellen, aus deren Furchen eine wimmelnde Menschheit ans Licht drängt, eine Menschheit, unter deren Kulturfirniß der schärfer Blickende bald die Tierfratzen erkennt. Die Statue des jungen Weibes wurde in den Hintergrund geschoben, ihr sieghaftes Lächeln in wehe Resignation umgewandelt. Und vorn, an einer Quelle, deren Gerinn ihm die Hand kühlen und reinigen soll, sitzt der Bildner selbst, ein Verzweifelter, dem der feste Glaube an das entflohene Ideal nie wiederkehrt. Das ist nun Rubeks Auferstehungtag. So sieht der Mann, der ein spiritualisirtes Hellenentum träumte, jetzt, nach aller Pein vorwärtsgepeitschter Mühens, das Leben und Streben der Menschheit.

Die Gruppe gefällt und bringt ihrem Schöpfer den Weltruhm. Auch das Glück? ... Wer so den Auferstehungtag sieht, kann hienieden nicht glücklich sein.

Rubek hatte in seiner glorreichen Einsamkeit gefroren. Seine ästhetische Weltbetrachtung hat ihm mählich den Willen, die Kraft zu derbem Genießen und frischem Wagen gelähmt. Nun sehnt er sich nach Schönheit; ist sie nicht, nach dem Wort des feinen Artisten Stendhal, une promesse de bonheur? Bei armen Leuten beschwatzt er ein blutjunges, munteres Mädel, verspricht ihm, wie der Ersten, alle Herrlichkeiten der Welt und trägt es heim in den glitzernden Käfig. Denn jetzt ist er reich, Männlein und Weiblein wollen von ihm modellirt sein und er kann einer Frau Etwas bieten. Seiner

Frau aber genügt auf die Dauer das Gebotene nicht. Sie heißt Maja, wie die römische Isis und die verschleierte Truggöttin der Inder; und von Beiden hat ihre Weiblichkeit geerbt. Sie möchte Mutter sein, Kinder und einen Mann für sich allein haben; und muß unter Qualen merken, daß in dem Künstler des Mannes zu wenig ist. Sie lebt nur in Sansara, dem Lande des Scheins und des Verlangens, und sieht sich einem vom Erkenntnisdrang Beherrschten gesellt, den der Schleier der Maja nicht mehr täuscht. Auch Rubek findet in der Ehe nicht das erhoffte Spätsommerglück; neben dieser Frau mit ihren animalisch gesunden Trieben wachsen ihm keine neuen Schwingen. In der Gemeinschaft mit ihr konnte er die alte Gruppe, das Steinbild des Erdenjammers, vollenden; zu neuem Schöpfermut kann sie ihn nicht beflügeln. Beiden blieb der Bund fruchtlos. So tun sie denn, was Eheleute, wenn sie sich zu Haus langweilen, immer tun: sie gehen auf die Reise.

Doch in der Heimat wird Rubeks Sinn nur noch düsterer. Hier schritt er gottähnlich einst einher; hier schwirrt er nun, wie ein Raubvogel im Käfig, von Winkel zu Winkel. Keine Stimmung zur Arbeit. Seit die Menge in seiner großen Gruppe lauter Dinge gesehen hat, die er gar nicht hineinlegen wollte, seinen wirklichen Gedanken aber nicht begriff, mag er überhaupt nicht mehr arbeiten; wozu, für so groben, anmaßenden Mißverstand? Sein einziges Vergnügen ist jetzt, diese hochwohllöbliche „ganze Welt“ zu foppen. Die Leute wollen Portraitbüsten? Gut: die sollen sie haben und gar

nicht merken, wie ähnlich sie da den uns vertrautesten Tiertypen sind. Pferde, Esel, Ochsen, Hunde und Schweine; ein Bißchen entwickelt durch Selektion und ans Menschenreich akklimatisirt, aber eben auch nur ein Bißchen. Und diese „hinterlistigen Kunstwerke“ werden mit Gold aufgewogen! Rubek freut sich darüber wie ein mittelalterlicher Mönch, der eine steinerne Zote in eine Domecke geschmuggelt hat. Sonst aber ist er trüb, schläft schlecht und sehnt doch die Nacht herbei, weil die Tage so lang und so leer sind. Und in einer schlaflosen Nacht erscheint ihm zum ersten Male wieder das Ideal seiner Jugend; und bald tritt es ihm auch im hellen Licht des Tages entgegen.

Es sieht anders aus als in der fröhlich-seligen Auferstehungzeit; muß anders aussehen, weil sich des Betrachters Auge gewandelt hat. In der Welt ängstlicher Gewissensbedenken wirkt unbedacht verlangende Heidenschönheit wie eine Ausgeburt entarteter Phantasie. Und Irene tritt in eine Krankenwelt, unter matte, gebrochene Menschen, die sich vom Badearzt ausflicken lassen wollen. Wie würde es Aphrodite ergehen, wenn sie aus ihrem heiteren Tempel in ein christliches Hospiz für seelisch und leiblich Verkrüppelte geriete? Sie würde für toll gehalten, für eine von allen guten Geistern der Scham und Sitte verlassene Metze, die man knebeln muß und, wenn sie gebändigt ist, nur unter Bewachung ausgehen lassen darf, weil sie sonst Unheil anrichten könnte. So ward auch an Irene getan. Das arme Ideal ist schändlich mißhandelt worden. Auf schmierige

Bretterbühnen wurde es geschleift und mußte als „Lebendes Bild“ die gemeine Banausengier des gaffenden Pöbels kitzeln; von Männern, die nicht heiligende Berührung der Schönheit, sondern nur Brunststillung suchten, sollte es sich auf unsauberen Kissen umklammern lassen; und endlich kamen die Frommen, machten der Unzucht ein Ende und stellten, nach gründlicher psychiatrischer Behandlung, die zerzauste Schönheit unter die Obhut einer Diakonissin, die sie nicht aus den Augen lassen darf. Solches Erleben hinterläßt seine Spur. Noch immer ist Irene ein Wille, aber einer, der sich der Herrschaft des Intellektes völlig entzogen hat und nun blind, einer ungestüm zerstörenden Naturkraft gleich, Alles, was ihn auf seinem triebhaft gewählten Weg hemmen könnte, zu vernichten strebt. Es ist die mania sine delirio, von der Schopenhauer, Ibsens Lehrmeister, sagt: „Der so losgelassene Wille gleicht dann dem Strom, der den Damm durchbrochen, dem Roß, das den Reiter abgeworfen hat, der Uhr, aus der die hemmenden Schrauben herausgenommen sind.“ Um konventionelle Beziehungen hat Irene sich auch früher nicht gekümmert, so wenig wie Hilde Wangel und der fischäugige Versucher der Frau vom Meere, und es ist nur natürlich, daß Rubeks Ehe für sie nicht besteht. Jetzt aber ist ihr jede reflektive Erkenntnis geschwunden und nur die intuitive geblieben. Sie kann, was sie sieht, begreifen; Vergangenes aber und Zukünftiges umschleiert ihr dichter Nebel. Sie fühlt sich erniedert durch den Kuß schmatzender Lippen, dem sie sich doch entrang. Die Statue, zu der sie den Leib lieh, wird

ihr zu einem Kinde, das sie Rubek gebar und das der unzärtliche Vater nun grausam verunstaltet hat. Sie glaubt, dieses Kind immer geliebt und nur den Künstler gehaßt zu haben, der nicht Vater sein wollte. Jedes ihr unhold klingende Wort will sie mit einem Stich ihres dünnen Messerchens strafen. Sie, sie ganz allein hat für das Marmorbild Alles getan, ihm Leib und Seele geopfert, und weil er sie von sich ließ, kann dem Bildhauer nie mehr ein großes Werk gelingen. Und so mächtig ist die suggestive Kraft solcher Willenshysterie, daß Rubek wirklich glaubt, der Jugendgehilfin danke er Alles und ohne sie sei er zu friedloser, freudloser Stümperschwäche verdammt.

Und ist es im Grunde nicht so? Kann Einem, der den eigensinnigen Glauben an sein Ideal, an die Bedeutung seiner Aufgabe verlor und der nur die Tierheit satirisch nachbilden mag, noch Großes gelingen?

Rubek möchte die Wiedergefundene halten. Frau Maja? Die würde sich nicht lange bitten lassen. Sie hat den Ästheten gründlich satt, der sie von oben herab behandelt und ihr jeden Tag sagt, daß sie nicht zu ihm passe. Früher hat er ihr von seinen Menschenbefreierplänen erzählt; nun möchte sie auch frei sein, frei wie ein Vogel, frei wie Nora, der gepeinigte Singvogel, der aus dem Bauer schlüpft. Und außerdem: unter die Kranken ist ein Scheingesunder getreten, ein derber Jäger und Kraftrenommist, der im Essen und Trinken Übermenschliches leistet und allerliebst sentimental wird, wenn er erzählt, wie eine kleine Kröte ihm Hörner auf-

gesetzt hat. Dabei gibt er sich für einen großen Schürzenräuber aus und macht der in einer schlechten Ehe Entpflichteten ganz frech den Hof. In dem Kerl steckt Willenskraft; er ist kein nervöser Künstler; mit Dem muß sichs leben lassen. Ist Frau Fauna nicht eine Base der römischen Maja? Frau Fauna sehnt sich nach ihrem Faun. Der Bärenjäger hat gewiß einen zottigen Leib. Und als er mit verheißendem Grinsen winkt, klettert sie mit ihm in die Berge. Der Herr Gemahl hat nichts dagegen.

Oben, bei einem Hochgebirgssanatorium, wo die Siechen sich reine Luft in die Lungen pumpen, treffen sich die beiden Paare. Der Ehering springt entzwei und die Freude ist groß, daß man sich nun wieder frei regen kann. Maja läuft zu ihrem Bärentöter. Und Rubek will, statt sich noch länger in einer naßkalten Höhle mit Thonklumpen und Steinblöcken zu plagen, sein Leben künftig zu einem schönen, sonnenhaften Kunstwerk gestalten. Er will; aber sein Wille ist flügellahm und er bleibt immer nur seines Glückes Dichter: er kann es träumen, nicht schaffen. Dichter: so nennt ihn Irene und legt in das Wort die selbe Verachtung, mit der Borkman von des alten Kanzleisinnirers Dichtergeschwätz sprach. Der Dichter entmannte sich selbst; Weh dem Weib, das Leib und Glut einem Dichter gab und nicht tausendmal lieber einem tüchtigen Mann gesunde Kinder gebar! Was kann solchem Weib das verlorene Leben noch bieten? Nicht mehr als flüchtigen Rausch, wie die Braut von Korinth ihn in der Kammer des Liebsten fand. Der alte Dichter kann

mit seinem Ideal spielen, kann sich ihm in klarer Sommernacht auf einem Hochwaldgipfel symbolisch vermählen; aber zu befreiender, beglückender Tat rüstet sich nimmer sein Wille. Eine steinerne Auferstehung konnte er wirken: am Nächsten und an sich selbst gelingt ihm das Wunder der Auferstehung nicht. Er hat sein Leben verscherzt, sein Glück seiner Aufgabe, die Willenskraft dem Erkenntnistrieb geopfert. Und auch die stolzeste Verkörperung seiner verwegensten Wünsche ist nun zerbrochen, mürb und müde von der Wanderung durch eine feindliche Welt; hinter ihr schleicht unhörbar die Diakonissin mit dem stechenden Blick, die ihr schon das Wort und den Begriff Sünde angewöhnt hat und ins hellste Sonnenlicht einen schwarzen Schatten wirft. Irene mag den Freund höher und höher locken: auf der Spitze des grünen Berges erstarrt ihr Fuß in körnigem Eis und nicht der Mann, nicht die Frau hat noch den heißen Atem, der den Gletschernebel erwärmen könnte. Frau Maja findet mit ihrem Jägersmann vom Fels zur rechten Zeit den rettenden Pfad in das Tal. Das verstiegene Paar aber reißt eine Lawine von der Höhe, auf der es sich nicht halten konnte, und begräbt die Toten, die noch einmal erwachen wollten, im Schnee. Die von der Wächterpflicht befreite Diakonissin kreuzigt sich und ruft ihnen nach: Pax vobiscum!

*

Eine Lawine hatte auch Brand von der Höhe geweht und über sein Grab hin hatte die Stimme des deus caritatis

gehallt. „Brand ist mißdeutet worden“, hat Ibsen damals gesagt; „es war nur Zufall, daß ich das Problem ins Religiöse verlegte. Ich könnte den ganzen Syllogismus eben so gut über einen Bildhauer oder Politiker machen wie über einen Priester.“ Das Werk, das er dreißig Jahre später schuf, nannte er selbst einen dramatischen Epilog. Der Name deutet schon an, daß wir nicht einfache, sinnlich wahrnehmbare Menschengestalten erwarten und uns nicht wundern dürfen, wenn wir ins Eisland der Abstraktionen gelangen. Wir werden auf die nach Schopenhauers Ästhetik höchste und schwierigste Stufe des Tragischen geführt, von der aus wir das schwere Leiden, die Not des Lebens erkennen sollen: „Wir werden tief erschüttert und die Abwendung des Willens vom Leben wird in uns angeregt, entweder direkt oder als mitklingender harmonischer Ton.“ Der Dichter nimmt sein altes Thema wieder auf und schreibt als ein Siebenzigjähriger seinem Werke die abstrahirende Nachrede. Sie ist nicht leicht zu enträtseln, nicht leichter als Goethes zweites Faustgedicht, und der Hörer muß das Ohr spitzen, um diesem „Dialog zweiten Grades“, wie Maeterlinck Ibsens Greisensprache genannt hat, über Klüfte und Schleichwege folgen zu können. Durch den Nebel aber klingt Dem, der fein hören kann, ganz deutlich Brendels, des bankeroten Idealisten, Stimme: Wenn Ihr glücklich sein wollt, glücklich im Sinn der Scheinwelt der alten Frau Maja, dann müßt Ihr das Leben ohne Ideale leben und nie mehr wollen, als Ihr könnt. Das ist das große Geheimnis des Handelns und Siegens. Strebt

Ihr aber hinauf zu den Berggipfeln, wo der Versucher umgeht, dann waffnet Euch früh mit einem Willen, dem das Höhenklima nichts anhaben kann, und merkt es Euch: Velle non discitur! Kein schlimmeres Los als des Menschen, der sich auf der Höhe seiner Weltanschauung nicht zu halten vermag ... Kein schlimmeres Los Ist der Bärentöter mit seiner Maja, sind Männchen und Weibchen wirklich so sehr zu beneiden? Ist ein hoch oben verlebter Augenblick nicht mehr wert als das Alltagsleben im Tal? Der Gott der Starken ist barmherzig. Er öffnet dem in des Strebens schwerster Mühe Gefallenen weit die Tore des Vaterhauses und zürnt Denen nicht, die alle Herrlichkeiten der Welt sehen wollten. Wer weiß? Eines hellen Morgens sendet er wieder Einen, der seine Lehre lebt, die Wilde Jagd der Gespenster verscheucht und aus ihren modisch ausgestatteten Gräbern eine schlummernde Menschheit zu neuem Leben erweckt.

BÖCKLIN.

Durch das dunkle Blau des Wassers, das kein Lufthauch kräuselt, gleitet lautlos ein Kahn. Keine Möwe folgt seiner Spur, kein Menschenauge grüßt ihn von dem Eiland her, dem der Ferge mit sanftem Ruderschlag ihn entgegenführt. Still ists auf dem Meer, still in dem Himmel, dessen düstere Gewitterwölbung dünne Strähnen fahlen Lichts niedersendet, still in dem Kahn, der einen Toten zur letzten Stätte trägt. Es ist kein Ort des Grauens, kein acherusisches Sumpfgelände, in das die Sonne nie farbigen Abglanz des Lebens schickt, keine Pharaonengrabkammer, deren ungeheure Quadern dem Tagesgestirn und der von ihm gezeugten Wüstenglut kein Spältchen öffnen. Zwar scheint auch im ragenden Reich des weißen und bräunlich grauen Kratergesteins kein Vogel zu nisten und einen Lebenden sucht dort vergebens der Blick. Doch der Fels, um dessen Wand ein Hauch frommer Heldenschönheit weht, ist bis zur höchsten Spitze mit dunkelgrünem Gesträuch bewachsen, allerlei Gräser stahlen sich durch den Stein und Riesenzypressen beschatten der Insel ruhige Majestät. Den Samen trugen einst wohl rastende Vögel herbei. Und auch Menschen müssen die

starre Klippe schon erklettert haben; scheidend ließen sie die Zeichen menschlicher Kunst zurück: eine Mauer schützt den Stein vor dem Wogenprall, in Marmorrahmen fügen helle, geräumige Grüfte sich in den Fels und weiß glänzt ein von Künstlerhand geschaffenes Tierbild unter Zypressen hervor. Ist dieses Riff, das Natur und Kunst gütig schmückten, wirklich die Insel der Toten? Quer über den Bord des Kahnes ist ein Sarg gestellt. Weiß ist die Decke, Blumen liegen darauf, Rosen wohl, rote, und nie welkender Lorber, und leuchtend weiß ist die Gestalt, die aufrecht hinter dem Totenschrein steht. Ein Genius, der einen aus frohem Schaffen gerissenen Helden liebreich geleitet? Der Priester einer fernen, verschollenen Religion? Ein trauerndes Weib, das dem Teuersten folgt, ohne dem Ziel der Fahrt nachzufragen? Kaum ist von dem weiß verhüllten Leib die Umrißlinie zu erkennen. Drüben erst, auf dem festen Land, wird er sich entschleiern. Zur Totenfeier, die beginnen soll, sobald das Gewitter ausgetobt hat. Auf Marmor ruht dann der Sarg, der Deckel wird aufgetan und leiser Abendwind wärmt die eisige Schläfe des zum letzten Schlummer Gebetteten. Ein Hüne ists, einer vom ausgestorbenen Riesengeschlecht; nicht überlang zwar der Leib, doch breit die Brust, mächtig der Schädel; schneeweiß das dichte Haar und der Bart. Nicht gleicht er einem Abgelebten, eher Einem, der sich nach harter Arbeit zu kurzer Schöpferrast hingestreckt hat; immer ists, als müßten unter dem vorspringenden Stirnknochen die großen Höhlen sich öffnen, müsse eines Augenpaares Strahl

Himmel, Erde und Meer beleben, die ganze seelenvoll stille Natur. Wer weiß? ... Laßt nur die Nacht erst nahen. Dann taucht aus der Flut wohl ein Triton auf, räkelt sich auf der Klippe, bläst, um die Wogen zu rufen, auf der gewundenen Muschel ein Stück und findet mit spähendem Auge den fremden Gast. Den fremden? Nein: Der da ruht, ist dem Meermann nicht fremd. Den sah er oft. Der lud oft ihn zum Spiel in den Wellen. Amphitrites Sohn winkt und bläst die feuchte Verwandtschaft heran, lachendes Volk aus der Tiefe, das an der ersten Menschenleiche nun leiden lernt. Den lustigsten Najaden, die sonst nichts im leichten Sinn hatten als den Wunsch, die Männchen zu locken und zu narren, trübt sich jetzt der Blick, den dicksten Meerlümmeln, die eben noch brünstig hinter den weichen Leibern der Fräulein her waren, rinnt eine Zähre in den zottigen Bart und hart am Ufer quakt der Froschkönig gar jämmerlich. Der Trauerlärm weckt auch auf dem Lande den Widerhall, das verstreute Gebein der böotischen Nymphe, die dem großen Pan Liebe versagte, beginnt zu tönen, Dryaden, Panisken und anderes Waldvolk eilt herbei und mischt sich in der Leidtragenden Schaar. Und da hebt sich Aphrodites heiteres Haupt aus dem Schaum; ein blauer Delphin trägt sie, grüner Flor umflattert die strotzenden Lenden. Wer weiß? Das Lächeln der thalassischen Göttin ließ aus den Grüften des Meeresgrundes schon neues Leben sprießen; am Ende kost es den Riesen im Steinsarg wach. Er richtet sich auf, stützt den vom langen Schlaf dumpfen Kopf auf die derbe

Hand und starrt aus weit geöffneten Augen in die vom letzten Schein des im West verglühenden Himmelslichtes erhellte Welt. Vita somnium breve . . . Ist der Traum ausgeträumt? Und ist dieses Riff, das Natur und Kunst mit ihren Schätzen schmückten, wirklich die Insel der Toten? Kein düsterer Trauerpomp, kein Kreuz und kein schwarzes Bahrtuch; nirgends die bleiche Büßermiene, die im Reich des von zitternden Asiaten ersonnenen Rachegottes die Sünder schreckt. Rot sinkt, ohne im Weh des Scheidens zu erblassen, die Sonne ins Meer. Der Fährmann, den der Erwachte fragen könnte, ist schon fern und das Waldvolk, das Meergewimmel weiß nichts von der Menschenwelt, ihren Vorstellungen, ihrem Mythos und Wahn. In seinem Steinsarg sitzt der von Anadyomenes Lächeln Geweckte und sinnt. Da er das Haupt wendet, trifft sein Blick die weiß verhüllte Gestalt. Sie will er fragen: „Bin ich auf der Insel der Toten?“ Von der also Angerufenen fallen die Schleier. Um eine Schulter nur und um die Hüften schmiegt sich noch ein leichtes Gewand. Aufrecht steht sie und stolz; ein junges Weib, das in lächelnder Zuversicht himmelwärts schaut. Sie reckt den Arm: und aus dem roten Gewölk nahen geflügelte Diener. Ein Puttchen bringt die am letzten Sonnenstrahl entzündete Leuchte, ein größeres Büblein die blanke Weltkugel. Und schon schleppen auf Aphrodites Wink Tritonen eine Riesenmuschel heran. Hurtig ist die Fackelträgerin bis zur Klippe geeilt, die Meermänner heben die Muschel mit der holden Last auf, der jüngste singt auf dem Horn einen gar nicht wehmütigen

Abschiedsgruß, — und langsam entgleitet der lichte Geist so dem Auge. Noch ein Schimmern der Leuchte durch rosige Wolken. Kein Scheiden; eine Trennung für kurze Stunden nur. Wie könnte der Geist des Alls je dem All ganz entschwinden? Auch keine Abschiedsstimmung also. Das Wasservolk jauchzt, die Waldbewohner jubeln, muntere Meermädchen winden aus Schilf und Seerosen einen Kranz und krönen den greisen Schöpfer, der lächelnd auf das Geschaffene niederschaut. Und siehe da: ‚es war sehr gut'.

Die Nacht senkt sich sacht auf die Insel der Toten herab.

Woher Die wohl stammen mögen, denen sie zu letzter Ruhstatt den Kraterstein öffnet? Denen der Tod kein Schreckbild, die Einsamkeit keine ängstende Vorstellung ist? Die unter Anadyomenes Lächeln erwachen, die tönende Seele alles Geschaffenen hören und den Geist der Natur noch in Wolken erkennen? Denen alte und neue Götter zu leben scheinen, nur der Eine nicht, der Menschenschicksal und Menschenschuld aus einem Gewissen erwachsen ließ, einem Gut und Böse scheidenden, unterscheidenden Organ, das nur Adams Söhnen zu Teil ward? Hellas kann ihre Heimat nicht sein. Sonst sähen wir Musikanten, Klageweiber und Laudatoren, sähen die Schaar der Verwandten den Leichnam unter Erdschollen bestatten, der Persephone opfern und sich dann zum Perideipnon vereinen. Wann hätten Hellenen bocksbeinigem Waldvolk und feisten Meerbewohnern die Totenwacht überlassen? Einem Römer wäre der trauernde Miem gefolgt, wäre noch bei der Gruft aus Spezereien ein

Ehrenfeuer entfacht worden. Und aus christlichem Land? Nein: nie ward diese Insel vom Atem des Christengottes berührt, der den Menschen schuf, daß er herrsche über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh und über die ganze Erde und über alles Gewürm, das auf Erden kriechet. Nicht einem Herrscher wanden die Nereiden den Kranz. Und Der ihn trägt, brach nie vor dem Kreuz in Nöten zusammen.

Auf der Leiter unserer historischen Erinnerungen können wir dieses Riff nicht erklettern; sie reicht nicht bis an den Punkt, wo diese Welt zu enträtseln ist, die nie wirklich war und dem guten Europäer dennoch vertraut scheint, seit ein Dichter sie schuf. Der Dichter heißt Arnold Böcklin. Er wurde 1827 in Basel geboren und ist 1901 in Fiesole gestorben. Er hat nur in Farben und Formen zu uns gesprochen, nie sein Wollen erklärt, nie selbst den Sinn seiner Schöpfung gedeutet. Der Mahnung war und blieb er immer treu, die Paul Heyse ihm 1877 als Weihnachtgeschenk nach Florenz sandte:

Kunst ist ein Schatz und Geister hüten sein.
Wer glaubt und schweigt, kann ihn heraufbeschwören;
Wer spricht, dem wird der Zauber nicht gedeihn.

Die Schweizer sind nüchterne Leute. Auf die Gletscher, die sie von unten sehen, wagen sie sich nicht gern; ein stolzer Anblick, doch der Aufstieg allzu steil. Selten nur nimmt ihr Geist von der glatten Heerstraße einen höheren

Flug; in der großen Natur blieben sie kleine, emsige Menschen, blieb alles Pathetische ihnen fremd. Wie oft aber, eh man sein Nahen noch ahnt, der launenhafte Föhn durch die Kantone streicht, so öffnet ganz plötzlich der Schweizer stiller Sinn sich der mutwilligsten Phantastik und der Fremde sieht staunend, wie diese sonst so ernsthaften Menschenbilder zu lachendem, jubelnden, tollen Leben erwachen, als sei die Sauserzeit da, der junge Wein mit seinem Regiment schwerer Räusche, von dem ein zürcher Staatsschreiber gesagt hat: „Wenn er gut ist, so ist man des Lebens nicht sicher unter ihnen und sie machen einen Höllenlärm; die ganze Stadt duftet nach jungem Wein und die Seldwyler taugen dann auch gar nichts.“ Ein solcher Urschweizer war Meister Gottfried selbst. Für ihn hatte Alles seine Zeit, mußte Alles fein ordentlich auseinandergehalten werden; erst das Amt, dann, nach einem dicken Trennungstrich, die Dichterei. In die Aktenstube nahm er den Poeten nicht mit; und wenn er betrachtsam saß und auf den fernhin ziehenden Bergnebel allerlei Legenden, lustige und leidige Geschichten malte, durfte der Staatsschreiber nicht dreinreden. Der Basler, der an des zürcher Freundes letztem Bett stand, war von anderem Schlag. Zwar mit dem Handwerk nahm ers so ernst wie nur je Einer in den Urkantonen. Darin gleicht er gar nicht den Jungen, die ihr Künstlermartyrium durch die Salons schleppen, den Philister grimmig verachten, bis er für ihr Farbengestammel einen guten Preis bietet, nur von Stimmung, Genie, Impression und Intuition sprechen und

sich über den Troß unendlich erhaben dünken; eher den Alten, die vor allen Dingen ihres Handwerks Meister zu werden trachteten. Wie hat er sich, Jahrzehnte lang, mit der Technik geplagt! Das Tagebuch Rudolfs Schick, das Herr von Tschudi herausgegeben hat, zeigt uns den von der Ölmalerei zu den Temperafarben sich vorwärts Tastenden, der rastlos sein Werkzeug zu bessern bemüht ist, alle Bindemittel versucht, alle Rezeptbücher kennt, Leonardo so gut wie Cennini, und an Leim und Firnis, an Kopaivenbalsam und eine neue Art der Enkaustik so viel Denkkraft verwendet wie an die tiefsten Mysterien der gestaltenden, Form und Farbe gebenden Kunst. Da hören wir ihn die pompejanischen Maler rühmen, die auf ihn so mächtig gewirkt hatten. „Obgleich Handwerker dem Stande nach, sind sie doch größere Maler gewesen als alle späteren des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts. Es ist zu bewundern, mit welcher Leichtigkeit und Schönheit sie Alles so anzuordnen verstanden haben, daß Eins künstlerisch wirksam auf das Andere war. Man erstaunt, wie groß ihre Kenntnis der malerischen Mittel war, wie sie durch Härten das Eine weich, durch weiche Formen das Andere hart erscheinen ließen". Keine Spur von dem üblichen Ateliergeschwätz; kaum je wird eines Lebenden Leistung gestreift, fast immer ernst und sachdenklich des Handwerks Schwere erörtert. Doch da liest man auch die Sätze: „Beim Komponiren muß man nie vom malerischen Effekt ausgehen, sondern stets von der Sache selbst und darauf achten, daß sie zur klaren, naturgemäßen Erscheinung

komme. Beim Dichten würde man gewiß nicht vom Äußerlichen, dem Versfuß oder Dergleichen, ausgehen, sondern zusehen, ob dieser zur Idee paßt oder nicht . . . Im Vergleich mit Tizian, der immer ein voller Künstler war, ist Rembrandt ein kleines Talent, das sein Hauptaugenmerk auf das Machen gerichtet hatte.“ Solche Sätze entschleiern den Mann. Der hätte sich mit dem Tagwerk eines Aktenschreibers nicht abgefunden. Der konnte immer nur Einer sein, konnte nie Anderes tun als: die vom inneren Auge geschaute Welt mit der klugen Sorgfalt des Handwerksmeisters gestalten. Dem war Phantasie nicht ein zartes Seelchen, das man, ist das Amt erst betreut, für festliche Abendstunden zu Gaste lädt und, wenn die Pflicht ruft, wieder heimschickt. Gottfried Keller konnte schreiben:

Die Phantasie tut wie ein Kind,
Das einsam Kränze windet,
Bald lacht und plaudert mit dem Wind,
Bald einen Schwank erfindet
Und wunderliche Märchen spinnt,
Dann innehält und traurig sinnt.

Böcklin hätte sich über das Wesen der Phantasie nie den Kopf zerbrochen. Er war nicht von Denen, die im Fieber, im Rausch schaffen und, wenn die Wonnen der Zeugung gewichen sind, staunend vor ihres Werkes Wundern stehen. Was ihm entstand, war ihm nicht ein „wunderliches Märchen“, war die gewollte Spiegelung seiner Weltenvision. Die trug er mit sich, ob er nun malte, schweigsam durch die

Landschaft schritt oder mit guten Gefährten beim Trunk saß. Die war sein Eigenstes, war fester Besitz, nicht aus einer Wallung, einem Erregungzustand geboren, und ihm so natürlich, so selbstverständlich wie das Licht der Sonne, wie Flut und Ebbe des Meeres. Der Handwerker konnte irren, sich verzeichnen, die Linie eines Frauenkörpers entstellen, der Muse einen Sitz zimmern, der keines Menschenleibes Wucht zu tragen vermöchte; in die Einheit der Welt des Dichters drängt nie sich störend ein fremder Zug. Da ist Alles, wie es sein muß, wie vor des Schöpfers Auge, als er am Abend des sechsten Tages zufrieden auf das Geschaffene sah. In Böcklins Bildern ist die große, majestätische Stille der göttlichen Genesis. Sie spricht nicht Jedem. Doch wer ihre Sprache vernimmt, Der muß auch fühlen: hier waltet nicht eine Zufalsstimmung, eine Poetenlaune, hier ist nicht einem ungemein begabten Künstler „Etwas eingefallen", — nein: hier spricht in Formen und Farben ein Mensch, der so sprechen muß, dem die Kunst nicht ein rätselhaftes Martyrtum und nicht ein schöner Luxus ist, sondern das Mittel, sich zur Welt in das Verhältnis zu setzen, des sein Wille zum Leben gebieterisch fordert. Daher die fast ruchlos zu nennende Ungerechtigkeit gegen Rembrandt, der so komplizirt, so im goethisch tadelnden Sinn modern war, so „vielseitig", immer bereit, Alles zu malen, was ihm vor den Pinsel kam; daher die grenzenlose Ehrfurcht vor Tizian, der sein Leben zum Kunstwerk machte, in einer Zeit stolzer Maecene und demütig dienernder Palettenvasallen als ein

König mit Königen verkehrte und sich selbst und seinem Stil stets getreu blieb. Daher auch die Unduldsamkeit, die alles der eigenen Natur Fremde schroff ablehnt. Als die Spanier in Rom Bilder ausstellten, auf denen Kranke, im Elend Sterbende und Gestorbene zu sehen waren, sagte Böcklin zu Schick: „Nur niedrige Naturen können bei solchen Stoffen über das Unheimliche und Bedrückende fortsehen und vielleicht in der geschickten Technik oder in der brillanten Malerei Entschädigung finden. Die Malerei sollte nur Erhebendes und Schönes oder doch unbefangene Heiterkeit darstellen wollen und nie Elend.“ Das ist gar nicht schweizerisch nüchtern gesprochen; eher schon olympisch. Nein: dieser Schweizer, der an allen Quellen italischer Kultur den Durst gelöscht hat, ist nicht aus der Stammesart der Eidgenossen zu erklären, denen der Föhn und der Sauser nur manchmal die Zunge löst, das träg fließende Blut zu rascherem Laufe vorwärtstreibt.

Auch der Versuch, ihm Ahnen zu finden, bringt wenig Gewinn. Vielerlei Kunst muß auf den Mann gewirkt haben, der in Basel und Zürich, in Rom, Neapel, Florenz, in Paris, Düsseldorf, Weimar und München sich strebend bemühte. Wie bestimmend die Pompejaner in seine Entwickelung eingriffen, hat er selbst gesagt; und was er von Marées empfing, von dem armen Hans aus Genieland, der mit der Lebensarbeit nicht fertig wurde, lehrt ein Gang durch das schleißheimer Schloß. Schirmer war seiner Jugend Lehrer, Dreber sein erster Freund in Apoll. Auch Anderen kann man ihn

bequem vergleichen: Rubens und Goya, Poussin und Claude, Preller und Feuerbach, Burne-Jones und Puvis, Klinger und Thoma, Moreau und Watts. Wem nicht? Nur kommt nicht viel dabei heraus. Höchstens ein guter Artikel, wenn kluge Kunstbesprecher sich der Sache annehmen. Doch wird an die Wirksamkeit des Besprechens nicht mehr geglaubt; es macht die Kranken nicht gesund, die Blinden nicht sehend. Herr von Tschudi, der fein fühlende Direktor der Nationalgalerie, hat gewiß Recht. wenn er der Klage, der Dichter sei mehr als der Maler Böcklin gewürdigt worden, von seiner Höhe herab den Seufzer folgen läßt: „Es scheint in der Natur aller Kunstschreiberei zu liegen, daß sie über allgemeine Charakteristiken und mehr oder weniger begründete Urteile eines, wenn es das Glück will, gebildeten und vorurteillosen Geschmackes nicht hinauskommt. Von Gelehrten oder Schriftstellern ausgeübt, haftet ihr nicht blos bei allen technischen, auch bei den subtileren Fragen einer angewandten Ästhetik ein dilettantischer Zug an.“ Wer hätte Ähnliches nicht schon von Künstlern gehört? Es ist eine alte Klage, daß die wahren Valeurs eines Bildes von den dem innersten Wesen der Kunst fremden Beurteilern kaum je analysirt, gewöhnlich nicht einmal empfunden werden. Doch darf man erwidern, daß Werke der Bildenden Kunst nicht nur für die Sachverständigen geschaffen sind und es gestattet sein muß, selbst den Dilettanten, die in bescheidenem Anschauen von ihnen empfangenen Eindrücke weiterzugeben. Die schönsten Vergleiche, die längsten historischen Wanderungen fördern

freilich den Künstler nicht; auch ihm aber kann der Versuch nicht unwillkommen sein, bis zur Psyche des Bildes und seines Bildners vorzudringen. Am Ende kommt es, trotz dem schlimm mißbrauchten Schlagwort L'art pour l'art, doch auf die geistigen Werte, auf den Gefühlsinhalt eines Bildes an. Der wirkt. mehr als alles technische Raffinement; und wirken will jeder schöpferisch Starke. Was bleibt uns, denen die Maltechnik ein Buch mit sieben Siegeln ist, denen vielleicht auch die Fülle der Vergleichsmöglichkeiten fehlt, übrig, als uns, nach Schopenhauers Rat, vor ein Bild hinzustellen wie vor einen Fürsten, dessen Ansprache man respektvoll abzuwarten hat, und es nicht selbst anzureden, weil man dann nur die eigene Stimme vernähme! Böcklin wäre mit solchem Betrachter zufrieden gewesen, zufriedener wohl gar als mit einem, der sich eifernd bemüht hätte, des Schweizers Stammbaum nachzuzeichnen. Böcklin hätte sich auch nicht beklagt, weil der Dichter in ihm mehr als der Maler geschätzt wurde. Er hat uns in einem Bilde Poesie und Malkunst als Schwestern gezeigt, die aus einem Quell schöpfen. Und er hatte dem Lauf der Welt lange genug zugesehen, um zu wissen, daß, was Einer ist, was er als Persönlichkeit zu bieten hat, immer mehr gilt als Das, was er kann. Wers nicht glaubt, hat nicht lange genug hingesehen.

Was war uns Böcklin? Warum ging, als die Kunde von seinem Tod kam, ein Wehruf durch die germanische Welt, als sei ihr ein Allerhalter geraubt, ein Erlöser, ein Führer

zum Licht? Dieses große Klagen hallte nicht dem Maler nach, nicht dem mächtigen Könner, dessen Landschaften, dessen Portraits in jedem Zuge den Meister loben und der — Stauffer rief es früh schon der Achenbachgemeinde zu — das Meer gemalt hat wie Keiner vor ihm. Das Scheiden des Dichters wurde beweint. Doch das Wort ist arm und eng. Wer will sich vermessen, dieser allumfassenden Kunst Grenzen abzustecken, wer empfinden und sich unterwinden, zu sagen, welchem ihrer Elemente die stärkste Wirkung beschieden war? Arnold Böcklin hat den Menschen eine neue Mythologie, den Traum eines neuen Lebens in junger Schönheit geschenkt. Diese Schöpfertat hebt ihn über die Schaar der kräftigsten Könner, der amusischen Menzel hinaus in das reine Reich Dessen, der uns nicht der Dichter des Werther, der Iphigenie, des Faust ist, sondern Goethe, der Mann seines Werks. Menzels Preußenbilder, seine subtilen Gnomenkünste, die dem nordostdeutschen Rationalismus den passendsten Ausdruck finden, wird man noch lange rühmen. Wer von Böcklin spricht, denkt nicht an die einzelnen Bilder, die verstreut und den Meisten nur aus Reproduktionen bekannt sind, sondern an den Bringer einer neuen Vision, an den Mann, der den tiefsten Born der Naturphantasie aus dem Schutt der Jahrtausende grub. Der wurde verhöhnt. Den hätten die Pfaffen aller Bekenntnisse, auch die des Materialismus, gern mit dem Bannstrahl getroffen. Der hat sich, wie nie seit der Renaissance ein Maler, die Herzen erobert.

Daß er kein zuverlässiger Kirchenchrist war, rochen die

Frommen gleich. Er hat Bilder aus dem christlichen Ideenkreise gemalt. Einen Büßer, der am Abhang vor dem Kreuz auf den Knien liegt. Aber da ist die wilde Felsschlucht die Hauptsache, die ungebrochene Kraft der Landschaft, die des furchtsam weggekrümmten Erdwurmes zu spotten scheint. Einen Eremiten, dessen ganzer Leib in einem frommen Gefühl inniger Hingabe bebt. Doch diese Ekstase schuf nicht der Heilige an der Zellenwand, sondern die Heilige Caecilia: der greise Mönch ist ein Künstler und dem Gesang seiner Geige lauschen die lieben Englein, die so am Ende gar noch auf Abwege kommen. Einen Sankt Anton, der den Fischen predigt. Der möchte, als eine Krone der Schöpfung, überlegen scheinen, blickt aber blitzdumm drein, die Fische halten ihn für einen Narren und der dickste und angesehenste scheint, mit höhnisch hängender Lippe und aufwärts gekehrtem Augapfel, dem Prediger an der Wasserwüste zuzurufen: Du kannst lange reden, ehe Du uns ins Garn lockst: Und während oben das Evangelium verkündet wird, sieht man unten die großen und fetten Fische behaglich die kleinen und mageren erschnappen, verspeisen, wie vor der Christenlehre. Auch eine Pieta hat Böcklin gemalt. Über den Leichnam des Galiläers hat sich in leidenschaftlichem Schmerz die Mutter geworfen. Nur ihre Hände sehen wir; die eine umkrallt mit gespreizten Fingern des Sohnes Oberarm, die andere wühlt, eine Spur warmen Lebens suchend, im Haar des Gekreuzigten. Nicht einmal das Antlitz ist sichtbar; ein tiefblauer Mantel bedeckt es. Und

dennoch fühlt der Betrachter den ungeheuren, den unstillbaren Schmerz der verhüllten Frau. Hinter ihr aber tut sich der Himmel auf. Selige Knaben schauen herab auf das Menschenleid und einer, der älteste, streckt, so weit ers, ohne aus den Wolken zu fallen, vermag, den Arm nach der Jammernden aus, als wolle er sie am Gewand zupfen und ihr zuwispern: „Hierher sieh, gute Frau, hier lebt Dein Sohn, der nur der Zeitlichkeit starb!“ Ein wundervolles Bild, schlicht, trotz der leuchtenden Farbe, und wie in einer Wehstunde heiligster Menschlichkeit empfangen; aber zum Kirchenschmuck würde es nicht taugen. Und noch weniger Böcklins Herrgott, der Adam, dem eben Geschaffenen, die Erde zeigt. Das ist nicht der Herr Zebaoth, der gewaltige Führer streitbarer Himmelsheere, auch nicht der düster dräuende Jahwe, der an den Söhnen rachsüchtig die Sünde der Väter straft, sondern der Gott des Ersten Kapitels der Genesis, des heitersten, kindlichsten im ganzen Alten Testament, ein guter, hell und freundlich blickender Mann, der an dem Sechstagewerk selbst offenbar die größte Freude hat und den am letzten Schöpfungstag auf die Beine Gestellten nun gern vor Fährlichkeit und Ungemach bewahrt wissen möchte. Ganz sicher ist er seiner Sache nicht. Das ist begreiflich; denn dieser Adam sieht nicht aus, als sei er geeignet, zwischen dem Gott und dem Tier den Platz zu behaupten, alles auf Erden Lebenden höchster Richter zu sein. Das ist nicht der starke, in Kraftfülle strotzende Adam, den man auf alten Bildern sieht. Das ist ein kümmerliches, knabenhaft unreifes Wesen, das zu früh

zum Leben erweckt scheint, die nackten Glieder noch nicht zu brauchen versteht und verlegen, in fast komisch wirkender genirter Haltung, in die fremde Welt hineinblinzelt. Ist dem Schöpfer der erste Versuch nicht völlig gelungen? Nahm er den Ton noch zu weich? Und soll aus erneutem Bildnerbemühen mählich erst der Typus entstehen, den der gute Gott für seine Zwecke ersehnt, der die Erde zu bevölkern und sich untertan zu machen, der Gewalttat Starker zu wehren und die Schwäche zu schützen vermag? Das Bild verrät einen kindlichem Wunderglauben offenen Sinn, aber es würde in keines anerkannten Kultes Dome passen. Es erinnert ein Bischen an Renan, der unter einer sanften Skepsis immer, wie unter dünner Haut das pochende Herz, einen reichlichen Rest unausrodbarer Frömmigkeit barg und, nach Nietzsches boshaftem Wort, auf lebensgefährliche Weise anzubeten verstand. Und noch an einem anderen Franzosen wird vor diesen germanischen Legendenbildern die Erinnerung wach: an Taine, der gesagt hat, zwischen einem Buchenplatz im versailler Park, einer philosophischen Folgerung Malebranches, einer Poetenkunstvorschrift Boileaus, einem Hypothekengesetz Colberts und einer Sentenz Bossuets über das Gottesreich könne der tiefer dringende Blick den Zusammenhang spüren, weil alle diese scheinbar so verschiedenen Betätigungen bewußten Wollens aus einer allen zugleich Lebenden gemeinsamen Kollektivstimmung hervorgegangen seien. Böcklin braucht von Condillac und Saint-Hilaire, braucht von Darwin und Comte nie gehört zu haben; in

seinem grenzenlos prangenden Phantasiereich scheint er uns von dem festen Boden der Positivsten recht weit entfernt. Und doch hat der unsichtbare, geheimnisvolle Chor, von dem die alten Dichter flüsterten, der brausende Chor der einer Zeit die Stimmung gebenden Mächte auch in sein Ohr verwehte Töne gesandt. Als sein gestaltender Sinn sich in Manneskraft regte, war diese Stimmung nicht mehr fromm, nicht mehr anthropocentrisch. Das merkt man; diese Bilder konnten nur im neunzehnten Jahrhundert gemalt werden, in einer Zeit naturalistischer Weltauffassung und einer entwickelten Technik, von der Böcklins Höhensehnsucht die Lösung des Flugproblems hoffte. Auch Tizian, den er so innig verehrte, fand für Magdalena und Laurentius keinen christlichen Ton; er war zu stark, zu sehr herrenmoralischer principe, um dem den Schwachen gepredigten Evangelium mit der gehörigen Andacht lauschen zu können. Das nazarenische ersetzte er durch das hellenische Ideal und auf seiner Leinwand wurde die Griechheit wieder „Maß, Adel, Klarheit", wie später es Schiller verlangte. Mit solchem Notbehelf hätte Böcklin sich nicht begnügt. Er hatte aus vollen Bechern hellenische Schönheit geschlürft, das große Lebensfest im Tempel der amathusischen Göttin mitgefeiert, aber er war kein Grieche geworden, sondern ein Kind der modernen Welt geblieben, die sich ohne überirdische Vermittler ihres Daseins Ursprung zu erklären sucht. In dieser Welt schien er ein hoher Fremdling und war doch, auch er, ihr Sohn. Seine Muse ist keine griechische, seine Maria keine

christliche Gestalt. Vor dem Bild seiner Pieta fühlen wir den Schmerz der verwaisten Mutter, aber wir glauben nicht, daß diese Mutter einen Gott gebar. Die Fische, denen sein Anton predigt, sind aus dem selben Stoff wie der sich heilig Dünkende gezeugt. Seine Meermädchen gleichen italischen Dirnchen von heute aufs Haar, bis aufs modisch geknüpfte, kunstvoll gekräuselte Haar. Mögen wir seine Geschöpfe mit der Antike entlehnten Namen bezeichnen, weil uns andere fehlen, sie Aphrodite, Pan, Nereiden, Tritonen nennen: mit der versunkenen Welt der olympischen Götter haben sie nur das unvergänglicher Natur Entstammte noch gemein. Der Künstler, der Jahrzehnte lang die Flugmaschine besann, war kein Ikarus, doch auch kein frommer Christ, dem alles Leben in der Zeitlichkeit nur die Läuterung zu reineren Daseinsformen bedeuten soll und der schon deshalb so dreisten Strebens sich niemals vermessen dürfte. Über Den hatte nicht Pästum, nicht Golgatha Gewalt, kein Phöbus und kein Galiläer. Der sang einem anderen Herrn.

Er hat ihn uns gezeigt; in Wolken, wie seit Jahrtausenden jeder Prophet seinen Gott. Ein Gebirge, das dem Menschenblick unersteigbar scheint. Auf halber Höhe des Riesenrückens ein Olivenwald, dessen silbernes Laub wie zerfetzt ist von der Peitsche des Sturms. Weiter oben hört die Bewaldung auf; nur nackter Felsstein noch, starrer Fels und rissige Wolken, die des Windes Wut vor sich her jagt. Und ganz oben, auf der höchsten Spitze des bräunlichen Steins, hart unter dem schweren Goldrahmen, ein gefesselter

Leib. Wolken ziehen über ihn hin. Wasserbäche stürzen unter ihm herab, stürzen vom Fels ins purpurne Meer, das mit weißem Gischt das Inselgebirge umtobt. Will die Brandung hinauf, den Gefangenen von der Felsspitze spülen und, wenn über dem Stein sich der Strudel geschlossen hat, bei Sturmgeheul die Wiedervermählung der seit Aeonen geschiedenen Elemente feiern? Liegt da oben Odins Sohn in des Winters unbarmherziger Haft? Doch Baldur denken wir zarter, lenzlicher. Der auf dem Bergrücken gleicht eher einem Herakles. Wie hünenhaft muß er sein, da er auf solcher Höhe noch so gewaltig wirkt! Es ist, als drückte die Wucht seines Leibes die Felsmassen auf den Meeresspiegel herab, als wäre für solcher Gigantenglieder Klaftermaß selbst auf dieses Bergrückens Breite kein Raum. Wenn der Mann aufstünde und sich zum Kampf stellte: Der wäre stärker als der Sturm, als die Flut, als der Fels. Doch er kann nicht aufstehen. Hand und Fuß ist ihm gefesselt und er sieht wehrlos, willenlos, in stummer Ohnmacht dem wilden Spiel der Naturgewalten zu . . . Der Meister, der seiner Kunst Kinder nicht selbst taufen mochte, ließ dieses Prometheus nennen. Name ist Schall und Rauch. An die aischyleische Welt darf man nicht denken, eher an den entfesselten Lichtbringer Shelleys, des Herrlichen, der einem Menschen nicht besseren Nachruhm wußte als das Wort: He was made one with nature. Das ists. Der da oben liegt und dem Gedröhn der Brandung lauscht, ist der ewig allmächtigen Natur natürliches Kind, ein Teil ihrer Kraft, wie

die Woge, der Fels, der wolkige Dunst, am Ölbaum das welkende Blatt. Keinem Götterherd stahl er das Feuer und aus seiner Leber hackt sich kein Himmelsvogel das Mahl. Im großen Strom des Lebens hat er mit den Elementen gekämpft, hat für eine Weile sie in seinen Dienst gezwungen und ward von ihnen dann wieder entthront. Nun liegt er in Ketten auf rauhem Stein, lernt, der dem Herrn spielen wollte, sich wieder als dienenden Teil fühlen, lernt des Willens Unfreiheit und die Grenzen der Menschheit empfinden und Wind und Welle donnert ihm zu, wie so oft den von der Hybris Besessenen: Bis hierher durftest Du gehen und niemals weiter! Hier ist Deiner Menschheit Grenze!

Was vermöchte des Adlers scharfer Schnabel gegen die demütigende Qual solcher Erkenntnis?

Für Böcklin war sie keine Qual. Er hat sich selbst einmal gemalt, wie er dem Scheidelied lauscht, das grinsend der Tod ihm geigt. Also auch einen Menschen, der auf der Mittagshöhe des Lebens an der Menschheit Grenzen gemahnt wird. Ruhig, fast heiter sinnend, horcht er der fremden Weise; und wenn der Knochenmann ausgefiedelt hat, wird der Künstler sagen: „Sterben? Ja; ich weiß. Sterben müssen wir, wie im Spätherbst das fallende Blatt, wie der Leu und das Lamm, wie Alles, was kreucht und fleucht, wächst und im Erdschoß wird. Habe mich nie besser gedünkt als anderes Bodengewächs, mich nie für ein Krönlein der Schöpfung gehalten. Laß mich ungestört malen!

Und wenns so weit ist: ohne Schlottern will ich Dir folgen. Ein Teil des Teils, der wir waren, bleibt zurück, als Dünger zu neuer Ernte.“ Noch andere Bilder treten in leuchtenden Farben hervor. Ein Meermann schlägt die Harfe. Ein fetter, häßlicher Gesell; aber in seinem geräumigen Auge ist echte Andacht. Ein Mädchen, halb Jungfrau, halb Fisch, guckt, um dem Saitenspiel der Finger zu folgen, über des Dicken Schulter und singt aus vollem Hals. Auch drei andere Mädchen singen, mit besonderer Inbrunst eine reifere Schöne, die auf dem Rücken liegt und sich wohlig am Hängewanst des Harfners reibt, und hinten plärren ein paar scheusälige Kerle im Chorus mit. Oder: Aus einem weißen Strandschloß naht ein Zug. Schimmelreiter in roten Röcken. Die Pferde traben durch tiefes, hellgrünes Gras; wohin? Aus den goldenen Trompeten der Reiter steigt schmetternd ein Lied in die Luft; wem zur Lust, wem zur Ehre? Und wem huldigt, auf einem anderen Bild, während ein mit weißen Rosen bekränzter Zentaur die schönste Frau durch die Flut trägt, das Lied der lächelnden Najaden? Wem singt all dies fremde Volk? Es scheint nicht unsterblich. Aber es lebt, freut sich der schwellenden Fülle der mütterlichen Natur und preist in heiteren und doch frommen Chorälen frohen Behagens voll des Alls Herrlichkeit... Ruskin unterschied zwei Pfade zur Kunst; den einen, meinte er, wählen die Künstler, die eine Wahrheit verkünden wollen, auf dem anderen wird die feine Linie, der tönende Reiz der Farbe gesucht. Böcklin hat gelehrt, daß die beiden Pfade nur eine papierne Wand

trennt. Wie oft mag ein Farbenreiz, eine atmosphärische Vision ihn angeregt haben! Und doch hat auch er, gerade er, eine Wahrheit verkündet. Er fand die Himmel leer, den alten Glauben verbraucht, die Natur, wie eine feindliche, des Bändigers spottende Bestie vom Menschenneid gehaßt, vom Menschenhochmut verachtet. Und dabei ein dumpfes Raunen ringsum, ein geschäftiges Wispern aus der Wochenstube, wo eben eine neue Weltanschauung sich dem Leib Europens entband. Er wurde ein Schöpfer; ihm gelang, was Goethe von seinem Helden vollendet wünschte: die Vermählung germanischer mit hellenischer Kultur. Nicht morsche Trümmer einer entschwundenen Zeit grub er aus dem Schutt. Auch die Alten hatten ihre mystischen Vorstellungen nicht fertig von Philologen und Antiquaren bezogen. Auch ihre Phantasie ward durch das Mühen des Menschen befruchtet, des eigenen Wesens Art und die dunkle Rätselwelt sich selbst zu erklären. Wenn dieser Vorgang sich in eines Modernen Seele wiederholt, ist die Geburt eines neuen Glaubens gewiß; und ist diese Seele eines starken Künstlers, so zwingt sie den Betrachter in ihren Bann. Der steht nun und staunt. Das ist nicht Hellas. Das Weib, das die schillernden Lachsschenkel auf der Klippe spreizt, ist nicht Horazens mulier formosa superne. Hier waltet eine neue Morphologie, die den Professorenzorn Dubois-Reymonds erregen mußte. Hier singen, jauchzen, trauern, kosen die Elemente. Und in allen ist, was wir anmaßend Menschlichkeit nennen, und in allen Menschen ist von den Elemen-

ten ein Teil. Wie nah der Mensch dem Tier verwandt ist, sehen wir hier, denken an Ibsens über die Kraft hinausstrebenden Bildhauer, der auch Arnold hieß und den Menschen Tierköpfe meißelte, und lernen ahnen, wie in Jahrmillionen mählicher Entwickelung die Gattung homo sapiens entstand und nach ihrem Ebenbilde den ringsum geheimnisvoll webenden Kräften Gestalten gab. Das ist nicht Hellas. Dieses Wasser fließt nicht im Bett des Peneios, der Pferdemensch mit dem blanken Falbenrücken und dem Kranz weißer Rosen im Greisenhaar heißt nicht Chiron, in diesen Heiligen Hainen wird nicht der Pallas Athene geopfert. Der diese Wunder schuf, stand frei auf eigenem Grund, kannte keinen Donnerer Zeus, fragte nicht in Delphi um Rat. Der gab uns die Bilderbibel einer natürlichen Schöpfungsgeschichte. Und er blieb heiter, in rastlosem Schaffen. Aller Modernen Seelen verdüsterten sich, suchten ein neues Ideal, einen beglückenden Mythos, und fanden nichts als tote Theorie, die des Lebens goldenen Baum ihnen hinter Folianten verbarg. Arnold Böcklin rettete den festlichen Schwung der hellenischen Lebensauffassung in die entgötterte Welt. Er ließ sich seine Zirkel nicht stören und blieb, ob draußen die Sonne schien oder der Sturm um die Heimatberge brüllte, sich selbst getreu. Ariosto war des Belesenen Liebling. Den geleitete er zu Orlando und Angelika, dem folgte er gern auf stille Inseln, in einsame Täler, zu anmutig natürlicher, gar nicht zimperlicher Sinnenfreude und nie verblühendem Scherz. Und schön fügt es sich, daß besser noch

als auf den Schützling Ferraras auf seinen basler Bewunderer paßt, was Goethes Antonio am Werk Ariostens rühmt, dessen Stirn er mit bunten Blumen von Leonore geschmückt sieht:

Wie die Natur die innig reiche Brust
Mit einem grünen, bunten Kleide deckt,
So hüllt er Alles, was den Menschen nur
Ehrwürdig, liebenswürdig machen kann,
Ins blühende Gewand der Fabel ein.
Von seltenem Geflügel ist die Luft,
Von fremden Heerden Wies' und Busch erfüllt;
Die Schalkheit lauscht im Grünen halb versteckt,
Die Weisheit läßt von einer goldnen Wolke
Von Zeit zu Zeit erhabne Sprüche tönen,
Indeß auf wohlgestimmter Laute wild
Der Wahnsinn hin und her zu wühlen scheint
Und doch im schönsten Takt sich mäßig hält.

Als Ariost dem Kardinal d'Este, seinem Brotherrn und Gönner, das Epos vom Rasenden Roland vorgelesen hatte, fand der banausische Prälat nur die Frage: „Mein guter Ludwig, woher hast Du nur all diese Possen und Zotengeschichten?" Wie oft hat auch der Dichter Böcklin, der vates, solche Frage gehört! Und sein Brotherr, sein Richter war nicht ein Maecen, sondern des Publikums Majestät.

Jetzt wird er bewundert. Als der Ferge den Kahn, der den toten Leib an den Strand der Zypresseninsel trug, vom Ufer abstieß, liefen die Leute zusammen. Es gab kein Getöse, wie wenn ein Großer der Erde stirbt, ein gekrönter

Tragoede oder eine alte Frau, die der Menschheit nichts war als ein Name und ein Purpurfleck am Horizont. Gerade die feinsten Köpfe aber durchzuckte schmerzend der Gedanke: Uns ging ein Erlöser aus Alltagsjammer und Lebensekel. Und heute schon darf man vorausagen, daß Böcklin ein homerisches Schicksal beschieden sein wird. Ja, werden im vierten Jahrtausend die historisch Gebildeten sprechen, da war Einer, der allerlei wunderliche Visionen malte, ein Pangläubiger und Pantheist, der hoffte, die Menschheit werde bald in die Himmelshöhe den Flug wagen können, und ihrem Sehnen das Werkzeug suchte. Erst höhnten, dann vergötterten sie ihn. Und nun wird ihm diese Fülle der Gesichte zugeschrieben, ihm allein, wie die ganze Griechenmythologie einst dem blinden Homer. Welche Torheit! Ein Mensch, und sei er der mächtigste Lyriker aller Tage gewesen, hätte diesen Kosmos kunstvoll gefügt? So das Meer, den Wald, finstere Schluchten und helle Täler gesehen, von Lichthelden und Ungeheuern, von Engeln und Drachen geträumt, so in Göttern, Menschen und Tieren die Spur eines Ursprungs gewiesen, für alle Zeiten so gezeigt, wie das Leben sich und wie die Legende entwickelt, höher hinauf oder tiefer herab, je nach dem Stand des Betrachters? Nein: dieses All kann kein Einzelner, kann nur der Genius einer ganzen Epoche geschaffen haben ... Wie das Wasservolk solcher Rede lachen wird! Menschenleiber zerfallen, Menschennamen verweht der Wind. Ein Teil des Teils aber, der wir waren, bleibt auf der Erde zurück und düngt zu neuer Ernte die Flur.

DIE WOLTER.

Wir kamen von Santa Cruz, der Hafenstadt der schlummernden Märcheninsel Teneriffa. Die Fahrt war schlimm gewesen, das winzige, nur noch zur Hälfte befrachtete Schiff hatte recht unangenehm gestampft und geschlingelt und selbst die seefestesten Leute waren froh, als endlich Madeiras waldige Höhen im Sonnenglanz am Horizont auftauchten. Bis Hamburg hatten wir zwar noch eine hübsche Strecke, aber wir durften für ein paar kurze Stunden doch einmal noch festen Boden betreten. Nur für ein paar kurze Stunden: wenn in Funchal der süße Wein verladen war, sollte die Reise gleich weiter gehen. So blieb keine Zeit, die Insel der Schwindsüchtigen zu durchstreifen oder gar auf dem Ochsenschlitten ins Waldrevier zu gleiten, von dessen Wunderwildniß die flinken Portugiesen so verlockend zu erzählen wissen. Wir konnten nur einen flüchtigen Eindruck mitnehmen, eine starke Sensation, deren Spur im Gedächtniß aber nie wieder verwischt werden kann. Ein herrlich prangendes Land mit bunt blühenden Gärten, dicht daneben die Wesenszeichen vulkanischen Lebens; viel Sonne, mächtige Palmen, strotzende Bananen, vorn das erregte Meer und im Hintergrunde ein

beinahe nordisch düsteres Waldgebirge. Ein heißes Eiland, das sich zwischen Europa und Afrika aus den Wogen reckt, ein Weinland, dessen fast nie ganz reiner Trank das Blut bald in Wallung jagt, . . . und in dieser sonnigen Pracht bleiche, fröstelnde und hustende Gestalten, die den Todeskeim lange schon in sich tragen, — eine sterbende Menschheit aus allen Zonen. Das ist für mich seitdem Madeira. Mehr drang von der besonderen Art der fruchtbaren Insel mir nicht ins Bewußtsein. Dieses Bild, das die Erinnerung untilgbar bewahrt, ist gewiß sehr unvollkommen, sehr lückenhaft und vielleicht nicht einmal in den erhaltenen Zügen ähnlich. Aber gehts uns nicht beinahe immer so? Wie selten gelingt es dem begrenzten irdischen Sinn, alle Seiten eines Dinges mit schweifendem Blick zu umfassen, wie selten, auch nur eines uns nahen Menschen vielfarbige Natur in ihrer Ganzheit, ihrer schillernden Fülle und Komplizirtheit zu sehen! Wir müssen froh sein, wenn eine Seite, die dem eigenen Empfindungcentrum die nächste ist, sich dem Gedächtniß eindrückt und uns die Möglichkeit läßt, aus dem Theil rückschauend auf das Ganze zu schließen.

Dieser Eindruck wurde mir wieder lebendig, als die Nachricht vom Tode der Frau Charlotte Wolter kam. Mit der großen Schauspielerin ist mirs gegangen wie mit der waldigen Insel im Ozean: ich kenne nicht alle Seiten ihres Wesens und habe kaum mehr von ihr bewahrt als ein Erinnerungbild, dessen Farben nicht verblaßt sind, dessen Konturen aber falsch oder mindestens mangelhaft sein mögen. Ich habe die Wolter

nicht oft und in den letzten Jahren gar nicht auf der Bühne gesehen. Sie spielte nicht mehr in Berlin, seit bei uns alljährlich neue Genies entdeckt werden; sie wollte sich wohl nicht von dummen Jungen bescheinigen lassen, daß sie zum alten Eisen gehöre. Sie kam nach Parvenupolis, um endlich einmal die „neue Richtung“ oder den „neuen Stil“ kennen zu lernen, von denen so fürchterlich viel geschwatzt wird, aber es ging ihr wie anderen erfahrenen Leuten: sie fand sie nicht, trotz emsigstem Suchen, und erzählte später, sie habe gute und schlechte Vorstellungen gesehen, aber das fabelhaft Neue nirgends erschaut. Damals sah man ihren strengen, klassischen Kopf in den Logen und konnte ahnen, was sie bei der fahrigen, undisziplinirten Spielerei empfand, die in Berlin als modernste und deshalb höchste Kunstleistung gepriesen wird. Als ich sie zum ersten Male auf den Brettern sah, war ich noch sehr jung, sehr hitzig für alle Theatervorgänge interessirt, aber schon kritisch genug, um die Judith der Frau Ziegler und den Uriel des Herrn Barnay kühl zu verschmähen. Und da ich den frühen Eindrücken jetzt nachdenke, ist mirs, als hätten Phädra, Messalina, Orsina, Lady Macbeth und Hebbels Maria Magdalena damals in meinem jungen Sinn erst die Gestalt, die nie mehr veränderliche, empfangen. Und nun spüre ich auch, weshalb mir, als ich von der Wolter sprechen wollte, unwillkürlich die paar Stunden einfielen, die ich auf Madeira erlebte. Auch vor der Tragoedin, der ersten und letzten, die ich im vollen Besitz ihres Vermögens sah, stand ich wie vor einer fremden

Welt, vor einem heißen Eiland, das sich zwischen zwei Zonen, zwischen Europa und Afrika, aus den Wogen reckt und von leidender, sterbender Menschheit bevölkert ist. Auch der üppige, beinahe tropische Reichthum ihres Genies entsproßte vulkanischem Boden und hinter der südlichen Pracht, die Phädra und Messalina mit schleppendem Schritt durchkeuchten, dehnte sich drohend der wilde Nordlandswald, der in der Schicksalsstunde vor Macbeths Königsburg rückt...

Charlotte Wolter glich dem Geist der Tragoedie. Ein dunkler Kameenkopf, der, selbst wenn er verführerisch lächelte, noch schwarz und schreckend blieb, wie die Maske der Melpomene. Ein ernstes, fast finsteres Auge, das streicheln und strahlen, höhnen und jubeln, locken und sengen konnte, seiner Wirkung aber am Sichersten war, wenn es drohen, in jähem Blitzfeuer flammen, vernichten durfte. Eine metallische, durch den rein materiellen Reiz schon bezaubernde Stimme von Cellofärbung, eine zum dunklen Haupt passende dunkle Stimme, die gern im eigenen Wohllaut schwelgte und zu den Worten der Dichter oft wundersam eintönige Weisen sang. Ihre Vortragsart hat man ihr abgeguckt und auf allen deutschen Bühnen wurde Jahrzehnte lang wüst gewoltert; leider ließ die Persönlichkeit, ließ das strotzende Genie dieser Frau sich vom Affentalent nicht kopiren. Sie war nicht groß, nicht von dem Walkürenmaß, an das die Riesengarde der deutschen Heldinnen uns seit der Zieglerzeit gewöhnt hat und das den schönen und schlimmen Frauen unserer tragischen Dichtung die Weiblichkeit raubt; aber sie hatte die

innere Größe, die auch die Buhlerinnen noch, Kleopatra und Messalina, über den Troß der gemeinen Straßenhetären erhöht, und konnt edeshalb Thusnelda, Kriemhild, die Königin von Messina und die Mutter der Makkabäer sein. Adelaide Ristori, von der sie so viel gelernt hat, war körperlich noch kleiner gewesen und hatte in ihrer Kunst doch das Größte und Großartigste vermocht. Beide waren Meisterinnen der Plastik, aber Beiden war es nicht um die schöne, sondern um die charakteristische Linie zu thun: wie die Ristori Medea als wilde, barbarische Kolchierin spielte, deren Wesen sich düster von der hellen Hellenenwelt abhob, so gab die Wolter dem Weibe des Klaudius nicht eine stilisirte Kaiserinpose, sondern die schlangenhafte Beweglichkeit eines brünstigen Weibes. Doch selbst in dieser Rolle, die man von keiner Anderen sehen kann, ohne von Ekelgefühl vor dem jämmerlichen Machwerk eines kraftlosen Erfolghaschers gepackt zu werden, bewahrte ihr Genius sie vor dem Fall in den stinkenden Schlamm der Gassendirne; die Leidenschaft dieser Messalina war zu mächtig, als daß man sie mit gemeinem Maß messen durfte; und diese große, wirbelnde Passion wurzelte nicht nur in thierischen Trieben. Das verbuhlte Weib empfand wie ein keusches Mädchen, wenn es im Venustempel den Epheben umfing, und litt wie eine flügellos in den Abgrund gestürzte Göttin der spendenden Liebe, wenn es zagend, als ginge es zum Richtplatz, sich, mit dem Weinlaub der Bacchantin im Haar, an die Leiche des letzten Geliebten schlich. Daß Marcus ihr letzter Geliebter war, das

letzte Lächeln in einem zerstörten Leben: darin suchte und fand die Wolter die Tragik dieser unreinen, verzerrten Gestalt. Vielleicht brauchte sie gar nicht zu suchen; der spähende Geist war, wie man sagt, nicht allzu stark in ihr und sie gehörte nie zu der scheusäligen Schaar der denkenden Künstler: der Instinkt aber witterte, was der Verstand nicht klar erkannte, und trieb sie unbewußt stets an den einen, den tiefsten Punkt, von dem aus die Summe des Wollens, die man den Charakter nennt, in einem Menschengeschöpf zu begreifen und nachschaffend zu gestalten ist . . . So wurde Hebbels Klara in ihrer Darstellung zur echten Tochter des igligen Meisters Anton, zur unbeugsamen Virago, die, da sich in ihrem Schoß schreckend schon Leben regt, noch immer in Jungfrauenscham die vom Vater ererbten Stacheln ausstreckt. So blieb ihre Phädra auch im athenischen Palast noch Ariadnes Schwester, die früh Treulosigkeit und Entpflichtung gekannt und an die Pflicht einer Treue fürs Leben niemals geglaubt hatte. So stützte sie auf die erlesene und ersonnene Tollheit der Verlassenen die morsche, in dunkelrother Pracht von den fahlen, flackernden Lichtern des Irrsinns umspielte Gestalt der Gräfin Orsina.

Ganz Reines und ganz Kleines, scheint mir, lag außerhalb der Grenze ihres Vermögens. Sie war zu sinnlich, zu heftig in jeder Empfindung für Iphigenie, zu stark, zu gebietend für die Kameliendame. Ihre große Kunst gestattete ihr, auch auf Tauris und in Paris als Siegerin zu erscheinen, aber ihr eigenster Bereich lag doch in anderem Gelände. Ich sah sie

als Marguerite Gautier. Sie war schön, leidenschaftlich, ergreifend, aber ihr fehlte der krankhafte Reiz, der Reiz der kränkelnden Cocotte, der Sarah Bernhardt in dieser Rolle so einzig macht, und sie war zu gewaltig, als daß man glauben konnte, sie habe mit wurmstichigen Baronen und Grafen seit Jahren Tisch und Lager getheilt; man führt die tragische Muse nicht ins cabinet particulier, zahlt Melpomene nicht einen Hemdenzins. Bei Dumas schlug die Französin die Deutsche; Racine brachte der Deutschen über die fremde Eroberin einen Triumph. Sarahs Phädra ist entzückend, ist in ihrer feinen Weichheit ganz dem racinischen Stil angepaßt und labt unser Ohr mit jauchzenden und schluchzenden Tönen einer Stimme, die aus Gold und Demant geschmiedet scheint; aber sie hat nicht die Wucht, nicht die lechzende Fieberhitze der Wolter, die von dem anmutigen Hügellande Racines mit Dämonengriff uns auf die Gletscher der großen Tragiker riß. . . Da erst, wo Andere nicht mehr athmen können, fühlte sie sich recht wohl und behaglich, blähte die im Thal stets nervös zuckenden Nüstern und sog gierig die Höhenluft ein. Und wenn sie in sieghafter Schöne dort oben stand, auf schwindelndem Steg, dann achtete der staunend emporstarrende Betrachter nicht mehr ihrer Mängel, dann verschwand die nie völlig dialektfreie Sprache, die übertreibende Heftigkeit der Tigerinnengeberde und die manchmal launische Willkürlichkeit ihres Spieles, — dann tobte eine mächtige Naturkraft in fegenden Gewittern sich prachtvoll, beglückend und glücklich, aus. Bis auf den

eisigsten Gletschergipfel wehte plötzlich dann der Scirocco und dem Hörer gefror in der schwülen Stille das Blut. Hoch oben aber, vom letzten Licht gelber Blitze umlodert, stand aufrecht noch immer die Furchtbare, Holde, nur in ihren Schleier gehüllt, das einzige Gewand, das sie niemals ablegen mochte. Ihr Schleier war ein Theil von ihrem Selbst, ihn breitete sie um alle ihre Gestalten: und diese dünne, durchsichtige Hülle trennte die Geschöpfe der Tragoedin, wie ein feiner, silberner Nebel, von der gemeinen Wirklichkeit der Dinge und verlieh ihnen, über dem dumpfen Thal der Bürger, das adelige Lebensrecht in der poetischen Welt.

... Frau Duse, die kätzchenhaft kluge und geschmeidige Virtuosin der Natürlichkeit, sah die einsame Riesin eines Abends dort oben stehen, hörte von der Höhe den Wolterschrei und folgte mit entsetztem Blick Macbeths gespenstischem Gemahl durch die öden Hallen des blutigen Schottenschlosses. Am nächsten Tage stand die zierliche Italienerin vor der sehnigen Frau und sagte ihr allerlei Schönes; als aber die Wolter sie fragte, ob auch sie schon einmal die Lady Macbeth gespielt habe, da ging ein Frösteln durch die müden Glieder der Duse, sie schüttelte hastig das blasse Haupt und hüllte sich fester noch in den weichen Pelzmantel. Das Nervenbündelchen fühlte, daß vor ihm eine unheilvoll Begnadete stand, — Eine von Denen, die wie eine Elementargewalt über die Erde brausen, große Sünderinnen oder große Tragoedinnen oder Beides werden und mit dem dräuenden Blick den Tod sogar, den Allmächtigen, für eine Weile bannen.

MENZEL.

Unter Goethes politischen Sprüchen ist einer, in dessen mild spottender Weisheit ernster Sinn heute oft Trost suchen muß; und manchmal auch finden kann. „Ob eine Nation reif werden könne, ist eine wunderliche Frage. Ich beantworte sie mit Ja, wenn alle Männer als dreißigjährig geboren werden könnten. Da aber die Jugend vorlaut, das Alter kleinlaut ewig sein wird, so ist der eigentlich reife Mann immer zwischen Beiden geklemmt und wird sich auf eine wunderliche Weise behelfen und durchhelfen müssen.“ Ungefähr eben so, nur aus härterem Herzen, spricht des Dichters Alba zum Grafen Egmont: „Glaube nur, ein Volk wird nicht alt, nicht klug; ein Volk bleibt immer kindisch.“ Daß ers nicht glaubt, wird Egmonts Verhängniß. Im Kerker noch sieht sein Wahn ein Volk sich sammeln und mit anschwellender Gewalt den alten Freund erretten, sieht er der Freiheit des einbrechenden Tages sich fröhlich über gestürzte Mauern entgegensteigen: und das Volk, auf dessen wohlgemeintes Drängen er hofft, drückt sich vor seinem Namen weg, als das liebe Mädchen es mit schwacher Stimme zur Befreiung ruft. Ein Volk bleibt immer kindisch. Freilich wollte unser

Dichter zwischen Volkheit und Volk unterschieden wissen. „Jene spricht immer das Selbe aus, ist vernünftig, beständig, rein und wahr. Dieses weiß niemals für lauter Wollen, was es will. Und in diesem Sinn soll und kann das Gesetz der allgemein ausgesprochene Wille der Volkheit sein, ein Wille, den die Menge niemals ausspricht, den aber der Verständige vernimmt, den der Vernünftige zu befriedigen weiß und der Gute gern befriedigt.“ Ihn heute noch zu vernehmen, ist nicht leicht. Das Volk lärmt so laut, der Zeitungschreiber (vor dem auch Goethe schon warnte) kirrt mit so schlauer Geschicklichkeit den Kinderinstinkt, daß der erwachsene Wille der Volkheit sich kaum noch Gehör schaffen kann. Wenn es nicht arbeitet, für die Sättigung des Magens, der Eitelkeit, der Geschlechtslust sorgt, guckt das Volk in die Bilderfibel. Da ist der Reiche ein Geizhals und Leuteschinder, jeder Arme ein edler Held. Da tragen die Könige Kronen und Der noch, der sie zu schelten wagt, thuts im Ton des zur Wuth gereizten Lakaien. Da sind Paraden und Schlachten zu sehen, Hochzeiten und Trauerfeiern, Aufzüge jeglicher Art; natürlich auch all die Gräuel, die irgendwo in der Welt geschahen oder geschehen sein könnten. Und im Text steht, was der Beschauer von den abgebildeten Personen und Ereignissen zu denken hat. Daß auf dieser Erde Alles gut oder böse, schneeweiß oder pechschwarz ist. (Nur nicht verrathen, daß es Komplementärfarben giebt, aus weißem Licht farbiges werden und kein beleuchteter Körper Farben zeigen kann, die in dem einfallenden Licht nicht schon vorhanden waren.)

Steht, wen man zu lieben und wen zu hassen hat, wo Bewunderung und wo Verachtung ziemlich angebracht ist. Nichts von der Verschiedenheit der Zonen und Zeiten, Kulturen und Lebensalter; immer noch klingts, als lebten wir in dem undifferenzirten Sechstagewerk des Gartenherrgottes. Wer seinem Interesse gehorcht, wer gar, mit Haeckel, selbst im erhabensten Handeln die tiefe Wirkensspur des Egoismus findet, ist ein Wicht und gehört nicht in die Gemeinschaft der Reinen. Nicht Alle sind fibelgläubig; oft hört man Einen über das alberne Kinderbuch klagen. Nur nicht allzu laut. Der Unzufriedene schweigt auf dem Markt, meidet am Liebsten die laute Gasse, um nicht zwischen Kleinlauten und Vorlauten eingeklemmt zu werden, und drängt den Willen ins stillste Wesensgemach. Draußen empfinge den lästigen Mahner doch nur höhnischer Schimpf. Der? Dem ists Dünkelvergnügen, förderts wohl auch die Schachermachei, wenn er immer was Anderes sagt als der Chor der Verständigen, als verständig von der hohen Behörde Geaichten. Und von Dem laßt Ihr Tröpfe Euch aus fester Gewißheit locken? Solches Schreckgeschrei paßt in die Akustik der Kinderstube. Namentlich der deutschen, die ihre besonderen optischen und akustischen Gesetze, ihre eigenen Spiel- und Moralregeln hat. Unverkünstelte Kinder lehrt der Instinkt, was ihnen nützen, was schaden kann; wir sind stolz darauf, daß wir bei der Erörterung öffentlicher Angelegenheiten nach Nutzen und Schaden nicht fragen. Auch anderswo giebts dumme und schlechte Zeitungen, nur bei uns aber eine Fibelpresse, die

alle Psychologie verpönt, alle Personen aus dem weißen oder dem schwarzen Farbentopf tüncht. Nirgends wird so viel geschwatzt, so fruchtlos die Zeit vertrödelt wie bei uns. Der Reife muß sich auf eine wunderliche Weise behelfen und durchhelfen; und die Volkheit wird sich Gehör schaffen, wenn ihrem Leben Gefahr droht. Das Volk aber, das doch so gut zu wirthschaften, neue Handelswerthe zu finden, seinen Privatprofit so sicher zu erjagen weiß wie irgendein anderes, scheint sich in kindischer Politiserei recht behaglich, zu ernster Behandlung öffentlicher Vorgänge heute noch unfähig zu fühlen.

Laset Ihr, was nach dem Tode des Meisters Menzel gedruckt worden ist? Den schäbigen Anekdotentratsch und die dumme Mär, in Berlin habe Jeder den Maler gekannt und am Begräbnißtag sei in allen Zügen das Bewußtsein des Verlustes sichtbar gewesen, „den die gesammte Kunst- und Kulturwelt durch den Tod des genialen Mannes erlitten hat"? Daß es geglaubt werden könne, dünkt fast unmöglich. Hundertmal sahen wir den Maler in Frederichs Weinstube, in Jostys Konditorei sitzen; und staunten, daß diesen Zwerg, dessen körperliche Abnormität doch auffallen mußte, nicht mehr Gäste kannten. Von seinem Tod wurde weniger gesprochen als von dem neuen Abenteuer der Gräfin Montignoso. Muß denn immer gelogen werden? Adolf Menzel hat die Freude erlebt, noch ehe es nachtete, den Werth seiner bunten Schöpfung anerkannt und weit über die Grenzen der Heimath hinaus bewundert zu sehen. Ihm ward das Schicksal

des Künstlers erspart, dessen „Erdenwallen“ der Achtzehnjährige in einem Cyklus von Federzeichnungen beschrieb; unter dem letzten Blatt stehen da die Worte: „Der Baum ist zwar gefallen, aber erst, da er am Boden liegt, übersieht man ganz die Herrlichkeit seiner Fruchtpracht; und über ihm steigt leuchtend das Gestirn des Tages auf.“ Für Menzel hat die Mitwelt so viel gethan, daß der Nachwelt fast nichts mehr zu thun bleibt. Populär aber ist er nicht geworden; konnte er auch nicht werden. Sein König hat den Lebenden, der ihm der Maler Fritzens und Wilhelms, ihrer Höfe und ihres Preußenheeres war, eifernd geehrt und dem Toten eine Trauerfeier gerüstet, wie sie auf märkischem Boden sonst nur Fürsten und Feldmarschällen gewährt wird; noch nie wohl schritt, seit Velazquez bestattet ward, ein Kaiser hinter dem Sarg eines Künstlers. Ein Verhältniß wie zwischen Karl und Tizian wars dennoch nicht; und Berlin ist durch Menzels Tod nicht, wie einst Venedig durch Tizians, verarmt. Auch die Reichshauptstadt hat den achtzigjährigen Menzel auf ihre Art „gefeiert“ und dem Ehrenbürger in dicken Bündeln Lobsprüche aufs Grab gelegt; doch immer bliebs Rednerei. Vor neun Jahren schrieb mir Theodor Fontane, er habe sich in dem für die „Zukunft“ bestimmten Artikel bei Menzels „Kunstthum nicht lange aufgehalten, aber Einiges über den Menschen gesagt, der vielleicht noch größer ist als der Maler; ein ganz grandioser kleiner Knopp. Die furchtbaren Anfeierungen und Ansingungen fallen auf das in all seinen Festen immer so elend abschließende Berlin, nicht auf den

kleinen großen Mann. Mein Artikel hat wenigstens drei gute Stellen. Das will ich vorm Richterstuhl der Ewigkeit vertreten, während ich in sämmtlichen Menzelartikeln zusammengenommen noch immer keine drei guten Stellen gefunden habe. Blech, geist- und witzlos vom Anfang bis zum Ende, das Meiste mit der Elle zu messen.“ Seitdem haben wirs noch weiter gebracht. In zwei, drei Nekrologen war ja Gescheites, war vielleicht Feines gesagt. Aber die Summe, der Massenchor, das große A der Allgemeinheit, das Alles überschrie, und nach dem ersten Gebrüll dann der Hundetrab der zur Anekdotenjagd losgekoppelten Meute: die stillen Menzelfreunde überliefs. Der größte Maler des Jahrhunderts. Von entscheidender Bedeutung für alle Nachgeborenen. Der preußische Malerfürst. Näher stand dem König Keiner, doch dem Volke schlug sein Herz. Und dieses Volk liebte, jedes Kindermädchen und jeder Schusterjunge kannte ihn, wich ihm ehrfürchtig aus. Und sein Freimuth, sein trutziger Künstlerstolz, seine göttliche Grobheit. Und so weiter. Nirgends ein Versuch zur Differenzirung, ein Bemühen, Grenzen zu ziehen und in der Begrenztheit persönliches Wesen zu zeigen. Wozu? Wer nach berühmtem Leben stirbt, gehört aufs Paradebett. Weg mit den Furchen, den Malen müder, zerquälter, vergrämter Menschlichkeit; Fettschminke decke die Stellen, über die der Pflugschar der Zeit hinging. Wascht die Leiche, balsamirt, parfumirt, frisirt sie, stopft die Backen hübsch straff; und hängt die Lippe, so setzt Zähne ein, daß der Kiefer uns nicht das Putzwerk verderbe. De mortuis nil

nisi bene. Schade, daß man dem kleinen Menzel nicht rasch ein paar Schuhlängen ankleistern kann. Doch er liegt ja, steht nicht mehr auf; da merkt mans nicht. Erkennt Ihr ihn denn noch? Gleicht er, unter den papiernen Guirlanden, im Pomp nicht fast schon dem Titanen, den wir gestern beflennten? . . . Was thuts? Die Leiche ist schön.

De mortuis nil nisi bene (nicht: bonum): Chilons Mahnung, nicht in unwürdigem Ton über Tote zu reden, wurde in den Fibelrath umgefälscht, von den Toten nur Gutes zu sagen. That Menzel selbst etwa so? Hat sein Stift uns, sein Pinsel flecklose Heroen gezeigt? Seht seinen Fritzen an, seinen Wilhelm, das ganze Gewimmel seiner Menschheit, von Voltaire bis zu den oberschlesischen Eisenarbeitern: sie Alle stehen mit festen Beinen auf unserer Erde und gucken nicht hinters Gewölk; sie Alle sind menschlich und schämen sich nicht, allzu menschlich zu scheinen. Der kleine Jesus sogar, auf dem merkwürdigen Bilde, das fast wie eine Mythenkarikatur wirkt, ist, trotz dem Glorienflimmer, ein altkluges Judenknäblein von Fleisch und Bein. Der kleine Hexenmeister, der dem Erzähler Auerbach selbst, trotzdem die sentimentale Spitzfindigkeit des als Bauer vermummten Sinnirers ihm unausstehlich sein mußte, Artiges zu sagen vermochte (und schon deshalb nicht gar so grob gewesen sein kann), hätte es eher vielleicht mit Voltaire gehalten, der einst schrieb: On doit des égards aux vivants; on ne doit aux morts que la vérité. Eher; auch gegen die Pflicht zu égards hätte er sich vielleicht noch gewehrt. Und dieses Kyklopchen, dieser

echte Sohn der Gaea soll nun ins Kinderpantheon? Der Mann, der, wie der andere Preuße aus dem Jahrgang 1815, mit allen Mängeln, ohne alle Retoucheurkunst, im hellsten Licht ausgestellt werden kann?

Das Problem Menzel wurde wohl erst durch intime Kenntniß des Menschen gelöst. Mir war er stets ein unheimliches Räthsel. Ein Riesenschädel auf einen Zwergrumpf gestülpt. Der Kopf eines Gymnasialprofessors, der finster blicken gelernt hat, weil sonst die Schuljungen den Dreikäsehoch nicht recht respektirten? Wenn er die Brille abnahm, wars, mit der Maurerfraise, der Kopf eines alten Handwerkers. Nichts Artistisches; nur auffallend feine Hände. Das ganze Männchen fast zeitlos; zieht ihm einen Zunftkittel, den Rock eines Rathsschreibers an: und es paßt in das Saekulum frühdeutscher Stadtherrlichkeit. In Gang und Haltung noch kein Greis; und Einer doch, den man sich nicht jung denken konnte, beim Liebchen, in den Sauserjahren aufsteigender Säfte; der, wenn man ihn nach Lustren wiedersah, unverändert schien, unveränderlich. Dazu das fabelhafte, aller Schwierigkeit spottende Können und die scharfkantige Persönlichkeit, der doch der letzte Reiz fehlt, die ohne Leidenschaft ist und den Schauenden oft in Bewunderung frösteln läßt. Im sichtbaren Wesen die seltsamsten Widersprüche. Man sieht den trotz festen Sehnen zarten Zwerg, den Achtziger, abends hastig Portionen verschlingen, von denen ein stämmiger Drescher satt werden könnte, sieht die Excellenz,

die auf Rang und Titel so stolz ist, zu mitternächtiger Stunde am Kaffeehaustisch zwischen Rennplatzjobbern und Strichgängerinnen schlummern. Hört, daß der Ritter vom Schwarzen Adler kein Hoffest versäumt und zu Haus, bei kaltem Ofen, auf seinem Leiterchen hockt, in Wollenhüllen, wie der Anstreicher in einem Neubau. Daß er die linke Hand durch strenge Erziehung gezwungen hat, ihm so sicher und pünktlich zu Dienst zu sein wie die rechte; daß er mit beiden Händen malt. Ein Maler, den nie der nackte Menschenleib reizte, der nie in Italien war, als er sich endlich dahin aufgemacht hatte, in Verona schon umkehrte, all die Schätze nicht sah, niemals, die Antike und Renaissance unter diesem Himmel gehäuft haben ... Ein Mensch wie andere oder ein Gnom, dems, weil dort unten nichts Rechtes zu schauen ist, hier zu wohnen beliebt?

Zum Richterspruch, ob er der größte Maler des Jahrhunderts war, bin ich nicht berufen; ist mir auch gleichgiltig. Ich weiß nur, daß er nicht so war, wie er auf dem Paradebett scheinen sollte. Nicht Malerfürst, nicht der Freund seiner Fürsten, auch nicht der Trutzige, der immer das schroffste Wort sprach und schwächliche Kompromisse verschmähte. Paul der Dritte schrieb aus dem Vatikan an Tizian anders als Wilhelm der Zweite an Menzel. Nie hat der Schlesier mit Potentaten verkehrt wie der robuste Rubens mit Isabella, der bleiche Grandseigneur Van Dyck mit Karl dem Ersten, noch gar Velazquez, in Leben und Kunst der vornehmste, mit seinem Philipp. Fürstlich lebte der König des venezianischen

Cinquecento, dem die Wimper nicht zuckt, als der fünfte Karl, Imperator und Rex, ihm den entglittenen Pinsel aufhebt. Fürstlich hat, auf seine Weise, noch Lenbach gelebt. Das war nichts für Menzel. Dem war nur im Engen warm. Seit Jahrzehnten konnte er im Glanze sitzen, konnte ungefähr so viel Geld einnehmen, wie er just wollte; für seine alten Skizzenbücher (in denen, nach dem Zeugniß des Herrn von Angeli, ganze Haufen kleiner Wunder verborgen sein sollen) hätte er leicht wohl Hunderttausende bekommen. Aber den artiste parvenu spielen? Wagen und Pferde halten, ein Haus machen und, um zu zeigen, daß mans kann, hundert langweilige Leute mit Trüffeln und Sterlet füttern? Gräßlich. Er blieb in der Sigismundstraße und stillte seinen Hunger im nahen Stammlokal. Wenn sein König rief, war er da. Ein Glück für die Hohenzollern, daß sie ihn fanden. Er war ihr Mann; eigentlich nur noch der Mann Wilhelms des Ersten, schon nicht mehr Friedrichs, der Theaterausstattung und Coulissenlicht brauchte. Und gerade Menzel hatte das Historienbild enttheatralisirt. Nun war er einmal da, „ein Stolz der Nation", hatte die Welt gezwungen, die Fritzenzeit aus seinen Augen zu sehen: nun mußte man ihn auch ehren. Höher noch als Antonium von Werner, Pape, Saltzmann und die Buonarottis der Puppenallee. Excellenz (wie Theodor Möller triumphans). Schwarzer Adler (wie Graf Görtz-Schlitz für einen überflüssigen Coligny). Wirklich hübsch und apart (wenn auch nicht im Künstlersinn schön) das fritzische Menzelfest in Sanssouci und die pomphafte

Leichenfeier. Ists nicht seltsam, daß Menzel auf seinem eigensten Gebiet so stumm blieb, der kaiserlichen Kunstpolitik nie widersprach, den Geschmack des „wohlaffektionirten Königs“ nie auch nur leise zu lenken versuchte? Wie viel Gutes hätte er mit seiner Autorität zu stiften, wie viel Schädliches zu hindern vermocht! Er liebte Klinger, umkreiste eine Stunde lang, fast wie mit frommem Schauder, den Beethoven, für den der Kaiser nur Spottworte hatte: und sah im Thiergarten die steinernen Gräuel entstehen, schien mit einem Melodramenfritz des Herrn Magnussen sehr zufrieden und rührte sich nicht, als unsere feinsten Talente gescholten, boykottirt, in den Rinnstein gewiesen, unzulängliche Pinsler begünstigt wurden, als der Dom, dieser Dom gebaut, der ehrwürdige Weiße Saal, das Hofschauspielhaus fürchterlich „modernisirt“, Schinkels Palais Redern, Knobelsdorffs Opernhaus dem hehren Geist der Zeit geopfert ward. Wo ihn nicht, wie beim wegwerfenden Urtheil über die Nazarener, der stärkste Trieb seines Wesens blendete, war er stets doch ein unbestechlicher Richter, schied sein durchdringender Blick scharf zwischen Echt und Unecht. Einmal, als man ihn, vor der Eröffnung, durch die moabiter Kunstmesse führte, blieb er vor einem Kolossalschinken Beckers, des Senatspräsidenten und Figurinenmalers, stehen, tippte mit dem Zeigefinger auf den Rahmen und fragte, mit der Miene bangsten Zweifels: „War die Jury hier schon?“ Er mag Liebermann, den Thronprätendenten, nicht allzu zärtlich geliebt, muß ihn, der Könner und Kenner, aber unendlich höher geschätzt haben als den ganzen Troß

der Protegirten. Muß die Gefahr gefühlt haben, die unserer dünnen Kunstkultur heraufzog. Sein Wort konnte hemmen, sein Zeugniß helfen; er schwieg. Nil nisi bonum? Solche Sünde darf an keiner Bahre verschwiegen werden.

Verständlich ist sie. Der Kaiser ließ nach der Leichenfeier den letzten Brief drucken, den er von Menzel empfangen hatte. Der war lehrreich. Aus der Tiefe schickt da ein begnadeter, persönlich verpflichteter Mann seinen Dank auf die steile Höhe, wo Fürsten stehen. Nicht höfisch klingts, gar nicht schranzenhaft; doch man merkt: da wird der Abstand als so unermeßlich empfunden, daß ungeforderte Einrede lächerliche Ueberhebung schiene; daß der Mund nur ausspricht, was dem Kopf abgefragt ward. Dieser Maler konnte zu seinem Kaiser nicht reden wie der alte Schadow zu Friedrich Wilhelm. Die Zumuthung eines Dienstes, der ihm wider sein Künstlergewissen gegangen wäre, hätte er sicher rund abgelehnt. Dreinreden aber, dem Monarchen sich etwa gar zum Magister setzen? Unmöglich; selbst wenn sichs um Lebensfragen der Kunstpolitik handelt: undenkbar. Gerade weil er selbst sich in seine Sache nicht dreinreden ließ. Seine Sache war das Malen und Zeichnen. Das hatte er, der aus der Nothecke des Kleinbürgerthumes kam, mit zähestem Fleiß, ganz auf eigene Faust, gelernt. Das konnte er wie nur irgendwo Einer. Doch sagen, was dort oben, weit oben geschehen soll? Weiß Unsereins denn, wie die Welt von oben aussieht und welche Gedanken auf solchem Gipfel dem Geist aufgehen? Nein. Jeder soll machen, was er zu machen ver-

steht, und der Schuster bei seinem Leisten bleiben. Der Brief klingt kaum anders als der, den im September 1523 Albrecht Dürer „in allerunterthäniger Dienstbarkeit“ an seinen gnädigsten Herrn, den Kurfürsten Albrecht von Brandenburg schrieb. Und der Nürnberger dachte von Beruf und Weihe des Künstlerwesens vielleicht höher noch als der Breslauer. „Die Kunst des Malens kann nit wol geurtheilt werden dann van den, die so selbs gut Maler sind. Aber fürwahr den anderen ist es verborgen wie dir eine fremde Sprach. Die groß Kunst des Malens ist vor viel hundert Jahren bei den mächtigen Küngen in großer Achtbarkeit gewesen. Dann sie haben die fürtreffentlichen Künstner reich gemacht und wirdig gehalten. Dann sie bedaucht, daß die Hochverständigen ein Gleichheit zu Gott hätten, als man schrieben findt. Dann ein guter Maler ist inwendig voller Figur, und obs möglich wär, daß er ewiglich lebte, so hätt er aus den inneren Ideen, dovan Plato schreibt, allweg etwas Neues durch die Werk auszugießen. Es geschieht oft durch die groben Kunstverdrücker, daß die edlen Ingeni ausgelescht werden.“ So stolz hörten wir Menzel niemals sprechen Der Sohn des breslauer Lithographen war auch darin Realist, daß er die Dinge nahm, wie sie nun einmal geworden waren. Sollte er sie etwa ändern? Das war nicht seines Amtes; wie auf Faustens Schloßwarte der Sänger, nur nicht so fromm noch so rhythmisch, mochte er fühlen: „Zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt, dem Thurme geschworen, gefällt mir die Welt.“ Und mit Dürer rufen: „Der alleredelste Sinn der Menschen ist Sehen!“ Einen,

der nur sehen und Gesehenes nachgestalten will, kann der Weltlauf nicht ernstlich ärgern; zu sehen und zu gestalten giebts überall und immer genug. Wird ein fürtreffentlicher Künstner nicht würdig gehalten, werden edle Ingeni von groben Kunstverdrückern ausgelescht: sie mögen sich wahren, die Ohren steif halten und sich durchsetzen. Nie vernahm man, Menzel habe einem Jungen vorwärtsgeholfen. Er hatte es selbst schwer gehabt, in Frankreich früher als in Deutschland Anerkennung gefunden und war hart geworden. Nachhilfe schadet nur. Und gar „Richtungen" protegiren und in die Kunstpolitik pfuschen? Unsinn, wie alles Gerede. Wer was kann, kommt schon ans Licht; um so früher, je stiller er bei seinem Leisten bleibt.

Böcklin hat den Preußenmaler, nicht ohne Bosheit wohl, einen großen Gelehrten genannt. Kein unkluges Urtheil. Menzel arbeitete ja wie ein Gelehrter; ging stets bis zu den Quellen zurück, durchstöberte Archive, Museen, Zeughäuser, plagte sich mit dem Studium alter Exerzirvorschriften und Kleiderordnungen und zeichnete keinen Soldatenstiefel und keinen Stehspiegel, ehe er genau wußte, wie das Ding in Olims Zeit wirklich ausgesehen hatte. Fleiß und Akribie des Gelehrten. Oder des Handwerkers vom alten Schlag. Das Wort scheint hier noch paßlicher Der rechte Gelehrte macht nicht so Vielerlei, sondern bleibt bei seinem Stoff oder Stoffrestchen, bis alles Erdenkliche daraus gezogen ist. Der hellâugige Handwerker ist froh, wenn er sich Abwechselung

verschaffen kann. Und Menzel ... Ich muß noch einmal Fontane citiren:

> Ja, wer ist Menzel? Menzel ist sehr Vieles,
> Um nicht zu sagen: Alles; mindstens ist er
> Die ganze Arche Noae, Thier und Menschen:
> Putthühner, Gänse, Papagein und Enten,
> Schwerin und Seydlitz, Leopold von Dessau,
> Der alte Zieten, Ammen, Schlosserjungen
> Katholsche Kirchen, italiensche Plätze,
> Schuschnallen, Bronzen, Walz- und Eisenwerke,
> Stadträthe mit und ohne goldne Kette,
> Minister, mißgestimmt in Kaschmirhosen,
> Straußfedern, Hofball, Hummermayonnaise,
> Der Kaiser, Moltke, Gräfin Hacke, Bismarck ...
> Er durchstudirte
> Die groß' und kleine Welt; was kreucht und fleucht,
> Er giebt es uns im Spiegelbilde wieder.

Ein Handwerksmeister. Wie die alten Künstler; nur ohne den Dämon Buonarottis. Vielleicht der letzte Altmeister der Lukasgilde? Keine Spur von Künstlermystik, von lüdrianischem Zigeunerthum. Alles solid und der Regel gerecht. Nach langer Arbeit der Nachttrunk, reichlich, wies dem braven Mann ziemt; aber nie zu spät aus den Federn. Tiefste Verachtung der Sammetenen, die auf Inspiration, auf Stimmung warten, gute und (meist) schlechte Stunden haben und sich die Werkstatt mit Kostbarkeiten staffiren, um „angeregt" zu werden. Hosenmätze sinds, Gecken und Pfuscher. Wer sein Handwerk gelernt hat, kann immer und überall was Ordentliches leisten. Menzel hatte es gelernt; hat, wie nach

ihm bis heute Keiner in Deutschland, jede Technik beherrscht. Das hob ihn über Alle. Mit dreizehn Jahren schon, mit neunundachtzig noch den Zeichenstift in der Hand. Das giebt meisterliche Sicherheit. Wenn jetzt ein Maler oder Meißler Handwerker genannt wird, bäumt er sich. Ists denn ein Schimpfwort? Michelangelo wollte in seinem Käfig nicht mehr sein; war ganz zufrieden, wenn der Besteller ihn Handwerksmeister hieß. Menzel gewiß auch. Sehr stolz, daß in ihm das Handwerk geehrt wurde. Drum vertiefte er sich ins Hofceremonial und probirte emsig, ob er das Festkleid der Adlerritter auch richtig trage. Ein Anderer hätte sich, den Prinzen aus Genieland, über solche Kleinlichkeit erhaben gedünkelt. Er nicht; die vornehmen Herren sollten nicht über den winzigen Handwerker spotten; gerade er mußte vom Kopf bis zur Sohle korrekt sein. Er hat einmal gesagt: „Wir hätten eine bessere Kunst, wenn wir eine bessere Kritik hätten“. Ein Spruch von anfechtbarer Weisheit. Doch sicher hätten wir eine bessere Kunst, wenn unsere Künstler bessere Handwerker wären, sich nicht fast schon schämten, sobald von ihrem Handwerk auch nur geredet wird.

Mancher, der nur den Handwerksmeister sah, hat Menzel die Phantasie abgesprochen. Er brauchte nur die Zeichnungen zu Kuglers Geschichte Friedrichs des Großen zu betrachten (oder sie gar dem schwächeren Vorbilde, dem von Horace Vernet illustrirten Napoleonbuch, zu vergleichen), um den Irrthum zu erkennen. Das ist nicht nur mit unglaublich sicherer und geschmackvoller Kunst gezeichnet: da spricht

aus kleinen Vignetten oft mehr Phantasie als aus Pilotys Tafelbildern und Kaulbachs Fresken. Ein Handwerker großen Stils ist ohne einbildnerische Schöpferkraft ja auch nicht zu denken. In Menzel war sie von einem scharfen Verstande, der nie trunken wurde, gezügelt; von einem Geist, der vor Heroengröße so gelassen blieb wie der Meissoniers (des ihm befreundeten Zwerges) und so witzig, so graziös sein konnte wie der eines Rokokofranzosen. Meisterliches Können, Phantasie, Geist, Humor sogar (der „zerbrochene Krug", Wagonszenen und allerlei kleines Schelmenwerk zeigen ihn deutlich): was fehlt da noch? Enthusiasmus vielleicht, den Schiller als „unsere erste treibende Kraft" pries. Mir wird, ich muß es gestehen, vor diesen Meisterbildern nicht warm; eigentlich nur vor dem ganz impressionistisch gemalten pariser Theaterbild und dem „Flötenkonzert", in dessen hörbaren Rhythmus das Licht so entzückend hineinhüpft, hineinkichert. Die Zeichnungen, Vignetten, Adressen, Tischkarten wirken stärker als Oel und Gouache; da ist leise Andeutung, sind manchmal doch Lücken. Die Bilder geben Alles so vollständig, erzählen so viel Anekdotisches, sind von so geistreicher Beredsamkeit, so erschreckend fehlerlos und undiskutabel, lassen der Phantasie des Beschauers, die gern still mitarbeiten möchte, nichts mehr zu thun. Der sie schuf, hat im Grunde gewiß nur sein Metier geliebt. Nichts Anderes. Prozession oder Ballsouper, Verona oder Gastein, brandenburgischer Grenadier oder Rabbi, Eisenwalzwerk oder Courcercle des alten Kaisers: nur die Linie (kaum noch die Farbe) interessirt ihn.

Die will er festhalten; und hält sie fest, ohne sich von Emotionen je aus der Handwerksandacht rütteln zu lassen. Vielleicht muß es so sein, könnte eine so ungeheure Sammlung bildlicher Dokumente sonst nicht entstehen. Meissionier, der ihn an Wuchs nicht erreicht, ist ähnlich; Courbet, der Einfluß auf ihn gehabt haben soll, ist anders. Charakter, sagt der ältere Humboldt, wird dadurch möglich, daß Jeder seine Eigenthümlichkeit aufsucht, sie reinigt und das Zufällige absondert. Das hat Menzel früh gethan. Er hat sich eine Persönlichkeit, seiner Kunst einen unverkennbaren Charakter anerzogen. Nie unternommen, was er nicht leisten konnte. Daß er sich an den Preußenfritz machte, war wohl Zufall, die Folge des ersten Auftrages, der den Kleinen aus der Noth riß; nicht aber, daß er so lange bei ihm blieb. Ein Schlesier, aus Wratislaws Stadt, die Friedrich nach Leuthen zum zweiten Mal genommen hatte, in der, als Menzel erwuchs, die Erinnerung an Vandamme, an die Freiwilligen Jäger und den Königsaufruf von 1813 noch lebendig war. Dazu der von Chodowiecki geschaffene Altfritzentypus; die Lust des Kleinen, der im Waffenrock lächerlich gewesen wäre, an kühnem soldatischen Wesen; und die Freude des Rationalisten, in Preußens größtem König, dem einzigen genialen Hohenzollern, einen Verwandten zu finden. Alles paßte hier. Wer vor diesen Bildern und Blättern steht, ist überzeugt: So wars, so sah Fritz, Voltaire, so Macchiavell aus und genau so wurde die Tafelrunde bedient. Die Vignetten in Kuglers Buch und namentlich in Friedrichs eigenen Schriften müßten dem Zweif-

ler selbst die Verwandtschaft der beiden Preußen beweisen. Nur einmal gelang solche Anpassung. Menzels Wilhelm hat uns von seinem Wesen, seiner besonderen Welt nichts Rechtes zu sagen, Bismarck und Moltke bleiben Komparsen und die als Zeichnerleistung wohl unübertrefflichen Illustrationen zur Dorfrichterkomoedie sind Menzel, nicht Kleist. Die Vorstellung aber, das Alles könne Einer ohne Phantasie vollbringen, sei nur Sache unermüdlichen Archivarienfleißes und virtuoser Handfertigkeit, braucht man nicht zu widerlegen.

Wir werden Keinen sehen, der eine Krönung, ein Marktgewimmel, ein Hoffest so meisterlich wie Menzel malt; der so klar und sicher über lange Zeitstrecken auszusagen vermag; Keinen vielleicht, der so scharf beobachtet und so fest, in so starrer Selbständigkeit, auf eigenem, selbst errungenem Boden der Mode trotzt. Ists aber nöthig, die Persönlichkeit des Malers nun gleich ins Grenzenlose zu recken, den Zwerg unsanft ins Riesenmaß zu zerren? Ein großer Handwerksmeister, der nur sein Metier geliebt hat, ein Patriarchenleben lang nur sein Metier. Nicht die Natur, nicht den Menschen. In diesen kunstvoll gemalten, nie aufgeputzten Landschaften rauscht es nicht durch die Zweige, sang nie ein Vogel, spricht nicht das Schweigen, dem Böcklins Einhorn lauscht. Dieses Gewimmel giebt fast immer ein Bischen mehr, als es geben müßte; alle Gruppen, die der Stift in verschiedenen Stunden festhielt, werden zum Bilde vereint und die Lust an der absonderlichen Linie verführt leicht zu karikirender Darstellung. Hinter dieser Prozession ragt keine Römerkirche und dieses

Walzwerk seufzt nichts vom Leben der Menschen, die drin hausen. Braucht auch nicht, sagt man uns heute barsch; soll nicht einmal: der Maler soll malen können, nichts weiter; das Unglück ist eben, daß Ihr Banausen immer „Seele“ und ähnlichen altmodischen Zauber von ihm verlangt. So rückständig, fürchte ich, werden wir noch eine ganze Weile bleiben. Das Handwerk ehren, dem Techniker, der Alles meistert, Reverenz erweisen, gern und dankbar uns auch von Denen belehren lassen, die l'art pour les artistes wollen; unser dummes, sehnsüchtiges Herz aber auch fortan nur den starken Herzen schenken. Den großen Seelen, die uns in ihre Vision zwingen. Das ging über Menzels Kraft. Das hat er auch nie versucht. Er war „inwendig voller Figur“, doch ohne Lyrik, ohne Leidenschaft. Ein großer Lehrer, nicht ein Erzieher. Dem Kamenzer Lessing weit näher als dem Frankfurter Kleist. Seinen Volksmengen, deren äußere Bewegung und Grimasse so meisterlich wiedergegeben ist, fehlt das Temperament; die Leute, die sich um den Wagen des auf den Kriegsschauplatz reisenden Königs drängen, sind im Innersten kühl. Kein Menschenantlitz hat diesen geistreichen Maler je zu psychologischer Versenkung gelockt. Frauenreiz fand ihn vollends blind; wer die berühmten amoureuses nur von Menzels Stift gezeichnet sah, kann nicht begreifen, mit welchen Waffen sie, die Pompadour oder die Barbarina, ihre Siege erstritten. Hat für diesen Mann das Weib nie gelebt? Gings ihm wie Rostands armem Spötter Cyrano, den die Mutter ungern ansah, der sich, aus Furcht, komisch zu wirken,

den Frauen fern hielt und spät erst, am Ende des bitteren Narrenlebens, sagen konnte: Une robe a passé dans ma vie? Das mags gewesen sein. Kein Frauenrock raschelt durch dieses Leben. Eros winkt nicht noch dräut. Werkstatt und Schänke sind die Schauplätze. Als Jüngling kein Liebchen, als Mann kein Kind, als Greisender eigentlich kein Heim. Ein duftloses Handwerkerdasein, das sich vor der Welt absperrt und ihr doch kein Geheimniß zu bergen hat. Alles klar und kühl, in Kunst und Leben korrekt und solid. Vielleicht hat dieser wimmelnden Schöpfung nur die Vollmenschlichkeit ihres Schöpfers zur letzten Wirkung gefehlt. Dessen schüchterne Seele wohl, vor weher Enttäuschung bang, sich aus dem Zwergenleib nicht ins Getümmel wagte. Ihr Feinstes hinter einer dicken Schutzkruste versteckt hielt. Die schmerzenden Stacheln nach außen kehrte. Und deren Werk man nun frösteInd bewundert. Wer weiß? . . . Erst die intime Kenntniß des Menschen vermochte das Problem Menzel zu lösen.

Mancherlei aber, dünkt mich, war auch von fern, auch vom Fremden über den Mann zu sagen, der endlich nun Rast hielt. Warum er, gerade so, wie in ihm sich die Kräfte mischten, ins Preußenreich paßte. Paßte und doch nicht populär, nicht der Volkheit vertraut werden konnte wie der andere Borusse aus dem Jahr 1815. Warum der Amusische, dessen Wesenston scharf klang und ohne Innigkeit war, allein bleiben mußte und fast nur Werners aus seiner Saat nachwachsen sah. Wie verschieden er, je nach dem angewandten Handwerkszeug, wirkte: zum Entzücken graziös mit dem Stift und mit

dem Pinsel schon als Rüstiger beinahe altmännerhaft. Wie es kam, daß er, lange vor Manet noch, den Reiz des plein air erkannte und ihm doch nichts Rechtes, Eigenes, fruchtbar Fortwirkendes daraus ward. Und ob nach ihm unsere deutsche Malerei Wesentliches gewonnen hat. Vor vierzig Jahren hat er in Kösen badende Knaben gemalt. Ein von Liebermann oft mit bescheidener Meisterschaft behandeltes Motiv. Was giebt das alte Bild nun, wenn mans den neuen vergleicht? Wo stehen wir heute? War alles über Menzel hinaus Versuchte wirklich nur, wie man oft hört, von der Reklame aufgedonnertes Gestümper? Niedergang, was als Fortschritt ausposaunt wird? Hundert ähnlichen Fragen konnten Sachkundige die Antwort suchen. Sie durften nicht. Feine Differenzirung taugt nicht für die Totenfeier. Das aufgebahrte Genie muß grenzenlos sein. Der größte Maler des Jahrhunderts. Die Kindlein, heißts, wollen von Riesen hören.

Im Reich der Künste läßt sichs ertragen. Früh oder spät: eine Wahrheit kommt an den Tag. Die Ernsthaften, deren Gesichtsfeld nicht nur Pechschwarz und Schneeweiß kennt, flüchten aus der Zeitung in die Revuen; und aus der Polyphonie wählt jedes Ohr die Stimme, die ihm behagt. Schlimm ist hier eigentlich nur die Erziehung zur Unaufrichtigkeit, zu heuchlerischer Adoration. Von Allem, was über Menzel gedruckt worden ist, ward beinahe nichts vom Drang der Empfindung hervorgetrieben. Und keine Spur drückt sich ins Gemüth. Immerhin dürfen die feinen Köpfe mitreden. In der Politik

müssen sie schweigen oder werden nur halb mit Erbarmen, halb mit Hohn angehört. Hier ist die Nuance verpönt, wird schon der Versuch psychologischer Erkenntniß wie gröbster Unfug geahndet. Public opinion, die gefällige Tante, spricht nur die Kindersprache, veranstaltet, wie im Fröbelheim, Beschäftigungspiele fürs kleine Volk. Ich hielt mich, im Laieneifer, zu lange bei Menzel auf und kann den spielerischen Hang nun, die Kindergärtnerei heute nicht mehr bis ins Einzelne nachweisen. Das ist kein Unglück; auch wenn ich den großen Zwerg falsch sah, keins. Hat dieser Tote uns nicht viel zu sagen? Der Lebende schwieg und blickte zu Lob und Tadel bärbeißig drein. „Mit keiner Arbeit hab' ich geprahlt, und was ich gemalt hab', hab' ich gemalt." In ihm war der Ernst, der unserem öffentlichen Leben, öffentlichen Meinen verloren ist. Nichts Kindliches, doch auch nichts Kindisches. Was uns an ihm so seltsam schien, war am Ende nur die wunderliche Weise des Reifen, der sich in seiner Zeit behelfen und durchhelfen mußte. Goethe, dessen Trostspruch wieder ins Ohr klang, hat die Mär von dem ephesischen Goldschmied erzählt, der ohne Unterlaß in seiner Werkstatt bei zierlicher Arbeit saß und sich auch von der Windsbraut des Gassenvolkes nicht aufscheuchen ließ, das draußen brüllte: Groß ist die Diana der Epheser! Seinen Knaben ließ er auf den Markt, er aber „feilt immer fort an Hirschen und Thieren, die seiner Gottheit Kniee zieren, und hofft, es könnte das Glück ihm walten, ihr Angesicht würdig zu gestalten." Auch anders, sagt der duldsame Dichter, kanns Einer halten; nur

soll er nicht das Handwerk schänden. Von der Art dieses alten Handwerkers, alten Künstlers war Menzel. Er blieb, was auch auf Markt und Gasse geschehen mochte, bei seinem kunstreichen Streben und hat drum nicht schlecht und schmählich geendet. Er hatte so viel erlebt; multa et multum. Fünf Könige, drei Kaiser. Preußens Elend und Preußens Größe. Die erste Nachwirkung kantischer Lehre und das Geheul ungeweihter Nietzschejünger. Cornelius auf dem Götterthron und bald danach im Exil. Auch ihn mag es einst auf den Markt, ins Breite gezogen haben. Aus seinem Achtundvierzigerbild spricht Parteigeist; leise zwar, doch vernehmlich. Freiheit und Menschenrecht: welchen Dreißiger hätte die Losung nicht gelockt? Früh aber ekelte ihn das unwahrhaftige Treiben. Die Epheser mochten nach Belieben neue Gottheit erfinden. Er kroch nie wieder aus seiner Schale. Sah nur noch und notirte das Gesehene für die Nachwelt. Jetzt hat man ihn für die Parade herausgeschält; und in all dem Leichenjubel nur Eins zu sagen vergessen: daß er seiner unernsten Zeit aus dem Wege ging und von dieser Zeit nie gekrönt worden wäre, just von dieser unernstesten niemals, wenn sie ihn nicht schon im Glanze gefunden hätte.

MITTERWURZER.

Um den Leichnam Friedrichs Mitterwurzer ist ein Kulturkampf entbrannt. Der große Komoediant, der im Feuchten und Kalten nicht leben konnte, wollte auch als toter Mann nicht unter kalten und feuchten Erdschollen ruhen: das Feuer sollte, sein Lebenselement, den entgeisteten Leib züngelnd verzehren. Was ihn zu der seltsamen Hausvatersorge für den Erdenrest trieb? Vielleicht gönnte er den gierigen Würmern selbst das welkende Fleisch nicht, das schlanke Frauenfinger früher so oft gestreichelt hatten, vielleicht wars auch nur der Wunsch, immer das Neuste und Allerneuste mitzumachen, der den müden Nerven des Sterbenden einen letzten Genuß verhieß, — eine postume, brennende Sensation, die noch einmal den Blick des Publikums auf ihn lenken könnte. Doch die liebe Geistlichkeit kümmert sich nicht um die Bedürfnisse eines Genußsüchtlinges; sie besteht, als vereidete Beamtenschaft des Weltenschöpfers, heute eigensinnig noch darauf, daß der aus Erde geformte Mensch auch wieder zu Erde werde, sie mag von Feuerbestattung und ähnlichem modischen Kram nichts wissen und gewährt Denen nur ihren Segen, die hübsch ordentlich, wie es Sitte war, ist und bleiben soll, in den Boden gebettet

werden. Mitterwurzers Leiche ist in Wien feierlich, unter pomphaftem Aufgebot, eingesegnet und geweiht worden und darf deshalb, so verkündeten fromme Pfarrer, nicht den zehrenden Flammen überliefert werden. Und weil die Hinterbliebenen zaudernd vor der Frage standen, ob sie dem Wunsch des Künstlers die Erfüllung weigern oder dem Zorn der Kirche trotzen sollten, hat der Leichnam des Ruhelosen Tage lang keine Ruhe gefunden. Nirgends. Es war ein Kampf wie um Faustens Unsterbliches. Die schlotternden Lemuren hatten diesmal ihr nächtiges Werk nur halb gethan, und ehe der Weg vom hellen Theaterpalast ins enge und letzte dunkle Haus noch zurückgelegt war, entbrannte der uralte Zwist zwischen dem bübisch-mädchenhaften Gestümper, „wie frömmelnder Geschmack sichs lieben mag“, und den roten kichernden Flammengeistern, die ihren Raub in Feuerwirbelstürme retten wollten. Wenn der Mann, der im Dunstkreis der Coulissenluft sich sein Leben lang faustisch mühte und faustisches Schöpferglück fand, dem Schauspiel zuzusehen vermocht hätte, — wer weiß, ob er mit den Engeln nicht recht verruchte Scherze getrieben und mit dem goethischen Teufel, den er immer zu greifen strebte und nie ganz begriff, höhnend und grinsend ausgerufen hätte: „Es sind auch Teufel, doch verkappte!“

Dann könnte er in den appetitlichen Rackern vielleicht liebe Verwandte begrüßen und die Kleinen von den Seinen lachend aus der kleidsamen Muckermaske kitzeln. Denn er gehörte selbst ein Bischen zu dem Geschlecht der verkappten

Teufel, die gar so englisch verzückt dreinblinzeln können und an Rosenketten das gekirrte Opfer in den Höllenschlund zerren. Er glich oft einem gefallenen Engel, dem sündig gewordenen und aus der Gemeinschaft der Reinen deshalb verbannten Lucifer, dessen unvertilgbar adeliges Wesen die Pöbelschaar, in der er nun heimisch geworden ist, noch mit einem letzten Abendstrahl des rosigen Himmelsglanzes verklärt. Ein früh welkes und verwüstetes Gesicht mit weiten, leeren Flächen, schlaffe und fahle Wangen, ein sinnlich begehrender Mund, der von allen Genüssen, rastlos immer nach neuem Genuß schmachtend, genascht hat, — und über diesen Trümmern eines einst edlen Menschenantlitzes ein wundervolles Auge, das Auge eines unbeugsamen Gebieters, der Gehorsam, Liebe, willenlose Hingabe und von den Schwächsten beinahe Anbetung erzwingt. Dieses Auge war Mitterwurzers herrlichster Besitz; es half ihm zu Wirkungen, wie sie außer Booth kaum ein anderer moderner Schauspieler jemals erreichte. Ich erinnere mich noch des Abends, wo ich Edwin Booth zum ersten Male sah; er kauerte als Hamlet auf den Stufen des Thrones, auf dem des geflickten Lumpenkönigs lächelnde Majestät sich lümmelhaft spreizte, und sah, mit dem weichlich hageren Kopf und dem langen Hals, dessen tiefe Greisenfurchen die Schminke nicht decken konnte, wie eine häßliche Alte Jungfer aus. Das sollte Hamlet sein? ... Da, auf das Wort des Königs, der ihn schmeichelnd als Vetter und Sohn umwirbt, hob der Zusammengesunkene das Haupt und schlug

langsam, als riefe die dumpf gehaßte ölige Stimme ihn aus tiefem Traum, die Augen auf; es war, wie wenn ein schwarzer Schleier nach dem anderen sänke, bis das große, stille Auge ganz offen vor dem Betrachter lag, — ein Auge, das oft gewiß schon in die verborgensten Räthsel der Ewigkeit hineingeblickt und mit entfleischten Gespenstern stumme Zwiesprache gehalten hatte. Ja: Das war Hamlet, war der seltsame Jüngling, dem der für kurze Stunden aus schwefligen Flammen erlöste Vater vertrauen durfte... Mitterwurzers helleres Auge vermochte ähnliche Wirkung. Er spielte den Wallenstein nicht gut, nicht im Geist der Zeit des Gedichtes, und ließ uns den derben Mann des Lagers und den väterlichen Freund Maxens vermissen; wenn der Vereinsamte aber, den der von des Schicksals Stimme selbst empfohlene Waffengefährte verlassen hatte, in brünstig frohem Glauben das Auge zum Himmel hob, dann strahlten in seinem Blick wirklich des Friedländers Sterne. Und dieses Auge gehorchte der leisesten Regung des Empfindens; es konnte zornig blitzen und viehisch vergnügt zwinkern, drohen und locken, lüstern werben und blöde glotzen. Am Liebsten aber leuchtete es doch aus dem stolzen Haupt eines herrischen Überwinders, der Völker bändigt und Frauen zähmt. Dann wurde der Begriff des Verführers, der nur in schlechten Romanen und Theaterstücken schemenhaft noch zu spuken scheint, endlich einmal lebendig und vor uns stand ein Mann, der mit dem Blick streichelt und buhlt, kitzelt und kost und so lange den gleißenden Wurm in das belagerte

Frauenauge bohrt, bis aus dem sprödesten Sinn prasselnd die Funken sprühen. Dann erst kam auch das Luciferische dieses Mannes heraus, der äußerlich fast einem Gott — oder, wie man jetzt gern sagt: einem Übermenschen — glich und es doch nicht war und der, wie Byrons bleicher Versucher, zornig zu stöhnen schien: „Und da es mir mißlang, ein Gott zu sein, möcht' ich nichts Andres sein, als was ich bin.“ Er hatte Demuth nie gelernt, konnte nur weilen, wo er der Erste war, und hätte auf alle Seligkeit des Himmels verzichtet, ehe er einem fremden Gesetz den Nacken beugte.

Deshalb entfloh er zweimal dem friedsamen Paradies des Burgtheaters. Er wäre in dieser weichen Stille erstickt; er konnte bei den Phäaken nicht atmen und lechzte nach frischen Aprilstürmen. Was sollte er auch dort? Die Sprudeljugend wurde noch immer von den Herren Sonnenthal und Hartmann dargestellt, den Virtuosen der schönen Linie, und die großen Bösewichte besorgte Herr Lewinsky, der ein Tragoede ersten Ranges geworden wäre, wenn die Natur ihm, ihrem Stiefkinde, nicht den grausigen Reiz der Lasterhaften und die Polyphonie der Stimmungen versagt hätte. Nero fiel dem süßen Sonnenthal, Caligula dem Hünen Gabillon als Beute zu, — und Mitterwurzer, der für beide Rollen geschaffen war, konnte sehen, wo er blieb. Er mußte, wenn Sonnenthal lustige Leute gab, langweilige Liebhaber spielen und, während Lewinsky Richard war, irgend einen Lord würdevoll repräsentiren. In allen Nöten war er freilich der Helfer; denn er konnte Alles spielen, von

der Tragoedie bis zur Posse, und war, je nach Bedarf, Faust oder Mephisto, Franz, Karl oder der alte Moor, Fiesko oder Hassan, Beaumarchais oder Carlos, Othello oder Jago, Macbeth und Doktor Wespe. Doch diese Nothhelferstellung behagte ihm nicht. Eine Weile ertrug er sie, trotzdem die Kritiker, mit dem allmächtigen Ludwig Speidel an der Spitze, ihm das Leben recht sauer machten; dann lief er davon, — leider zu spät, denn er hatte im Innersten schon die tötliche Wunde empfangen. In Berlin hat kein Theaterkritiker auf die Stimmung des Publikums beherrschenden Einfluß; in Wien aber war Speidel eine Großmacht, mit der selbst der Stärkste sich abfinden mußte. Auch er hat oft geirrt; kannte aber das Theater und dessen Lebensbedingungen, schrieb einen prachtvoll persönlichen Stil und konnte Dichter und Schauspieler nach Laune selig sprechen oder verdammen. Dieser Mann hat an Mitterwurzer das Schlimmste gethan: er hat ihm den Glauben an sich selbst und die ruhige Sicherheit des Schaffens für Jahre geraubt. In Speidels Augen war Mitterwurzer der Eindringling, das fremde und feindliche Element, dem man im festen Gefüge des alten Burgtheaters keinen Raum gönnen durfte. War nicht Sonnenthal da, Baumeister, Meixner, Gabillon und alle die Anderen? Was wollte der dreiste Geselle unter den Meistern? Speidel spürte nicht, daß Mitterwurzer der Mittelpunkt eines neuen Burgtheaters werden konnte, und schlug, während die Alten jauchzten, unermüdlich auf den jungen Umstürzler ein. Dadurch trieb er den Schauspieler, dessen Wesenheit niemals

recht harmonisch gewesen war, in die grellsten Übertreibungen: Mitterwurzer wollte um jeden Preis glänzen und auffallen, gegen den wütenden Despoten der Neuen Freien Presse das Publikum für sich gewinnen, — und so fiel er in die schlimmsten Schrullen einer krankhaft erregten Effekthascherei, die nur mit dem Ungewöhnlichen und Unerhörten noch wirken zu können wähnte. Ein Mensch, den Mitterwurzer spielte, durfte nicht mehr aussehen, gehen und stehen wie andere Christenmenschen, er mußte allerlei Angewohnheiten und Steckbriefkennzeichen haben, die auch den Oberflächenbetrachter schnell fesseln konnten; sein Mephisto wurde, wie Speidel damals ganz richtig schrieb, ein „gräßlicher Hanswurst", sein Franz Moor rülpste wie ein besoffener Rüpel durch den Schloßpark und sein Macbeth rüstete sich in viehischer Trunkenheit für die letzte Schlacht. Schon Laube, der Ewig-Nüchterne, hatte an Mitterwurzer die Neigung bemerkt, Einunddreißig zu sagen, wo er nur Dreißig sagen sollte. Diese Neigung mußte ins Pathologische gesteigert werden, als der Schauspieler statt der Anerkennung nur Hohn oder höchstens Gleichgiltigkeit fand. Er brauchte den Beifall, er langte und lechzte, im Gefühl strotzender Kraft, nach dem ersten Platz unter den Histrionen des Kaisers und versuchte, Beifall und Geltung dadurch zu erringen, daß er „anders" war, ganz anders als die k. und k. Nachbarschaft . . . Die Italiener hatten unserer erstarrten Schauspielkunst eben eine Renaissance gebracht; Rossi, Salvini und ihre Meisterin Adelaide Ristori waren ohne das lastende

Schulvorurtheil an die (so genannten) Klassiker herangetreten, sie hatten die Gestalten Shakespeares wieder menschlich und naiv, nicht durch die geschliffenen Gläser der Tradition, gesehen und sie mit einer Technik nachgeschaffen, die im Lande der Ziegler und Haases ein Wunder schien. In ihren Spuren schritt Mitterwurzer vorwärts, aber er kam nicht an ihr Ziel; ihre Technik konnte er lernen, den geschmeidigen Körper und die metallische Stimme zu jedem Dienst zwingen, aber ihre Naivetät war ihm versagt. Den Italienern waren Shakespeares Dramen „Novitäten" wie andere auch, ihnen war nicht in der Schule schon alles Klassische verekelt, durch die Theatereindrücke der ersten Jugend den Gestalten des Briten nicht ein festes Gepräge gegeben worden, das die Phantasie dann für immer lähmte, — und so nahten sie keck, mit der unverbrauchten Kraft ihrer Anschauung, selbst den ragenden Riesen: Lear und Macbeth und dem schlimm gepaarten Mohren von Venedig. Der deutsche Schauspieler war nicht so gut dran: er mußte vergessen, tiefe Eindrücke aus der Erinnerung kratzen und den erkältenden Verstand in der Schöpferstunde zu Hilfe rufen; er hatte gehört, gesehen oder gelesen, wie Schroeder, Devrient, Seydelmann, Dawison, Dessoir oder Anschütz die und die Rolle zu spielen pflegten, und der Versuch, dennoch die Selbständigkeit zu bewahren, kostete eine Anstrengung, bei der oft genug die Ursprünglichkeit zum Teufel ging. Trat nun, wie bei Mitterwurzer in Wien, die bewußte Absicht hinzu, um jeden Preis anders zu sein als die nächste Umgebung, dann

war die Gefahr natürlich besonders groß. Sonnenthal hatte die Lebemänner mit einer sanften und süßen Anmuth gespielt, die aus Fichtners Vermächtniß stammte: Mitterwurzer gab ihnen die ungezügelte Lebenslust eines mit heißem Gelüsten in die civilisirte Welt entflohenen Barbaren; Lewinskys Franz Moor war eine Abstraktion, der kaum individualisirte Trieb zum Bösen: Mitterwurzers Franz wurde ein weichlicher, kindischer Prasser, ein boshafter Schlingel, der früher wohl Schmetterlinge gespießt und verflatterte Vögelchen gerupft hatte und der mählich so zur großen Missethat herangereift war. Er donnerte, wo Andere geflötet hatten, und säuselte, wo sonst ein derber Theaterdonner üblich gewesen war. Man sollte ihn sehen, ihn auffällig finden, — wenn auch das Werk des Dichters dabei aus den Fugen ging und die Gestalt im Wirbelwind der Effekte zerbröckelte. So weit trieb ihn der Unverstand eines klugen Kritikers. Und als dennoch Alles nutzlos blieb und er immer wieder hören mußte, wie man den weichen Comtessenspieler Sonnenthal ihm vorzog, lief er, nun schon zum zweiten Male, davon. Spät erst, als ein aufrechter Fünfziger, kehrte er dahin zurück, wo stets seine Heimath gewesen war, und nun fiel Alles ihm zu, was er früher so sehnsüchtig begehrt hatte: als ein Triumphator, dem kein Anderer sich vergleichen durfte, stand er auf den Brettern, spielte, was ihm gefiel, war der Mitregent des Burgtheaters, wurde vom Publikum und von der Presse laut umjubelt und von Speidel, der alte Schuld fühlen mochte, zärtlich gehätschelt. Aber nun war es zu

spät: der ungesunde Hang zum Auffälligen, Unerhörten, war völlig nicht mehr zu bannen und dem Schauspieler, dem so Großes gelang, war zu reinster Künstlerschaft, wenigstens im Alltagsspiel, der Weg fortan gesperrt.

Nur an die Allergrößten aber darf man denken, wenn man ihn anderen Helden der Schaubühne vergleichen will, an Einen besonders, dem er als Mensch und als Menschendarsteller ähnlich war: an Edmund Kean. Von dem Engländer sagte Heine: „Er war einer jener fürchterlichen Farceure, bei deren Anblick Thalia vor Entsetzen erbleicht und Melpomene vor Wonne lächelt. Kean war einer jener Menschen, deren Charakter allen Reibungen der Civilisation trotzt, die, ich will nicht sagen: aus besserem, sondern aus ganz anderem Stoff als wir Anderen bestehen, eckige Sonderlinge mit einseitiger Begabung, aber in dieser Einseitigkeit außerordentlich alles Vorhandene überragend, erfüllt von jener unbegrenzten, unergründlichen, unbewußten, teuflisch-göttlichen Macht, die wir das Dämonische nennen. Mehr oder minder findet sich dieses Dämonische bei allen großen Männern der That oder des Wortes. Kean war gar kein vielseitiger Schauspieler; er konnte zwar in vielerlei Rollen spielen, doch in diesen Rollen spielte er immer sich selbst. Er war eine jener exzeptionellen Naturen, die weniger die allgemeinen schlichten Gefühle als vielmehr das Ungewöhnliche, Bizarre, Außerordentliche, das sich in einer Menschenbrust begeben kann, durch überraschende Bewegung des Körpers, unbegreiflichen Ton der Stimme und noch un-

begreiflicheren Blick des Auges zur äußeren Anschauung bringen.“ Das paßt beinahe Wort vor Wort auf Friedrich Mitterwurzer. Auch er konnte zwar vielerlei Rollen spielen, aber er spielte in jeder eigentlich nur sich selbst: immer, sogar wenn er, zum eigenen Amusement, den Schmierendirektor Striese spielte, kam der Moment, wo das Charakterbild klaffend zerriß und Mitterwurzers Herrenauge leuchtend durch die Maske blickte. Auch er war, wie Kean, in der Darstellung allgemeiner schlichter Gefühle nicht stark, — und hier lag die Grenze seines von fern unbegrenzt scheinenden Könnens. Er war ganz und gar nicht naiv und konnte einfachen Gefühlen nicht die Zunge lösen, einfach empfindende Menschen nicht auf die Beine stellen. Sein bewunderter Konrad Bolz, dessen arge Mätzchen und geschmacklose Improvisationen Gustav Freytag aus dem Theater trieben, war ein höchst reizvoller Gastkomoediant, ein Verführer und Zauberer aus dem überheizten Coulissenreich, aber kein brauner Bursche, der harmlos fröhlich einst durch die Dorfstraße tollte und neckend nun ehrliche Bürgersleute zum Besten hält. Sein Dietrich Quitzow war ein robuster Prachtkerl, dessen Wiege aber sicher nicht in der Mark, sondern im sonnigen Lande der Borgia und Malatesta gestanden hatte, und sein koketter Junker Roecknitz wäre auf den pariser Boulevards eher heimisch gewesen als in der ostelbischen Wüste. Sein eigenster Machtbereich begann erst bei den komplizirten und kranken Naturen, — und sie konnten ihm nie komplizirt und krank genug sein. . . .

Auch sein Lebenswandel ähnelte dem Keans. Beide liebten geräuschvoll orgiastisches Genießen, schlugen der Wohlanständigkeit frech ins Gesicht, ließen am Wege kein liebliches Blümchen verdorren und gefielen sich am Ende in Similitollheit und Simulantenwahn. Heutzutage sind die Theaterleute sehr korrekt, halten auf Anstand und Bildung und verkehren in den besten Familien; die netten Mädchen nehmen zwar noch immer Liebhaber, aber nur, weil die Toiletten so theuer und die Gagen gewöhnlich so klein sind, und Eine, die sich aus Leidenschaft an einen armen heißen Jungen wegwirft, wird, als ein dummes Ding ohne praktische Vernunft, über die Achsel angesehen. Man spürt dieses Streben nach bürgerlicher Anständigkeit in dem frostigen, uniformirten Spiel der neuen Theaterbureaukratie, die am Studirtisch dicke Bände gewälzt hat und auf der Bühne die Grenzen der sauberen Konvention nie überschreitet. Die Sätze, die Rousseau in den berühmten Brief an D'Alembert schrieb, gelten heute nicht mehr: „L'état de comédien est un état de licence et de mauvaises moeurs; les hommes y sont livrés au désordre; les femmes y mènent une vie scandaleuse; les uns et les autres, avares et prodigues à la fois, toujours accablés de dettes et toujours versant l'argent à pleines mains, sont aussi peu retenus sur leurs dissipations que peu scrupuleux sur les moyens d'y pourvoir.“ Diese Sittenschilderung stimmt schon lange nicht mehr zu der glatten Hoftheaterwirklichkeit. Mitterwurzer aber hätte in das Bild des citoyen de Genève gepaßt. Man könnte ihn,

wenn neben und nach ihm nicht Matkowsky gelebt hätte, den letzten großen Komoedianten alten Stils nennen, den legitimen Erben der wilden Bretterkönige, der Kunst, Kean, Fleck, Ludwig und Karl Devrient.

Er wäre auch auf jedem anderen Gebiet eine ungewöhnliche Erscheinung geworden, ein Massenhypnotiseur, ein großer Verbrecher oder mindestens ein tollkühner Haberer. Denn das Stärkste in ihm war der Wille, ein Eroberwille, dessen Gewalt Alles sich beugen mußte und der zufällig nur ein Wille zum Schauspielen wurde. Er kam wie von hohen Barbarenbergen in die Kulturniederungen und wollte sich nie in das kleine Richtmaß civilisirter Erdensöhne bequemen. So sicher er alle mondänen Aeußerlichkeiten beherrschte und in jedem Salon der Vornehmste war: etwas Wildes, Ungezähmtes und Unzähmbares blieb immer zurück und brach, wie ein jähes Gewitter am hellen Sommermittag, plötzlich hervor. Das war sein Reiz; darin lag aber auch seine Gefahr. Weil er nur durch den Willen wirkte, wurde er machtlos, sobald sein Wille ermüdete; dann kamen die toten Strecken, die launischen Sprünge, die erkünstelten, kalten Effekte. Wenn er merkte, daß ein Stück nicht zu retten war oder daß er selbst den Kontakt mit der Menge nicht fand, gab er das Treffen auf und hastete seine Rolle lieblos herunter. Das waren dann fürchterliche Abende, fürchterlich für die Mitspieler und für das Publikum. Auf der Bühne tuschelten dann die Kollegen, wahrscheinlich ohne zu ahnen, wie richtig die Bemerkung war: „Heute

will er mal wieder nicht"; und unten wisperten die Kenner. „Das sind so seine Boecklinismen!" Er war an verschiedenen Abenden in der selben Rolle nicht wiederzuerkennen, — ungefähr wie unser Albert Niemann, dem er in manchem Wesenszug glich, der ihm an naiver Innigkeit eines kraftvollen Mannesempfindens aber überlegen war. Der unvergleichlich größte Schauspieler unserer Zeit, Ernesto Rossi, war von anderer Art; seine reiche und reife Kunst bedurfte keines gewaltsamen Hebels und schenkte uns, vor leerem wie vor vollem Hause, immer die selben köstlichen Schätze. Mitterwurzer war von der Kraft und der Frische seines Willens abhängig und mußte, um diesen Willen zu neuer Leistung zu spornen, immer neue stimulirende Mittel suchen. Man hat ihm, mit Recht, vorgeworfen, daß er so gern in erbärmlichen Stücken auftrat. Aber er brauchte die schrillsten Sensationen und war viel zu sehr Schauspieler, um „literarisch" zu sein. Führt einen Maler, der seine Kunst leidenschaftlich liebt, in den herrlichsten Wunderbau: sein erster Blick wird an den Wänden die Bilder suchen. Gebt einem Schauspieler, der vom berlinischen Klüngel nicht zum schwachgemuthen Heuchler verzogen ist, ein Theaterstück in die Hand: er wird zuerst nach der Rolle spähen, die er gestalten, die ihm die Möglichkeit suggestiver Wirkung auf die Menge bieten könnte. Mitterwurzer heuchelte nicht; er griff gierig nach den Rollen, die „ihm lagen", spielte Narziß, Kean, Zolas delirirenden Säufer und, wenn gerade nichts Anderes zu finden war, sogar Cardou, den wüsten Bagnosträfling.

Um den Literaturwerth der Dichtung bekümmerte er sich kaum und es war ihm ganz gleichgiltig, ob der Poet auch zu seinem Rechte kam. Er war nicht geschaffen, Anderer Geisteskinder zu pflegen und künstlich aufzupäppeln, und mochte mit Ibsens Skalden denken, daß ein Mann für das Lebenswerk eines Anderen zwar fallen, aber nur für das eigene leben kann. Solche Willensmenschen sind unbequem; sie ducken sich nicht, fügen sich in kein „Ensemble“ und der Demokratensinn, dem ein deutscher Herzog auch die Bühnenpforte erschlossen hat, sieht unwillig auf ihre selbstherrische Gewaltthat. Aber sie gewähren uns auch den höchsten Genuß, der hienieden zu haschen ist: den Anblick ragender Größe, die im Schaffen der Menschheit Grenzen erweitert. Sie zerbrechen die alten Tafeln und geben dem Gewimmel der Kleinen manches Aergerniß, aber sie können dem froh zu ihrem Wirken aufschauenden Blick auf neuen Tafeln auch neue Satzungen bieten ... Soll man sie in das Prokrustesbett zwängen und sie um einen Kopf kürzer machen, damit sie nicht mehr größer seien als ihre Genossen? Ich denke, wir sind mit Mittelgröße reichlich versorgt und können uns freuen, wenn irgendwo noch ein Stämmiger sich regt. Mitterwurzer war kein treuer Diener am Wort des Dichters, — gewiß nicht; er war zu stark, um nur zu spielen, was ihm vorgeschrieben war, zu sehr Schöpfer, um sich mit der bescheidenen Arbeit des Interpretirens begnügen zu können. Man mußte sich oft über ihn ärgern. Dann aber, wenn wieder ein Drama erschien, in dem

ein bedeutender Mensch lebendig zu machen war, kam doch immer wieder auch das alte Geständniß: Nur Mitterwurzer kann die Rolle spielen. Nur er konnte damals auf deutschen Bühnen Solneß und John Gabriel Borkmann sein; da er gestorben ist, ehe er an diesen fast überlebensgroßen Gestalten die Kraft erproben durfte, werden wir sie nicht in ihrem stolzen Wuchs über die Bretter schreiten sehen.

... Nach dem Lärm des Leichenzankes kam die Kunde, der große Komoediant solle nun doch in der Erde ruhen. Die Kirche hat gesiegt und die rothen kichernden Flammengeister mußten die kostbare Beute lassen. Auch die Allermodernsten sollten über diese Entscheidung nicht zimperlich jammern. Mitterwurzer hatte, selbst noch in den letzten Jahren, wo sich um manche seiner Leistungen schon der dicke wiener Zuckerguß zu schmiegen begann, Feuer genug und brauchte nicht, wie ein Fröstelnder, in Flammen gebettet zu werden. Zu der Erde zog den Lebenden die Begierde; er taugte nicht ins reine Element des Salamanders. In die Erde durften sie den Toten bestatten. Was an ihm unsterblich war, trugen die seligen Knaben empor und der Weltenschöpfer, der stets viel duldsamer war als seine Beamten, hat dem wild irrlichtelirenden Geist, der sich auf seine Weise strebend immer bemühte, gern gewiß die enge Gnadenpforte erschlossen, die zur leuchtenden, die Sünder erlösenden Klarheit führt. Der große Komoediant war ein frommer Christ.

ZOLA.

Boulevard Montmorency. Das Eßzimmer des Künstlerhauses, das die Brüder Goncourt in Auteuil gekauft hatten und das weltberühmt ward, seit Edmond es, nach des Bruders frühem Tode, in einem feinen Buch beschrieben hat. Japan und achtzehntes Jahrhundert. Ein Märzabend. Daudet, Zola und der Hausherr beim Mahl. Der kränkelnde Daudet muß seinen Magen schonen. Um so mehr ißt Zola. Gut essen zu können, hat er einmal zu Goncourt gesagt, ist meine höchste Wonne; ich habe nur dieses eine Laster und bin ganz unglücklich, wenn mir nichts Leckeres vorgesetzt wird. Jetzt ist er satt, streckt sich, lächelt den heiteren Bildern der Watteautapeten behaglich zu und wird beim Kaffee gesprächig. Daudet erzählt von seinen Anfängen, von den Hungerjahren, die ihn doch so köstlich dünkten; seine Bücher wurden noch nicht gekauft, aber er war frei, nicht mehr Dienstmann eines launischen Herrn, und konnte leben, wies ihm gefiel. Ja, sagt Zola, wir habens nicht leicht gehabt; und die Freunde wissen schon, was nun kommen wird. Ein elendes Loch als Wohnung, Mantel und Hose beim Pfandleiher, keine Möglichkeit, auf die Straße zu gehen; im Hemd saß er am

Schreibtisch und das Mädchen, mit dem er zusammenlebte, rief lachend: Aha, heute wird wieder mal Araber gespielt! Emile achtete des Spottes kaum. Er besann einen Riesenplan, ein ungeheures Epos, das die ganze Geschichte unseres Planeten umfassen sollte. Drei Teile: Genesis, Menschheit, Zukunft. Moderner als Hugo, größer als Balzac. An dem Erfolg zweifelte er nicht; er war so jung, so stark, so unsinnig glücklich: ihm gehörte die Welt. Später, als er sieben Treppen hoch in einer Dachkammer hockte, wars ihm noch nicht hoch genug; er kroch durch die Luke und kletterte bis zum First. Da saß er, neben dem Schornstein, Stunden lang, sah auf Paris herab und träumte von dem Tage, wo die eroberte Stadt ihm zu Füßen liegen würde. Denn erobern mußte er sie; dem guten Alphonse mochte die Freiheit von lästiger Fron genügen: Zolas Sehnen suchte einen Platz unter den Heroen der Menschheit. Und war er seit den Dachkammertagen seinem Ziel nicht schon näher gekommen? Die Leute schimpften, aber sie kauften; kein lebender Romancier hatte solche Auflageziffern. Und dabei noch nicht Fünfzig, also noch weit von der Greisenschwelle. Wieder streckt er sich und greift nach dem Glas und lächelt selig, als trinke er mit einem begeisterten Volk auf sein Wohl, das Wohl des unüberwindlichen Siegers, und merkt gar nicht die bösen Schlänglein, die um die Lippen der Freunde züngeln. Damals trank er noch bei Tisch. Bald danach wurde des Leibes Fülle ihm unbequem, er mied, auf Raffaëllis Rat, Brot und Wein und wurde wieder so schlank, wie er gewesen war,

als Manet ihn malte. Er war immer ängstlich und abergläubig; als er sich in Médan eine Villa bauen ließ, ersann er einen besonderen Fensterverschluß; 3, dann 7 war seine Glückszahl; und er zitterte vor jeder Siechtumsgefahr. Nur nicht lange leiden, nicht fühlen, wie von den Rädchen der Maschine eins nach dem anderen rostet. Solches Ende paßt nicht für einen Heros, der im Gedächtnis der Menschheit als Lichtgestalt fortleben soll. La mort de Flaubert — oft sagte ers —, le foudroiement, voilà la mort désirable.

Der Wunsch ward erfüllt. Er legte sich gesund ins Bett und wurde morgens tot gefunden. Kohlenoxydvergiftung, hieß es in den ersten, dunklen Berichten; jedenfalls kann er nicht lange gelitten haben. Auch sein anderer Wunsch ist erfüllt worden. Auf dem weiten Rund der Erde gab es keinen berühmteren Mann. Jedes Kind kannte den Namen Zola. Freilich wars anders gekommen, als er auf dem Dachfirst und an Goncourts Tisch geträumt hatte: nicht seine Dichtung hatte ihm die Herzen der Menschen erobert, sondern eine politische Aktion, zu der er gedrängt worden war, — er, der Verächter aller politischen Betriebsamkeit. Einerlei. Sein Ehrgeiz schien befriedigt. Zwar: ein großer Teil der Landsleute hatte sich von ihm losgesagt. Das konnte aber nicht dauern. Er war seiner Sache sicher. Ein kleines Weilchen noch: und auch die jetzt Blinden lernten ihn bewundern. Er hatte die Sache der Menschlichkeit vertreten, die immer die Sache Frankreichs sein muß; und Frankreich kann nicht undankbar sein. Einstweilen fand er draußen Ersatz.

Hunderttausend, Millionen Stimmen priesen ihn als einen Heiland, einen Befreier von brennender Menschheitschmach. Eine hübsche Strecke seit dem Märzabend in Auteuil. Dort aber, am Boulevard Montmorency, hat er sein Wollen enthüllt. Zwischen den Watteautapeten, nach einem guten Mahl, plauderte sichs so behaglich. Und wer konnte ahnen, daß der artige Wirt jedes Zufallswörtchen aufzeichnen und auf den Büchermarkt tragen würde? .. Wir müssen dem Ausplauderer dankbar sein. Erst das Journal des Goncourt hat uns den Menschen Emile Zola erkennen gelehrt.

Wir kannten den Dichter. Auch ihn mußte man erst aus dicken Hüllen schälen. Er gab sich für einen Mann der exakten Wissenschaft, der finden, nicht erfinden, Gesehenes nur treulich darstellen wollte. Natur, nichts als Natur verhieß er, Natur in der Spiegelung eines Temperamentes, das sich aber nicht anmaßen durfte, die vérité vraie zu färben. Nach dem romantischen Spuk sollten wir endlich den Menschen sehen, wie er leibt und lebt, wie die Wissenschaft ihn beschrieben hat. An die Wissenschaft glaubte Zola mit der ganzen Inbrunst einer angstvollen Seele, der man die Götter geraubt hat und die hastig nun auf der Erde nach Stützen sucht. Wer auf ihn hörte, mußte überzeugt sein, daß die Wissenschaft längst alle Welträtsel gelöst habe. Tugend und Laster sind Produkte wie Zucker und Vitriol. Die Gesetze der Erblichkeit sind so bekannt wie die der Schwere. Der Mensch handelt nicht, wie er will, sondern, wie er muß; und die Bedingungen dieses Müssens sind uns kein Geheimnis

mehr. Wer bei Auguste Comte und Claude Bernard, bei den englischen Zuchtmännern und bei Taine den Kursus durchschmarutzt hat, weiß Alles, kennt Alles, ist gegen Skrupel und Zweifel für immer gefeit. Und hat er obendrein noch die Kraft des Gestalters, dann ist er der Dichter, den die von trunkenen Rhetoren gelangweilte Menschheit lechzend ersehnt. Wie ein Hagelwetter prasselten diese grobkörnigen Sätze auf unsere jungen Köpfe herab und verwüsteten ringsum die Kindergärten. Wir freuten uns der Verheerung und hörten schon das neue Gras wachsen. Es ist so schön, Sonnenaufgänge zu schauen, so herrlich, sagen zu dürfen: Ich war dabei, als die Wahrheit geboren wurde. Vérité, science, Positivismus, Determinismus, Naturalismus: Das ging damals wie geschmiert. Was sollten uns die Klassiker und gar die Romantiker noch sein? Da das Dogma von der Freiheit des Willens zerbröckelt, der Mensch als das Resultat der Abstammung, der Umgebung und der tausend kleinen und großen Ursachen erkannt ist, die von der Wiege bis zur Bahre auf ihn einwirken, hatte es keinen Zweck mehr, den Konflikten nachzuspüren, die aus dem Zusammenstoß eines Willens mit einer Leidenschaft entstanden; jetzt galt es, die Summe der Wirkungen herauszurechnen, die ein Menschenschicksal gestalten. Wir rechneten und waren höchst stolz, wenn wir fanden, daß Alles stimme. Leute, die schon länger lebten, schon manche neuste Mode mitgemacht hatten, kamen und sprachen: Eure Wahrheit ist ein Torenwahn, Eure Wissenschaft ein tönerner Götze; und was Euer Zola für

feststehende Ergebnisse exakter Wissenschaft ausschreit, schwankt entweder noch im Urteil der Berufensten oder modert schon neben anderen Absurditäten. Die guten Pedanten, dachten wir, dürfen ihrem Makronenmagen die neue derbe Kost nicht zumuten und flennen, weil ihnen die Sahnentorte verekelt wird, an der sie in der Gartenlaube so lange ungestört schmatzten. Allmählich aber wurden wir älter, kannten selbst ein Stück Menschenleben und konnten vergleichen. Nein: so wie bei Zola sah es in der Wirklichkeit nicht aus; nie war uns eine Nana begegnet, nie hatten wir auf Menschenleibern solche Tierfratzen erblickt. Das sollte beobachtet sein? Die Äußerlichkeiten warens vielleicht: das Gewimmel in einem Dorf, einer Schnapsschänke, einem Waarenhaus, einer Strikeversammlung, hinter den Coulissen, im Börsensaal und auf dem Schlachtfeld war richtig wiedergegeben. Aber die Menschen schienen uns zu einfach, zu geradlinig, zu animalisch. Sie erinnerten eher an die Ungetüme aus Goghs Reich als an moderne Europäer; Delacroix fiel uns ein, der gesagt hat, durch Vereinfachung, durch Beseitigung feiner, Verstärkung grober Linien sei aus jedem Menschenantlitz leicht ein Tiergesicht zu machen. Und nun wurde Mancher, der vorgestern noch blind bewundert hatte, rasch zum blinden Verächter. Zola, hieß es, ist „überwunden". Seine Psychologie ist plump, seine Philosophie armsälig, seine Sprache gemein. Er hat weder Geist noch Geschmack, er schreibt für den Pöbel und kann verwöhnten Nerven nichts bieten . . . Auch diese Zeit ist vorbei; und über den Dichter

Zola dürften Verständige kaum noch streiten. Er war kein Realist, sondern ein Romantiker, stammte nicht von Flaubert und Stendhal ab, sondern von Hugo, gab Visionen, nicht vérité vraie. So lange er sich um den psychologisch merkwürdigen Fall bemühte, blieb er unbemerkt; mit Recht: denn viele schmächtige Galliertalente waren bessere Psychologen als dieser Enkel einer Kandiotin. Sein Genie wurde erst sichtbar, als er große, allgemein interessirende Stoffe griff und Massen auf die Beine brachte. Da brauchte er sich um Kleines, Subtiles nicht mehr zu kümmern, konnte er mit Chören, Leitmotiven, Steckbriefen auskommen. Seine Methode ist oft geschildert worden. Im Mittelpunkt seiner Romane steht immer ein ungeheures Symbol, die Verkörperung einer Naturkraft oder einer sozialen Macht, die eine willenlose, von dumpfen Trieben gescheuchte Menschheit in ihren Riesenrachen schlingt. So hatte es schon Victor Hugo gemacht; die Kathedrale in Notre-Dame de Paris, das Schiff in den Travailleurs de la mer waren solche Ungeheuer, die lebendiger schienen als das Menschengetier, das sie umschlich. Zola hat den romantischen Aufputz abgerissen, den Mariendienst durch den Kybelekult ersetzt und dann, mit der Keckheit des Autodidakten, behauptet, seine Schöpfung gleiche dem Weltbild modernster Wissenschaft. Darf dieser Irrtum unsere Bewunderung schmälern? Nein. Zola bleibt, mag in seinem Werk Manches auch schnell verwittern, der große Epiker der alles Menschenerleben determinirenden Schicksalsmächte. Den Mann, der L'Assommoir, L'Oeuvre, Germinal

geschaffen hat, kann keines Papstes Bannbrief und keine Artistenbulle, kein prüdes Gekreisch und kein frommes Nothgestöhn aus dem Bereich der Weltliteratur jagen.

Er hat das Planetenepos, das er in seiner Araberzeit träumte, nicht geschrieben; nicht so geschrieben, wie ers geplant hatte. Aber sein junger Sinn hatte die richtige Fährte erwittert. Im August 1870, nach den großen Siegen des deutschen Heeres, kam er zu Goncourt gelaufen. Ganz verstört. Nicht etwa wegen des Krieges; was kümmerte ihn der Krieg? Nein. Ihm war ein Licht aufgegangen. Flauberts Analyse der Empfindungen, die überfeinen, nervösen Bücher der Brüder Goncourt, ces oeuvres-bijoux waren nicht zu überbieten. Kein Platz mehr für den Nachwuchs. Wo diese Schnitter geerntet hatten, konnte kein Junger auch nur ein Hälmchen pflücken. Was blieb einem Ehrgeizigen, der nicht als Epigone dahinwelken wollte? Die Epopöe. Sein alter Traum. Ein Riesenwerk, das durch Masse die Masse zwingen soll. Zehn Bände mindestens. „Ce n'est que par la quantité des volumes, par la puissance de la création, qu'on peut parler au public.“ Solche Gedanken hatte er aus dem Verkehr mit jungen Künstlern mitgebracht, den Courbetschülern und Manetschwärmern, mit denen der hitzige Italersproß in den sechziger Jahren täglich Stunden lang in einem Kaffeehaus der Rue de Clichy saß. Da hieß es immer: Die Meister, die das Glück hatten, vor uns zu kommen, haben uns nichts übriggelassen; wir sind verloren, werden nie Beachtung finden, wenn wir nicht Neues, nie Versuchtes, nie Geahntes,

entdecken. „Sehnsuchtvolle Hungerleider nach dem Unerreichlichen“: so nannte Goethe die anmaßenden Führer der deutschen Romantik; so konnte man auch diese Jugend nennen, die nach Ingres, Delacroix, Courbet, nach Stendhal, Balzac, Flaubert hastig Wirkensmöglichkeiten suchte und blinzelnd zu Hugos Ruhmessonne hinaufstarrte. In L'Oeuvre hören wir sie wimmeln und toben, fluchen und stöhnen; sehen wir auch den jungen Zola, wie er gesehen sein wollte. Sandoz heißt er; romancier naturaliste, als unsittlicher Schandschreiber beschimpft und doch der einzige saubere, tugendsame Bewohner des Pfuhles, den wir in Pot-Bouille rochen. Sandoz sagt uns, was Zola erstrebt. „Die alte Gesellschaft liegt im Sterben, eine neue entsteht und auf neuem Boden brauchen wir auch eine neue Kunst. Weg mit den metaphysischen Hampelmännern! Ists nicht Blödsinn, immer und ewig nur den Gehirnfunktionen nachzuforschen, weil das Gehirn das edle Organ sei? Der Gedanke! Donnerwetter: der Gedanke ist das Produkt des ganzen Körpers. Paßt doch mal auf, was aus dem edlen Organ wird, wenn der Bauch krank ist. Wir sind Positivisten, Evolutionisten, — und wir sollten bei der Gliederpuppe der Klassiker stehen bleiben und die Struwwelmähne der reinen Vernunft weiterstrählen? Psychologie heißt Verrat an der Wahrheit. Wir brauchen den physiologischen Menschen. Den wollen wir studiren, in seinem Milieu, das sein Handeln bestimmt, mit dem freien Spiel all seiner Organe.“ So wollte Zola gesehen sein. Er fand die Himmel leer, den

alten Glauben verbraucht, die Natur wie eine feindliche, des Bändigers spottende Bestie vom Menschenneid gehaßt, vom Menschenhochmut verachtet. Und er hatte sich an dem dünnen Modetrank der comtischen philosophie positive berauscht. Keine Metaphysik mehr, weder Theologie noch Teleologie; der Positivist hat nur den Zusammenhang der Erscheinungen zu suchen, jede Tatsache an die Bedingung ihres Entstehens zu knüpfen, durch Beobachtung und Experiment die Wissenschaft vom Leben vorwärts zu führen. Das war das Ziel. So, ungefähr, stehts in der Vorrede zur Fortune des Rougon. Diese großen, vom Dichter unendlich oft wiederholten Worte haben fast alle Kritiker zu falschen Urteilen über Zola verleitet. Man hat ihn platt, nüchtern, gemein gescholten, einen kalten Rechner ohne poetischen Schwung, weil er selbst sich für einen Realisten ausgab, einen Mann exakter Wissenschaft. Er wars nicht. Er war und blieb sein Leben lang ein Romantiker, der, um von den gekrönten Ahnen unterschieden zu werden, das alte Prunkgewand mit den Modelitzen des Positivismus putzte. Es ist töricht, ihm vorzuwerfen, seine Theorien seien erstens falsch und zweitens von ihm selbst nicht befolgt worden. Scheint Homer uns kleiner, weil wir nicht mehr an Pallas Athene glauben? Schätzen wir Wagner geringer, seit wir wissen, daß er seine feuerbachisch gestimmte Brünnhilde, als er Schopenhauer entdeckt hatte, die Weltverneinung singen ließ? Theorien welken schnell. Starke Schöpferkraft aber zeugt fort. Wenn das Sektenkleid der Modernen längst

verschlissen ist, wenn ihr Hungerleidermühen, reiche Vorfahren zu übertrumpfen und aus der Not höchste Tugend zu machen, nur noch belächelt wird, werden von den zwanzig Bänden der Rougon-Macquart drei, sechs vielleicht sicher noch leben, wird man dieses terrestrische Epos als die Riesenleistung des letzten Romantikers anstaunen.

Nur als Epiker ist Zola zu begreifen. Er singt nicht den Zorn des Peliden, nicht das Leid des fernhin verschlagenen Dulders Ulysses; doch er beschreitet furchtlos die Riesenspur Homers. Seine Geschichten sind einfach; ihr Inhalt läßt sich, wie der alter Volksepen, in einen Satz pressen. Heiße Menschenkinder pflücken in einem paradiesisch prangenden Garten die Frucht, die Schlangenlist einst in Eden empfahl. Proletarier werden durch den Alkohol, Bauern durch den Trieb, ihre Scholle zu halten, ihrem Pflugschar neuen Boden zu erobern, Mittelbourgeois durch Geldgier und Genußsucht entmenscht und sinken in dumpfe, nackte Tierheit hinab. Der strotzende Leib einer schönen Hure lockt die Männchen in Armut und Schmach. Ein gesundes, vom Geschlechtshunger nicht heimgesuchtes Mädchen wird für fleißige Arbeit mit dem Märchenglück einer reichen Ehe belohnt. Ein Künstler, der zu neuen Zielen neue Pfade sucht, erhängt sich, weil er, allzu spät, seines Könnens Schwäche erkennt. In einem kränkelnden Hirn erwacht die uralte Mordlust der Höhlenbewohner und jagt den Besessenen aus dem Wunderreich modernster Technik durch roten Nebel zu bestialischer Tat. Das von allen Qualen der Pubertät bedrängte Kind

einer Kupplerin führt das Lilienleben einer Legendenheiligen, weil ihm die Versuchung nicht lockend naht, weil es im Schatten einer ehrwürdigen Kathedrale mit reinem Jungfrauenfinger Meßgewänder stickt. Oder wir sehen, wie ein Strike entsteht und endet, wie es in der Welt politischer Streber, großer Gründer zugeht, wie eine Stadt ernährt, ein Provinznest vom Ehrgeiz unterminirt, ein Reich an den Rand des Abgrundes gerissen und, aus tausend Wunden blutend, mit letzter Kraft noch gerettet wird. Einfache Geschichten von einfachen Menschen, deren „besondere Kennzeichen" in einem Steckbrief Platz haben. Den Steckbrief bekommen sie mit auf die Wanderschaft und aus ihm wird, so oft sie vor unseren Blick treten, ihr Hauptwesenszug vorgelesen; alle anderen Züge sind wegradirt. Polizeipsychologie. Aber wars nicht ungefähr so auch in der homerischen Schöpfung? Nur sind uns Hellenen und Troer so fern, daß wir uns einbilden können, sie seien von einem einzigen Wollen erfüllt, von einer Zwangsvorstellung beherrscht gewesen. Kriegern, die Brust an Brust kämpfen und mit Wind und Wellen dann um ihr Bißchen Heimatbehagen ringen, wäre solche Einheit des Willens und der Vorstellung zuzutrauen; und wir sind ja sicher, sind stolz darauf, daß den Primitiven der Reichtum der modernen Psyche versagt war. Aber eine pariser Kokotte, die nichts ist als sexe, ein Theaterdirektor, der immer nur brüllt, er sei Bordellwirt, ein Kunstrebell, der wie im Krampf umherkeucht, nur sein Bild liebt, nur von seinem Bilde träumt, nur an dem Unvermögen stirbt, sein Bild zu voll-

enden: solche Menschheit haben wir nie geschaut. Doch wir müssen sie nehmen, wie sie ist, wie der Epiker sie brauchte. Ihm ist Alles gleich wichtig: das Pferd Trompette und die Katze Minouche nicht weniger als der Forscher, dem sich aus schweren Wehen ein neuer Kosmos entbindet, der Staatsmann, der alte Grenzen verrückt und betäubte, geknebelte Völker auf die Schlachtbank schleppt, der Organisator eines Riesenbazars, der ganzen Kleinhändlerschaaren die enge Lebensmöglichkeit raubt. Alles gehört auf sein Panorama. Er scheut, wie Homer, Wiederholungen nicht, füttert, wie Homer, seine Darstellung mit unveränderlichen Satzstücken, erspart uns, wie Homer, nicht das Inventar seiner Arche. Und immer dröhnt oder summt, wie in Ilion, im Lager des Königs der Könige, um Penelopes Witwensitz, hinten irgendein Chor: Bauern, Schnapssäufer, Dienstboten, Kaufleute, Grubensklaven, Künstler, Brünstlinge, Spekulanten, Bettler, Soldaten. Wir hören, sehen, riechen sie; auch wenn sie nicht sichtbar in die Handlung eingreifen, ists, als rotte sich hinter einer morschen Mauer ein Haufe, als rüttle das Gewimmel der unendlich Kleinen mit ungeduldiger Faust an wankendem, hohlem Gebälk. Man fühlt: da, hinter der Mauer, sind noch Unzählige, die den Protagonisten aufs Haar gleichen, den Coupeau, Nana, Maheu, Hennebeau, Saccard, Claude Lantier, die nur als Gattungtypen vorn stehen, nur als Typen der langen Rede wert sind. Wer diesem Klingen einmal gelauscht hat, wird es nie wieder vergessen; in sein aufhorchendes Ohr hat der geheimnisvolle Chor, von dem die alten

Dichter raunten, verwehte, flackernde Töne gesandt. Stendhal war der Meister der pathologischen Seelenanatomie, der erste Mikroskopiker der gallischen Literatur; Flaubert, Balzac, Maupassant haben Durchschnittsmenschen auf tragfähige Beine gestellt. Durch Zolas Wortsymphonien braust der Chor der unsichtbaren Mächte, die einer Zeit die Stimmung geben, der Allgewalten, die am sausenden Webstuhl der Zeit das lebendige Kleid der Gottheit wirken.

Der Gottheit? Der dritte der trois états Comtes ist ja erreicht: die Götter sind tot und über der Menschen Häuptern thront nur noch die heilige Wissenschaft. Doch das Epos kann ohne Götter nicht leben. Zola schuf sie sich; und siehe: es wurden böse, grausame, finster dräuende Weltenbeherrscher, Götter nach dem Ebenbilde der bête humaine. Der Schöpfer taufte sie: milieux; und brüstete sich, nun sei alle Metaphysik in die Leichenkammer gesperrt. Name aber ist Schall und Rauch. Die Schnapsschänke des Gevatters Colombe, Mourets Waarenhaus, die Markthallen, in denen der Bauch von Paris gemästet wird, Albines Paradiesgarten, das Bergwerk Hennebeaus, das schmutzige Miethaus der Rue Choiseul, Nanas Leib, die Ackerscholle, an der, wie an einem nie alternden Liebchen, der Bauer hängt, das Meer, das die joie de vivre aufpeitscht und einlullt: sie Alle sind Götter, sind Menschenbeweger, Menschenfresser, von anderer Wesensart freilich, doch nicht von geringerem Vermögen als Poseidon und Phoebus. Sie leben, man hört sie atmen, pfauchen, fressen; und ihr Wille zwingt das Menschengetier.

Sie sind die Hauptpersonen der Epopöe und müssen deshalb immer wieder geschildert, bis ins Kleinste beschrieben werden, unter wechselndem Licht, in jeder Tages- und Jahreszeit. Da uns aber nicht Götter, Götzen, Symbole verheißen waren, da wir ins Innerste der Natur dringen sollten, muß unten wenigstens Alles hübsch natürlich zugehen. Hübsch oder häßlich, — wie mans nehmen will. Wir werden zu zwei- und vierbeinigen Tieren in die Wochenstube geladen und dürfen nicht weichen, bis das Junge zappelt oder leblos im Blut liegt; jeder Grad der Brunst, jede Sexualverirrung wird enthüllt und in behaglichem Verweilen demonstrirt; das dunkle Reich der Spermatozoologie tut sich auf; und wer die Augen schließt und sich die Ohren verstopft, muß mindestens riechen. Spekulation oder Exhibitionismus? Die Sucht, durch den Geschlechtsreiz den Pöbel in die Bude zu locken, oder, nach Nietzsches schrillem Wort: „die Freude, zu stinken?“ Vielleicht Beides nicht. Der Romantiker, der den Positivisten spielte, mußte zeigen, daß er nicht über ein Wolkengebirge schritt, der Götterbildner, daß er am Brennpunkt der Gattung nicht scheu vorüberschlich. Die Christenaskese hat den Trieb zur Paarung wie den Erzfeind befehdet, wie eine Schande ins Dunkel gepfercht; der Naturalist muß ihn ans Licht ziehen, muß ein frohes Volk um Sankt Priaps Altäre sammeln. „Le rut en plein air!“ Auf das Ewig-Animalische darf nur eine Menschheit verzichten, die sich selbst verneint und in frommer Ekstase des Weltunterganges harrt. Das erklärt freilich noch nicht Alles; in Zolas Werk

könnte manche Seite von einem Mönch geschrieben sein, dessen ungestilltes Verlangen in wüsten Phantasien ausbricht. Wir sind weit von der heiteren Sinnlichkeit der rabelaisischen Welt; etwa im Tempel eines düsteren Asiatengottes? „Und ich sah das Weib sitzen auf einem rosinfarbigen Tier . . .“ Aber welche Wirkungen quellen dem Dichter aus seiner Besessenheit, seiner Lust an dem größten, einfachsten Symbol des Schaffens! Nana als Venus, Nana auf dem Rennplatz von tausend gierigen Wünschen umheult, Nana, das Arbeiterkind, vor dem ein Graf, ein Kammerherr des Kaisers, wie ein Hündchen auf allen Vieren kriecht; die Brautnacht im überschwemmten Bergwerk; Claude, der in geiler Wut dem gemalten Liebchen, das sich ihm nicht ganz geben will, das Messer in die Leinwandbrust bohrt; Saccard, dessen ruchloser Unzucht dennoch, im Börsensaal und im Schlafzimmer, Kraftkeime entsprießen; die rasende Weiberschaar, die den Erpresser des Jungferntributes entmannt: unvergeßliche Bilder . . . Man muß sie nicht allzu nah sehen. Zolas Apokalypse gewinnt überhaupt, wenn man sie aus der Ferne betrachtet. Dann fragt man nicht mehr nach „feinen Zügen“, nach Menschenähnlichkeit und Modernität, staunt nicht, daß diese Horde Siecher und Irrer die Schätze französischer Kultur häufen konnte. Dann treten, aus der wibbelnden, kribbelnden Tiermenschheit, da und dort nur prachtvolle Typen und große Zeitstimmungsymbole in grauser Schönheit hervor; und ins Erinnern tönt aus dem Dunkel der Menschheitchor, dröhnt der Widerhall gewaltiger Symphonien.

Das ist der Dichter der Rougon-Macquart. Was er unserem Verstande zu sagen hatte, war nicht allzu viel. Der Mensch ist noch immer das zweizinkige Gabeltier, der aufrechte Vierfüßler, und nur ein dünner Kulturfirnis deckt die alte Bestialität. So sah ers Jahre lang. Mit dem Wohlstand, dem Weltruhm erst kam der Zweifel. Sind die Menschen wirklich so schlimm, heute noch? Sie morden und rauben, aber das Leben geht weiter; und man muß doch auch bedenken, daß sie handeln, wie sie handeln müssen. Mag die Familie Rougon-Macquart in Jammer und Schande verkommen und mit ihr das Vaterland niedergebrochen sein: das Kind des Doktors Pascal und seiner Klotilde saugt aus den Brüsten der starken Mutter neue Kräfte zu neuem Streben. Der Einzelne sündigt, strauchelt und sinkt; doch über seine Leiche, über stinkende Kulturdüngerhaufen hinweg schreitet ein anderes Geschlecht dem Siege der Gattung entgegen. Man hatte Zola als Pessimisten verschrien; seit dem Börsenroman „L'Argent" war ers nicht mehr. Er war reich, weltberühmt, konnte alle Kostbarkeiten, die ihm gefielen, in seiner Wohnung aufstapeln, überbot auf Auktionen sogar den Baron Rothschild. Und das Alles dankte er seinem vom Fleiß bedienten Genie. Er hatte Kompromisse verschmäht und dennoch gesiegt. Das war also möglich. Er hatte bisher fast nur mit Künstlern und Literaten verkehrt; da erwachen sozialkritische Regungen. Jetzt trat er aus seiner Schreibstube und fand die Menschen nicht so übel, wie sie von fern ausgesehen hatten. Ganz brave Leute, die ihn an-

staunten; und robuste Persönlichkeiten darunter. Wenn man sie nur in Ruhe ließe! Aber da sind diese langweiligen Moralprediger, die immer von den Pflichten der Tugend schwatzen und nun gar die Ausbaggerung des Panamasumpfes fordern. Lächerlich; stets hat der Starke den Schwachen aufgefressen, der sich seiner Haut nicht wehrte. So wills die Natur; und der Naturalismus ist eine Weltanschauung, nicht eine Kunsttheorie. Die Panamisten spitzten das Ohr: mit solcher Weltanschauung ließ sich leben. Und da ihr Beifall den Dichter spornte, sprach er zu der Republik: Hüte Dich vor den Tugendsamen und laß Deine schmutzige Wäsche nicht auf den Markt tragen; allzu grelles Licht ist den Augen gefährlich; und so weiter. Diese Mahnungen eines Satten, der die Besitzrechtsordnung, überhaupt den Gesellschaftzustand, höchst vortrefflich fand, wirkten viel stärker als alle Romane. Und nach Wirkung hatte der Dichter sich ja gesehnt, in der Hinterstube des Arabers, neben dem Rauchfang, in Auteuil und Médan. Am Ende war der Politiker, den er so oft verhöhnt hatte, nicht gar so zu verachten ... Da kam die Affaire. Die Freunde des Herrn Dreyfus brauchten einen Namen. Coppée wollte nicht ins Feuer und empfahl Zola. Der hatte zwar früher gesagt, die Beschäftigung mit Staatsangelegenheiten tauge nicht für die Dichter, die im Lande der Politik immer dem Auge kleiner erscheinen: „ils veulent l'élargir de toute la largeur de leurs beaux sentiments et n'arrivent qu'à faire sourire.“ Das war aber lange her und hatte sich gegen Hugos unklare Weltbeglückerpläne ge-

richtet. Der Mann der exakten Wissenschaft durfte wagen, was dem blöden Schwärmer verboten war. Schreiben, nichts als schreiben, Tag vor Tag; immer im Käfig hocken, allein, ohne Reibung, die Wärme zeugt und den Schaffensdrang steigert; sitzen und auf ein Echo warten und hinaushorchen, ob sich die Mode nicht wendet, ob mit flatternden Fahnen nicht die Jugend heranzieht und den alten Meister ins Altenteil treibt! Längst hatten die Freunde gemerkt, daß Zolas Sehnen neue Ziele suche. Sie hörten ihn seufzen: Sind wir nicht Narren, arme Monomanen, die sich schinden und im Grunde vom Leben nichts haben? Sollten wir nicht genießen, so lange wir noch genußfähig sind? „Ich kann", sagte er schon 1889 zu Goncourt, „kein hübsches Mädchen vorbeigehen sehen, ohne mich zu fragen: Ist Das nicht mehr wert als ein Buch?" Er findet ein Mädchen, findet das Vaterglück, das ihm die Ehe versagt hat, und richtet sich zwischen zwei Frauen behaglich ein; denn Frau Zola duldet das Ärgernis, pflegt die Kinder seiner späten Liebe und ist zufrieden, wenn sie für seine Ruhe, seinen Arbeitfrieden sorgen darf, wenn er sie nicht, wie leider so oft, rauh anfährt und sie vor der Welt die ihm Nächste bleibt. Seine Lebenslust wächst; er, der für die politiciens stets nur Gift und Galle hatte, verkehrt nun mit Constans und Bourgeois und kann die quälende Regung politischen Ehrgeizes nur mühsam verbergen. Noch schwankt er. Der große, einschlagende, weithin wirkende Erfolg ist nur von der Bretterbühne zu holen. Soll er, dem nie ein Drama gelang, noch

einmal den Kampf wagen? „Des romans, des romans, c'est toujours la même chose!“ Ja, wenn er reden könnte, mit seines Wortes Macht die Menge begeistern! Er übt sich zu Hause; aber die Inspiration will nicht kommen und er scheut die Gemeinplätze. Im Juli 1892 schreibt Goncourt in sein Tagebuch: „Zola langt nach der Beredsamkeit eines Lamartine und möchte, um seine Laufbahn zu krönen, den populären Erfolg des Politikers an sich reißen“. Die Sehnsucht, „mal was Anderes zu machen“. Was hat er denn? Morgens sitzt er Stunden lang am Schreibtisch. Die einzigen Freuden sind noch die Mahlzeiten; nachmittags namentlich der Tee, mit dem er einen ganzen Pastetenberg hinunterspült. Und die Kinder, die paar Freunde, die Möglichkeit, teure Möbel, alte Kirchenfenster, kostbaren Trödel zu kaufen. Viel ists nicht. Vom ewigen Schreiben wird man nervös; wenn ein Gewitter aufzieht, verkriecht er sich ins Billardzimmer, schließt die Fensterladen, bindet ein Tuch vor die Augen: sonst haltens die Nerven nicht aus. Von Tee und Pasteten wird man wieder dick. Die Kinder entwachsen Einem, die Freunde sterben weg und am seltensten Gerät sieht man sich eines Tages satt. Um wie viel besser haben es die Männer der Tat! Nur die Wonne unmittelbaren Wirkens ist neidenswert... Da kam die Affaire. Da winkte ein Heroenruhm. Aufs Sprungbrett! Der Dichter der Rougon-Macquart wurde zum Anwalt der Unschuld.

Seit er die Epistel wider den Generalstab schrieb, lebt er als ein Heiliger in der Legende. Er war reich, heißt es, auf des Ruhmes steilster Höhe, von Allen bewundert, ein

still und glücklich schaffender Dichter; und er stürzte sich ins dichteste Gewühl, wagte Alles, Leben, Freiheit, Vermögen, Ruf, um der Gerechtigkeit zu dienen, um einen Menschen zu retten, den sein Auge niemals gesehen hatte. Für diese Heldentat ward ihm zum Lohn: Verfolgung, rohster Schimpf, Bedrohung an Leib und Leben; viele Freunde verließen, betörte Massen schmähten ihn und Blatt um Blatt rissen schmutzige Fäuste aus seiner Lorberkrone. Im grauen Alltagslicht sieht die Tat, sehen ihre Folgen nicht ganz so aus. Zola saß nicht still und glücklich in seinem Dichterzimmer, sondern spähte nach einem Kahn, der ihn zu neuen Ufern tragen könnte. Sein Leben war nie ernstlich bedroht, nicht eine Sekunde lang, und seine Freiheit hat er vorsichtig gerettet: als er ins Gefängnis sollte, floh er nach England. Er stand nicht allein: die stärksten Großkapitalisten der Erde jauchzten ihm zu, hätten auf seinen Wink Millionen geopfert; er ward über Nacht die hellste Leuchte in Israel; die intellectuels, die über sein Werk die Nase gerümpft hatten, witterten den Befreier von überliefertem Wahn und drängten sich in sein Lager; und dem Manne, der ganz in die bourgeoise Weltanschauung hineingewachsen, dem Karl Marx nur ein kindischer Träumer war, wurden von den Jaurès und Millerand die Arbeiterbataillone als Leibwache gestellt. Um an der Spitze solcher Schaar den Kampf zu wagen, braucht man nicht gerade den Mut eines Löwen. Zolas Gemeinde hat sich verhundertfacht, seit er gegen Militarismus und Antisemitismus ins Feld zog. Er war vorher durchaus

nicht allgemein bewundert worden. Er hatte ein großes Publikum und eine kleine, sacht schon zusammenschrumpfende Sekte leidenschaftlich Gläubiger; Vielen aber — und gerade den Wählerischen — blieb er der Rhyparograph, der mit unzüchtigen Bildern Geschäfte machte. In seiner Heimat waren fast alle wichtigen Kritiker gegen ihn; der angelsächsische cant lehnte den Naturalisten ab; und Herr Fritz Mauthner, einer der klügsten deutschen Literaturbeschauer, nannte ihn einen schlauen Spekulanten, dem die eigentlich dichterische Phantasie fast völlig fehle, der für die Hintertreppe arbeite und mit wahrer Wonne in der Jauche herumtrample. Wo sind die Freunde, die der Dichter verlor, als er zum Ankläger wurde? Er hat wertvolle Freunde gewonnen; Todfeinde sind seine Apostel geworden. Drei Beispiele. Herr Bernard Lazare, der erste Manager der Familie Dreyfus, hatte 1895 in seinem Buch „Figures Contemporaines“ gesagt, Zola, dessen Lebensleistung er sehr gering schätzte, werde stets zu jeder Erniedrigung, jeder Verleugnung oft bekannter Grundsätze bereit sein, um den Glanz seines Namens zu mehren und seiner unstillbaren Eitelkeit Nahrung zu bieten. Zola schrieb den Anklagebrief: und Herr Lazare beugte vor dem Genie des Dichters, vor der Heilandsherrlichkeit des Menschensohnes das Knie. Herr Max Nordau, der von Paris aus die Vossische Zeitung bedient, vor der Affaire: „Ich glaube, daß es sich bei Zola um bewußte, planmäßige Bauernfängerei handelt. Zola ist ein Entarteter; er ist in sehr hohem Grade mit Koprolalie behaftet. Es ist ihm ein Bedürfnis,

schmutzige Ausdrücke zu gebrauchen, und sein Bewußtsein ist fortwährend von Vorstellungen verfolgt, die sich auf Kot, Unterleibsverrichtungen und Alles, was mit ihnen zusammenhängt, beziehen. Er leidet außerdem an mania blasphematoria. Daß er ein Sexual-Psychopath ist, verrät sich auf jeder Seite seiner Romane. Dafür, daß Zolas vita sexualis anormal ist, liegen auch andere Zeugnisse als seine Romane vor. Besondere Erregung verschafft ihm der Anblick von Frauenwäsche, von der er nie sprechen kann, ohne durch die emotionelle Färbung seiner Schilderungen zu verraten, daß diese Vorstellungen bei ihm wollüstig betont sind. Diese Wirkung weiblicher Wäsche auf Entartete ist in der Irrenheilkunde wohlbekannt und von Krafft-Ebing, Lombroso und Anderen oft beschrieben worden. Zolas Erfolg erklärt sich aus seiner Gemeinheit und Schlüpfrigkeit.“ („Entartung.“) Der selbe Herr Nordau nach der Affaire: „Der bedauernswerte Mann hatte geglaubt, der Stoß seiner zweiundzwanzig Romane, der sich hoch und stolz wie eine Ehrensäule erhob, werde ein Denkmal bilden, in dessen Schatten er dauernd alle Wonnen des Ruhmes empfinden werde . . . Er war ein edler, todesmutiger Held, ein stahlharter und goldreiner Charakter.“ An Zolas Grabhügel sprach Herr Anatole France. Er hatte an die Witwe telegraphirt: „Mit Ihnen trauert die Welt. Die Menschheit hat einen ihrer stärksten Geister, eins ihrer größten Herzen verloren. Zolas mächtiges Werk lebt fort.“ Auf dem Kirchhof: „Zola hatte die Reinheit und Einfalt der großen Seelen. Er war gütig im tiefsten Wesenskern sitt-

lich; er war das Gewissen der Menschheit.“ Der selbe Anatole France vor der Affaire: „Ich beneide Zola nicht um seinen abscheulichen Ruhm. Sein Werk ist schlecht und man darf sagen, daß er zu den Elenden gehört, von denen zu wünschen wäre, sie hätten niemals das Licht der Welt erblickt.“ Ist es genug? Nein: dem Ruhm des Dichters der Rougon-Macquart hat der Feldzug für Alfred Dreyfus nicht geschadet. Sogar seine letzten, unlesbaren Bücher, in denen Comtes politique positive zu gottlos pfäffischen Traktätchen verarbeitet war, wurden gekauft, ahnunglosen Zeitunglesern als neuste Offenbarung modernsten Geistes aufgetischt und mit verzückter Miene bewundert. Der Mensch aber hat unter den Folgen des Feldzuges gelitten. Der Keltoromane, dessen Vater österreichischer Beamter gewesen war, ist in Frankreichs Geistesklima nie ganz heimisch geworden. Er sprach und schrieb über das Land seiner Kinder wie ein Fremdling, den der Zufall an diese Küste verschlagen hat. Unermüdlich geißelte er, Jahre lang, Gambetta als kleinen, unwissenden Kneipenschwätzer und lernte nicht begreifen, welchen nie genug zu rühmenden Dienst der Diktator Frankreich erwies, da er, nach Sedan, lange gebundene Kräfte entfesselte und die fast schon verzweifelnde Volkheit empfinden ließ, daß ihrem wunden Schoß neue, köstliche Triebe entkeimen konnten. Spät erst, als der Dichter auf dem Markt tobte und den Schleier von Galliens Scham riß, merkten die Franzosen, daß er als ein Fremder unter ihnen gehaust hatte ... Wohl ihm, daß er starb, den grauen Alltag nicht

mehr zu sehen brauchte; die besten Landsleute hätten ihm nie verziehen. Und er war ausgezogen, Paris zu erobern.

Hat er wirklich nur um Bewunderung gebuhlt? So einfach, so ganz auf einen Willenston gestimmt wie in seiner animalischen Epenwelt sind die Menschen in der gemeinen Wirklichkeit nicht. Doch er selbst hat gesagt: Die Ehrfurcht vor dem Genie darf die Ehrfurcht vor der Wahrheit nicht hemmen. Und er hat gegen Victor Hugo, den er haßte, dem er mit ungeduldigem Finger den Kranz vom Haupt reißen wollte, das harte Wort Sainte-Beuves citirt: „Son plus grand tort est dans l'orgueil immense et l'égoïsme infini d'une existence qui ne connaît qu'elle: tout le mal vient de là.“ Des Wortes Spitze wird sich, trotz dem Anklagebrief, noch oft gegen Zola wenden. Sein Ehrgeiz, sein Beifallsbedürfnis war unersättlich; und wenn man die Etapen seines Lebensweges abschreitet, muß man am Ende fragen, woran dieser starke Schöpfer wohl ehrlich, inbrünstig geglaubt habe. Er verdient sich als Knappe der Freilichtmaler die Sporen, schleppt, als er Geld hat, den ältesten Trödelkram in seine Wohnung, die dem Raritätenmuseum eines Börsenprotzen gleicht, und jammert über die Häßlichkeit der modernen Bilder. Um die Ahnen zu überbieten, bannt er sich selbst in den grauen Zwinger gespenstischer Theorie, predigt den Menschen von 1900 Comte: und ist stets bereit, der Wirkung die Wahrheit zu opfern, deren Streiter er doch sein will. Heute ist der Protestantismus ihm das größte Hindernis, das sich der vorschreitenden Menschheit entgegentürmt;

morgen ficht er in polirter Hugenottenrüstung gegen die Marienanbeter. Er höhnt die Politiker: und reckt dann gierig nach ihrem Lorber die Hand. Er malt Jahrzehnte lang entkrönte, kaum der Tierheit entwachsene Menschen, malt sie pechrabenschwarz: und brüllt dann, wie unter der Wucht einer niederschmetternden, unerhörten Kunde, auf, als er sieht, daß auf dieser schönen Erde neben den Guten auch Schlechte wohnen. Er wird sechzig Jahre alt, ohne je gegen das thronende Unrecht einen Finger zu rühren; dann, als die Kraft ihm schwindet, schlüpft er ins Heilandskleid, schreibt Evangelien, weiß das Kreuz aber zu meiden. Sah er nie vorher den Übermut der Ämter, des Mächtigen Druck, der Stolzen Mißhandlungen, — in einem halben Jahrhundert nie bis zu der Stunde, wo ein reicher Jude ihm unschuldig verurteilt schien? Victor Hugo, ruft er, ist ein Narr, der uns nichts zu geben hat als den albernen Greisenrat, in die Sonne zu klettern und uns dort in Brüderlichkeit zu umarmen; und er selbst, der Naturalist, Determinist, Positivist, dem Tugend und Laster Produkte sind wie Zucker und Vitriol, er selbst schließt seinen frömmelnden Atheistentraktat mit der Weisung, Haß und Neid, Stolz und Herrschsucht abzutun und als Brüderlein und Schwesterlein friedsam neben einander zu grasen. Wie viele Jahrmillionen sollen vergehen, bis die bête humaine diesem Ideal reif ist? Auf der ersten Seite der Rougon-Macquart steht ja der Satz: „L'hérédité a ses lois comme la pesanteur.“ Als Voltaire für Calas kämpfte, für einen Toten, irdischem Rechtsspruch Entrückten, stritt er

für ein politisches Prinzip, gegen die Gräuel eines faulenden Rechtszustandes, von dem er an Damilaville schrieb: „Les formes, chez nous, ont été inventées pour perdre les innocents"; als Zola für Dreyfus focht, sprach er gegen die Lebensprinzipien der bürgerlichen Gesellschaft nicht das leiseste Wort, sondern erzählte einen Kolportageroman von einem Bubenstück, das sechs oder acht hohe Offiziere gegen einen — am Ende doch auch mit geringerer Mühe zu beseitigenden — Hauptmann tückisch angezettelt haben sollten. Laut erzählte ers, auf offenem Markt, und war ungemein beglückt, als alle Feinde Frankreichs ihm Beifall heulten. Sehen so die Erlöser aus? Lärmte der Galiläer so dem Erfolg nach? Sprach auch nur Tolstoi je so von seinem Gossudar, von dem tyrannischen Tshin? Aber Tolstoi ... „Der gute Mann hat offenbar eine schadhafte Stelle im Gehirn", sagte Zola. Gegen Große war er nie mild. Goethe? „Hat uns nichts mehr zu sagen." Ibsen? „Ein Spätling aus den erschöpften Lenden unserer braven George Sand." Nun hat auch er den Nachruf dahin. Sein Anklagebrief, lästert der Fanatismus der Freunde, sein Schrei nach Gerechtigkeit wird länger leben als seine Poetenschöpfung.

In alten Gedichten rächen die Götter das frevle Walten der Hybris. Wenn Zola das Lebensepos Zolas zu schaffen hätte, wäre die richtende, rächende Gottheit der Poetenwahn, die Großmannssucht des vom Sektenjubel betäubten homme de lettres, — ein papiernes Ungetüm vielleicht,

das sich von Druckschwärze nährt, Eisenstaub atmet und Bücher speit. Und er würde, mit der Gewalt seines ungallisch rauhen Wortes, das Ende des Poeten malen, dem reicher und armer Pöbel in die geputzte Gruft hinabruft: Was Du in vierzig harten Jahren schufest, wird vergehen, bleiben nur, was Du für unsere Parteisache tatest ...

An einem trüben, stürmischen Februartag wurde 1881 Dostojewskij begraben. Der hatte nie Lärm gemacht, nie nach der Wage des Weltenrichters gegriffen. Den schmückte nicht eine Partei für die letzte Reise: ein Volk drängte sich in die enge Kirche, neben den Großfürsten schob sich die nihilistische Studentin, Bäuerlein bohrten sich mit spitzen Ellbogen durch dichte Beamtenhecken und für eine Stunde gabs in der Hauptstadt des Reussenreiches keinen Standesunterschied. Das Vaterland trauerte um einen Sohn, der ein großer Dichter gewesen war, der unterm Galgen noch seine Heimath geliebt, der gelitten und vor Menschenelend, auch vor dem ekelsten, mitleidig immer das Haupt gebeugt hatte.

LENBACH.

Wenn Lenbach gewollt hätte, wäre er wie Velazquez begraben worden. Regirende Fürsten, der ganze Hofstaat, alle Ordensritter wären seiner Leiche gefolgt und an der Gruft hätte die hohe Geistlichkeit in Pompsymbolen gezeigt, daß der Römerkirche ein lieber Sohn gestorben sei. Er hats nicht gewollt. Der Maurersproß aus Schrobenhausen war geadelt worden, hieß Professor und Ehrendoktor gar, hatte in seinem Haus oft Monarchen empfangen, aber er war kein korrekter Hofmann wie der steife altspanische Grande, dem der Stammbaum und der Rang des Hausmarschalls mehr galt als Malerruhm. Lenbach war, als er den zweiten Ehebund schloß, aus der Kirchengemeinschaft geschieden. Der Schritt war nicht nöthig; da die erste Frau Protestantin war, hätten Roms Priester den zweiten Bund gern gesegnet. Doch der Franzl mochte, trotzdem er sein Leben lang Oberbayer blieb, von Dogmen und Kirchenpflicht nichts mehr hören. Von Goethes Heidengeschlecht wollte er sein und Schande dünkte ihn, äußerer Geltung wegen dem Drang des starken Herzens zu wehren. Bis zum letzten Wank blieb er fest. An frommem Eifer, dem Sterbenden schnell noch den

Weg in den Himmel zu sichern, hats nichts gefehlt. Der Prinz-Regent, der seines Bayernlands größten Maler zärtlich liebte, ließ den Propst mehr als einmal anpochen; sehr leise, sehr zart. Abgezehrt, mit geschrumpftem, von langer Qual siechem Leib lag der Riese aus Schrobenhausen auf dem Marterbett, kaum mehr den Nächsten kenntlich; noch aber lebte der Wille. Rückkehr in den Schoß der Kirche? Die Hand winkte ab und der Friedensbote kam nicht bis ans Leidenslager. Als der Pfarrer von Saint-Sulpice dem röchelnden Voltaire die Frage ins Ohr brüllte, ob er an die Gottheit Christi glaube, erhielt er, nach Condorcets Bericht, die Antwort: „Au nom de Dieu, Monsieur, ne me parlez plus de cet homme-là et laissez-moi mourir en repos!“ So ungefähr, spöttisch und doch mit einem Rest von Frömmigkeit, hätte auch Lenbach geantwortet, der in dem Dichter der Pucelle den ganzen Menschen, nicht den witzigen Kopf nur bewunderte. Unversöhnt, ungeweiht ging er ins dunkle Land. Kein Priester, kein Prinz durfte der Leiche folgen; und die Wittelsbacher wären doch, Mann vor Mann, aufrecht im Feierzug mitgeschritten. Der Stolze wollte sich, konnte nicht untreu werden. Am achten Maitag trugen sie ihn hinaus; am Sonntag Rogate. Durch das Spalier der Kunstschüler, deren Fackeln im Lenzwind flatterten. Als der Sarg sichtbar wurde, flammte und qualmte von großen Dreifüßen düstere Gluth auf. Keines Priesters summende Gesänge; ein Heidenbegräbniß. Die ganze Stadt war auf den Beinen. Sonnenschein, blühender Lorber, dickes Flieder-

gebüsch und auf dem ländlichen Friedhof ein Gewimmel von hellen Frühjahrskleidern und bunten Schirmen: nach Trauer sah es nicht aus. Dem Franzl aber hätte es just so gefallen; auch wenn die Grabreden ihm dünner klangen, als er erwartet hatte. Was sind denn Reden? Selbst die besten verhallen; nur das Werk bleibt. Im Charakter des Deutschen, sagt Goethe, liegt, daß er über Allem schwer, daß über ihm Alles schwer wird. Vom Schlag dieser Deutschen war Franz Lenbach nicht. Er lebte freudig, schlürfte aus vollen Schalen und hatte gehofft, so alt zu werden wie sein geliebter Meister Tizian, der an der Schwelle des hundertsten Jahres starb. Doch hinsiechen, elend verkrüppeln, nicht mehr schaffen, rüstig gestalten? Nein. Lieber ins letzte Haus. Und zum Henker mit allem Trauerpomp! Der Franzl war ja tot, seit er nicht mehr von früh bis spät vor der Leinwand stehen konnte. In die Erde, auf den Holzstoß mit ihm, je früher, je besser! Vielleicht hätte er ein Feuergrab vorgezogen, am Starnberger See sich den Scheiterhaufen geschichtet. Aber es ging auch so. Nur keine Häufung von Trauerlivreen; die waren ihm eben so widrig wie seinem größten Freund. Nach Bismarcks Tod sagte er zu mir: „Ich habe aufgeathmet; der Mann durfte nicht länger sterben.“ Er selbst ist länger gestorben. Wir dürfen hoffen, daß sein letzter Hauch ein Aufathmen war. Lehnbach gelähmt, im Rollstuhl, mit schwerer Zunge und blödem Auge: wer ihn kannte, zitterte vor solcher Möglichkeit. Sie blieb ihm, blieb uns erspart. Und er hätte sich am Bestattungtage

der Maienpracht, der lustigen Sonne, des bunten Gewimmels gefreut; hätte den Arm in die Hüfte gestemmt, den Kopf vorgereckt, schelmisch auf die Sonntagsgaudi herabgeblinzelt und, ohne Grauen, gekichert: So is recht!

In Muthers „Geschichte der Malerei im neunzehnten Jahrhundert" ist zu lesen, Lenbach sei „eben so unterwürfig wie stolz" gewesen. Wirklich? Wem unterwarf er sich denn? Nicht einmal seinem Fürsten. „Wenn ich eine Weile nicht in Friedrichsruh war", pflegte er zu sagen, „zogs mich furchtbar hin; war ich aber drei Tage dort, dann hielt ichs nicht mehr aus. Bismarck war zu groß; er drückte mich". Der ganze Lenbach. Der hätte sich unterworfen? Sein schönster Tag war, als er in seinem Hause den Fürsten herbergen konnte. Da hatte er ihn ganz für sich, war Wirth und durfte den Helden ehren, wie es ihm des Helden würdig schien. Nicht der Klerisei, die ihm entgegenkam, nicht dem Kaiser, dem er zur Versöhnung nur die Hand hinzustrecken brauchte, unterwarf er sich. Auch nicht der Mode. Er konnte, ohne an seinem Glauben zu sündigen, in den Sälen der Sezessionisten ausstellen; so gut wie Böcklin, mit besserem Recht als Thoma. Dann wäre er als Malerkönig gefeiert worden. Alle Troßknechte, alle Marodeure der „neuen Richtung" hätten ihm gehuldigt. Mancher Alte hats so gemacht, Freytag und Oberländer, Spielhagen und Hildebrand, und den Ruhm rasch gemehrt. Lenbach thats nicht. Auf diesen Blättern hat er vor elf Jahren gesagt: „Ein junges Geschlecht ist herangewachsen, das in pietätlosem Dünkel

den großen Vorfahren nichts verdanken, aller Tradition den Rücken kehren, die Kunst von vorn anfangen will. Wer in der Wissenschaft oder im Handwerk die Erfahrungen und Erfindungen der Jahrtausende ignoriren wollte, würde nicht nur ausgelacht und für einen Narren erklärt, sondern müßte bei seinem thörichten Eigensinn auch verhungern. In der Kunst aber solls jetzt anders sein. Was unsere Alten geleistet haben, heißt es, war für ihre Zeit wohl recht löblich; wir aber sind Kinder einer anderen Zeit und dürfen nicht rückwärts schauen, dürfen nicht einmal die Mittel annehmen, die den Alten zu herrlicher Wirkung verhalfen. Diese Neusten bilden sich ein, sie würden an der Hand der bewunderten Meister nicht den Weg zur Natur und zur Wahrheit finden, der nicht zu verfehlen sei, wenn man nur den Muth habe, mit Scheuklappen vor den Augen der eigenen werthen Nase nachzugehen. Alle treten mit dem Anspruch auf, fertige Meister zu sein, die sich nicht dreinreden noch nach überlebten Kunsttheorien meistern zu lassen brauchen.“ In diesem zuchtlosen Heerhaufen wollte er nicht fechten. Er war viel zu klug, viel zu sehr Künstler, um nicht zu fühlen, daß schon der junge Herr Liebermann auf ganz anderer Höhe stand als der reife Herr von Werner, und schätzte die akademische Kunstleistung recht gering. Verhaßt aber, in tiefer Seele ein Gräuel war ihm die Unbescheidenheit, die den Alten die Reverenz weigerte oder nur im Vorübergehen, mit keckem Achselzucken, erwies. Wie Anzengruber, wenn ein Tadelswörtchen seinen

Heros Schiller antastete, so brauste Lenbach auf, wenn irgend ein Tartaglia sich vermaß, mit der Miene des weisen Richters über Velazquez und Rubens, Tizian und Murillo zu reden. Diese Großen waren ihm nicht Bonzen, sondern lebendige, ewige Götter; vor ihrem Werk wurde er fromm, schalt er Jeden, der nicht das Knie beugte, einen Barbaren. Solcher Gottesdienst war in den neunziger Jahren nicht beliebt. Was lag ihm daran? Er las, daß er ein überholter Mann, ein Erzfeind moderner Entwickelung, im Grunde nur ein mittelmäßiger Kopist sei. Las, lachte oder schimpfte sich den Grimm von der Leber und arbeitete weiter. In München; fast immer in München und nie in Berlin. Das war wichtig. Die schlimmsten Dinge, unsere Ruhmeshallenmalerei, die letzten Leistungen des seligen Becker, den von Sankt Anton Werner in die Nationalgalerie gelieferten Alvensleben und ähnliches Kaliber, bekam er kaum zu Gesicht. Er hätte vor solchem Schauspiel sein böses Zünglein gewetzt. In München war der Heilige Berg der Sezessionisten von der Sonne beschienen. Prinz Luitpold, dessen achtzigjährigem Auge ein Piloty gewiß mehr behagt als ein Uhde, blieb in dem Kampf der Jungen gegen die Alten stets neutral; und mußte vor Jahren deshalb schon aus dem Munde des Hohenzollern hören: „Ich halte der Gesellschaft den Daumen aufs Auge.“ Wenn Lenbach in Berlin gelebt hätte, wäre er vielleicht mit der Jugend gegangen; eine Wegstrecke wenigstens. München aber hatten die Rebellen erobert; hier herrschten sie, hatten, mehr noch als in

der Heimath der Rosenberge und Pietsche, die Presse für sich: und Lenbach wurde das Haupt der Opposition. Er konnte nicht anders; mußte immer Opposition machen. Denn er war ein kritischer Kopf und sah, wenn nicht Liebe ihn blendete — was viel seltener, als man glaubte, geschah —, mit scharfem Blick schnell stets die Schwächen einer Person oder Sache. Die Lust, die Sucht, kann man sagen, zu kritisiren, war ungemein stark in ihm. Er wußte genau, wie ers anfangen müsse, um auch bei den Neusten in die Mode zu kommen — auf dem Altan vor seinem Haus hat er mir die dazu nöthige Strategie und den zu erwartenden Erfolg einmal mit der ganzen Pracht seines Witzes geschildert —, aber er wollte nicht. „Is mir zu fad". Talent hatten die Leute ja, doch ihm nicht genug Geist. Was es denn tauge, immer wieder irgend ein Bauernmädel aus der ammergauer Gegend zur Madonna herauszuputzen und mit dem Licht zu kokettiren, das wir doch nicht in unseren Pinsel zwingen können. Warum der Dienstmann von der nächsten Ecke als Tod oder Teufel frisirt und das Publikum vor Leinwände geschleppt werde, auf denen mit leidlicher Kunst vielleicht ein Stümpfchen dummer Natur nachgestümpert, des Geistes aber kein Hauch zu spüren sei. Das blitzte und prasselte nur so; und das Ende immer: „Ich bin halt Voltairianer". Manchmal wars wirklich, als hörte man Herrn Arouet über kleine Shakespeares reden. Zu wenig Geist, fand er, zu wenig Ehrfurcht vor seinen Meistern. Er wollte nicht. „Kunst ist, was die großen Künstler ge-

schaffen haben": mit dem Liebermann, der dieses Wort des Heiligen Augustinus nachsprach, hätte er sich leicht verständigt. Da aber wars zu spät; der Franzl hatte schon den dicken Grenzstrich gezogen. Die Impressionisten blieben ihm bis zur letzten Stunde Bilderstürmer, Feinde der Kunstkultur, mit denen ein feiner Geist nichts zu thun haben mochte. Und schließlich hatte er sich in der Hitze so verrannt, von allen Lagern sich so weit entfernt, daß er für sein Haupt und für sein Leben fechten mußte.

Die Unterwürfigen sind, scheint mir, aus anderem Stoff. Die schielen nach Sonne und Wind, ducken sich, wenns regnet, unter ein schützendes Obdach, denken bei jedem Schritt, jedem Zufallswörtchen, obs auch ihrem Biographen einst in den Kram passen werde, und besinnen täglich die wirksamste Inszenirung ihres Ruhmes. Lenbach war ein Festregisseur, wie er in Deutschland selten gesehen ward; er wäre der Mann gewesen, einem Magnifico die Säle mit wandelnder und gemalter Schönheit zu schmücken. Das bunte Fest seines Lebens hat er nicht nach den Regeln kluger Regiekunst inszenirt; er hat sich immer und überall, weil er sich gehen ließ, Feindschaft geweckt und meist, unter dem Zwang eines nie gezügelten Temperamentes, gethan, was ihm schaden, den Bereich seines Nimbus schmälern mußte. Auch der Freund, der ihn bewundern wollte, verstand ihn oft nicht. Keinem fremden Blick gönnte er die Schauer seiner Vision. Das Gefäß seines Wesens war mit Widersprüchen bis an den Rand vollgestopft. Aber es war eine Lust, ihn leben zu sehen.

Ich sehe ihn in seinem Atelier. Rechts vom Haus der schöne Brunnen, den er irgendwo entdeckt hatte, kleine Säulen, Alles so altmodisch wie möglich; man merkte: hier soll nichts an den Alltag, ans Zeitgemäße erinnern. Im ersten Raum Renaissance aller Sorten. Wie bei Watts. Alte Bilder (ein paar Meisterstücke darunter), alte Möbel, Gobelins, Brokate, himmlischer Trödel. Daneben die Werkstatt. Zunächst fällt die Menge der Bilder auf. Sechs, acht, vielleicht noch mehr auf Staffeleien; und auf der Diele, in jedem Winkel ganze Stöße gestapelt. Das scheint schon ungeheuer viel. Im Gespräch aber greift er unter die Peluchebank und holt noch ein Dutzend bemalter Pappdeckel hervor, zieht ein zweites und drittes Dutzend von einem Schrank herunter. Das ist noch nichts. Als ich ein paar Tage bei ihm wohnte, sah ich erst, was in den Gängen, auf Treppenabsätzen, in Bodenkammern lagert. Die Diebe und Fälscher, die ihn bestahlen, hattens bei solcher Fülle leicht. Dieser Parvenu hatte den Fleiß des Genies von kräftigstem Wuchs. Er arbeitete eigentlich den ganzen Tag; es arbeitete in ihm. Wie viele Bilder, viele der feinsten Studienblätter sind ihm in Friedrichsruh entstanden, nach Tisch, während er seine bayerischen Epigramme unter die Gäste warf! Wer von ihm spricht, darf diesen Reichthum nicht vergessen. Der Mann brauchte nicht zu knausern, seine Kraft nicht ängstlich, wie den Nothpfennig für karge Jahre, zusammenzuhalten. Ganz glücklich schien er nur, wenn er malen konnte. Und er konzentrirte sich selten sehr lange auf einen Gegenstand. Einmal, als ich

ihm zusah, kam eine Dame, eine Fürstin; gar nicht hübsch, aber schrecklich modern und ein Bischen beauté du diable. Er war gerade an einem Bismarck, einem seiner schönsten: dem im Freien sitzenden Bismarck mit dem Schlapphut und den überm Stock liegenden Händen; war recht con amore daran. Machte auch nicht viele Umstände; Jeder wußte ja, daß der Lenbach beim Plaudern malt, beim Malen plaudert. Also weiter gepinselt. Nach einer Weile immer ins Kämmerchen nebenan, um Farbe zu holen; denn er hatte stets nur ganz wenig auf der Palette. Nach und nach fängt das allerliebst zurechtgemachte Aeffinnenköpfchen, das sein Wirken begafft, ihn zu interessiren an. Er hat die Durchlaucht oft gemalt, sucht sie aber jetzt wieder ab, als müsse er ganz Neues aus dem Chiffongesichtchen herausholen. Vornüber gebeugt, umkreist er die Beute; das Auge — ich glaube, daß er nur mit einem ganz richtig sah, diesen Defekt aber mit merkwürdiger Scheu verbarg — blitzt unter der Brille vor, sucht, wägt, tastet, bohrt, die Hand streichelt die Kinnmähne, die dicken Lippen öffnen ein Spältchen, als gäbe es hier besonders Gutes zu schmausen, man fühlt förmlich, wies unter der Stirnsträhne arbeitet, drängt, assoziirt, — und jetzt hat ers. Den Pinsel weg, dem Bismarck den Rücken gekehrt, Pappdeckel und Pastellstifte her: und in fünfundzwanzig Minuten ist ein kleines Wunder fertig. Jeder Zug ist da, der Extrakt des Wesens, die ganze Willenssumme herausgeholt. Mit der Uhr in der Hand sagte ich zu ihm: „Wenns gar nicht mehr anders geht, fristet die Konzert-

malerei noch ein leidliches Leben.“ Und er hatte fast ohne Pause geredet. Aehnliches konnte man oft erleben. Ich habe ihm nie gesessen, er ließ seinen Photographen nur ein paar Aufnahmen von mir machen und brachte mir dann eine im Detail zum Entzücken feine Skizze nach Berlin. „Nix“, meinte er; „in Friedrichsruh haben sies gar nicht erkannt. Wir müssen mal ein anständiges Bild machen, so was mit Sitzen und richtigem Oel; aber wenn Sies behalten wollen . . .“ Manchmal unterbrach er die Arbeit; wenn er warm wurde und jede Hemmung der Denkkraft aufheben wollte. Dann setzte er sich zu dem Gast auf das durch Stufen erhöhte Eckplätzchen und ließ seine Raketen steigen. Allzu lange dauerte es gewöhnlich nicht. Von oben her fing er sacht wieder zu äugen an, ging herunter und malte, kratzte, wischte an dem einen, dem anderen Bild. Und seine Rede war fast immer eben so gut wie seine Malerei.

Auch in der Allotria sehe ich ihn, unter den Künstlern. Während der Tarockpartie fallen nur Bröcklein von seiner Lippe; denn das Spiel ist eine verdammt heilige Sache. Inzwischen kann der Fremdling den Reiz der Ausstattung bewundern oder aus der Karikaturensammlung — vielleicht der reichsten, die je entstand — die stärkste Seite Kaulbachs und Stucks erkennen lernen. Erst wenn die Karten weggelegt sind, gehts los. Politik, Kunst, Lokales, Persönlichstes. Mit einer Rücksichtlosigkeit, vor der einem norddeutsch Gewöhnten der Athem stockt. Die „Viechkerle“, „Blödiane“, „Lausbuben“, „Verbrecher“ fliegen nur so in der

Luft herum. Einerlei, wer daneben sitzt: ein bayerischer Prinz oder ein preußischer Oberpräsident. Lenbach hat ja fast Alle selbst eingeführt und ist hier Gottvater in seiner Schöpfung. Mäßigen möchte er sich? Das könnte gerade noch fehlen. „Gehts doch hin und zeigts mich an!“ Wer ihn schwichtigen will, reizt nur den Kampfhahn in ihm. Ganze Wolkenbrüche ergießen sich auf die Häupter der Sezession. Die sind nicht etwa fern, sondern blicken auf den selben Kneiptisch. Horchen, lachen mit, streiten, vertheidigen sich, klagen den Scheltredner schroff an, werden durch faunische Wendungen entwaffnet, — und bewundern, während der Wuthwallung, unter der Stachelpeitsche grausamsten Spottes, Alle doch im Grund ihres Künstlerherzens den Polterer, lieben die prachtvolle Persönlichkeit des gekrönten Tyrannen, der oft unbequem ist, für den Rang, die Geltung der Bildnerkunst aber allein mehr bedeutet als ein ganzer Schwarm betitelter Malbeamten.

Ob sie aufgeathmet haben, als der Tyrann endlich hinsank? Sicher nicht. Münchens Kunst hat ihren König verloren. Die Stadt, das ganze Bayernland ist verarmt. Wie Venedig nach Tizians Tod. Früh oder spät wird die ganze Gilde des Heiligen Lukas es fühlen. Jahrzehnte lang hat Lenbach wie ein König gelebt. Nicht wie einer von Gottes Gnaden; in seinem Hause gings, wenn nicht ein Fest war, einfach zu und nie hat ihn der kleine Ehrgeiz geistloser Emporkömmlinge gelockt, deren höchstes Ziel ist, mit ihrem Aufwande den Bankdirektoren nachzutrumpfen. Wie ein Künstler

könig. Wie Tizian. Der hatte in allem Aeußerlichen den größeren Stil, war lateranischer Graf und Ritter vom Goldenen Sporn, wohnte in einem Palast, der Königen königliches Obdach gewähren konnte, und hätte den Fuß nie ins Gewühl eines Lagerbierkellers gesetzt. Sechzehntes und neunzehntes Jahrhundert; Venedig und München. Der Freund des Aretiners wurde als politische Großmacht von Päpsten und Kaisern umworben. Auch von Lenbach aber könnte ein neuer Vasari, wie vom Tiziano der alte, sagen: „Ihn besuchten alle vorragenden Menschen, die in die Stadt kamen, Fürsten und Gelehrte, und ehrten den Meister der Kunst, der in seinem Wesen ein Edelmann war.“ Auch Lenbach hat mit Gekrönten stets als mit Seinesgleichen verkehrt — wenn er sie nicht tief unter sich sah — und ihm hätte nicht die Wimper gezuckt, weil ein Kaiser, um ihm den entglittenen Pinsel aufzuheben, sich bückte. Warum denn? Versteht sich, wo Einer arbeitet, der Andere lungert, eigentlich doch von selbst; ist jedenfalls nicht langer Rede werth. „Danke, Majestät.“ Und weiter am Werk. Als er Bismarck herbergte, ins Hofbräuhaus, in seine geliebte Allotria, in den Glaspalast vor seine Bilder führte, mag er mit noch persönlicherer Andacht als sonst des Malerfürsten von Venedig gedacht haben, dessen Wohngast Heinrich der Dritte war; mag gefühlt haben: Mir ward mehr Ehre, denn ich darf den Genius, nicht einen Dutzendkönig, bewirthen. Mit einem Maklerpatent, wie der friauler Alpensohn, wäre der schrobenhäuser Rebell nicht zu ködern ge-

wesen. Der Starke, der als Maurerlehrling fünfzigtausend Meter barfuß durchlief, um sich ein Bischen Farbe zu holen, war als Künstler, als Gildenglied höllisch stolz. Wer was konnte, galt ihm unendlich höher als Einer, der in Purpurkissen gezeugt war oder einen Blinktitel erlistet hatte. Die Erniedrigung, jede winzige Devotion eines Künstlers empfand er als dem Stand angethane Schmach. Gegen einen seiner ältesten Freunde, der die Entwürfe dem Kaiser „zur Korrektur“ vorlegt, konnte er Stunden lang in Zorn und Hohn toben. „Ehe ich mir von einem Dilettanten ins Handwerk dreinreden ließe, würde ich Parapluiemacher!“ Die Künstler sollten nie vergessen, nicht eine Minute, daß ihnen der erste Rang unter den Menschen gebühre. Ihrem Ansehen hat er das Künstlerhaus gebaut, den Prunkpalast, dessen Steine dem Wanderer zurufen, was die Bildnerkunst in München bedeutet. Auch der Geselligkeit sollten sie den Ton geben; drum spornte er die Phantasie und hieß die niemals Müde immer neue Festpläne ersinnen. Von der Künstlermystik aus Oehlenschlägers Zeit, der Künstlerromantik der dreißiger Jahre lebte Etwas in ihm, der sich so gern einen Voltairianer wähnte, weil seinem Ohr der liebe Kirchengott nicht mehr sprach. Sagte ichs nicht, daß seines Wesens Gefäß bis an den Rand mit Widersprüchen vollgestopft war? Ni dieu ni maître, wenns in die Laune paßte; und kein Fäserchen doch von einem Rationalisten oder gar Demokraten. Eine Welt ohne Kirchenpomp und Fürstengepräng wäre gerade ihm unerträglich grau, leer,

langweilig gewesen; trotzdem er weder Heiligenbilder noch Staatsaktionen gemalt hat. Und einen verdrehten Zwickel, in heißerer Stunde einen Barbiergesellen hätte er Jeden genannt, der ihm mit der blöden Behauptung gekommen wäre, ein Krupp könne sich auch nur neben einem Piloty sehen lassen. Seinem München gab die Kunstgenossenschaft wirklich den Ton und die Farbe. Alle empfandens; und wenn die Jugend den grimmen Zeus der Luisenstraße sah, seufzte sie: Nec tecum possum vivere nec sine te. Nicht mit ihm: das Amt des Führers hatte er, als es 1892 zur Sezession kam, rund abgelehnt; nicht ohne ihn: am herrlichsten Rumpf vermißt der Betrachter das Haupt mit dem leuchtenden Auge. Nein. Die Jugend hat gewiß nicht aufgeathmet, als der Tyrann endlich hinsank und der Thron frei ward. Von Uhde bis zu den Jüngsten kein Einziger. Keiner, der sich dem Stand zugehörig fühlt. Alle wußten: Wenns um die Kunst geht, ist der Franzl stets auf dem Posten. Was er für die Gilde that, werden selbst die Opfer seiner Spottsucht ihm niemals vergessen.

*

Des Malers Schicksal hat sich vor vierzig Jahren entschieden. Der einundzwanzigjährige Schüler Pilotys hatte in den Freistunden fleißig Wirthshausschilder, Marterln, Scheibenbilder, auch wohl den heiligen Herrn Joseph für eine Kirchenfahne gemalt und im oberbayerischen Heimathbezirk so das Sümmchen zusammengescharwerkt, das ihm

gestattete, den Lehrer ins Römerland zu begleiten. Da wirkte zunächst die heiße Fülle der Natur auf das Kind einer kälteren Zone. Herrgott: Der Himmel! Wer den so, sammt dem großen Gluthlicht, auf die Leinwand zwingen könnte! Franz Lenbach versuchts; verläßt sich dabei, wie Courbet, von dem er nichts weiß, wissen kann, nur auf seine gesunden Sinne und Kräfte, nicht auf Phantasietrug und akademische Muster: und es gelingt. Der „Hirtenknabe", der in der Schack-Galerie hängt, gilt Alten und Jungen längst als ein Meisterwerk. Hochsommermittag. Man glaubt, unter einem Sonnengedröhn das Gras, die Blüthen, den Landstraßenstaub, Libellen und Schmetterlinge zittern zu sehen. Der junge Hirt liegt auf dem Rücken, die linke Hand überm Auge, und räkelt sich in sattem Wohlgefühl. Kein klassischer, kein romantischer Hirtenknabe; Preller, Lessing, Schirmer hätten ihn so nicht gemalt. Ein Bengel aus Fleisch und Blut, der in der nächsten Minute aufstehen, dem Hund pfeifen, auf der schmutzigen Hornhaut der Füße davonlaufen könnte; denn dieser Hütejunge Lenbachs hat wirklich eine Schmutzkruste an den Sohlen. Ekelhaft nannte mans und schalt die Ausschweifung eines Realismus, der so rüde Trivialität nicht meide. Lang ists her. Doch muß heute nicht Jeder merken, daß der Jüngling, der mit solcher Wucht die Tatze zu regen, ohne Vorbild so das prallste Licht zu fangen und solchen Körper zu modelliren vermochte, auch als Naturalist, Impressionist recht Ansehnliches erreichen konnte? Wenn er nur wollte. Am Können fehlte es wahrlich

nicht. Gustave Courbet, der robuste Bauernsimson aus Ornans, hätte, als er 1869 nach München kam, in dem Oberbayern vielleicht einen Bruder gefunden, wenn Adolf Friedrich von Schack nicht gewesen wäre. Am Neujahrstag 1865 schrieb Anselm Feuerbach aus Rom an seine Mutter: „Herr von Schack hat mir Herrn Lenbach, der so weit ein bescheidener Mann und ein intimer Freund Böcklins ist und bei Schack Alles gilt, quasi zur Beaufsichtigung geschickt.“ (Die Intimität mit Böcklin endete allzu früh; und der bittere Anselm fand bald „zu viel Absicht“ in Lenbachs Bildern, die ihn an „verputzte alte Gemälde“ erinnerten.) In dem selben Neujahrsbrief aber stehen die Sätze, die den Gönner hart anklagen: „Ich habe die Festtage allein und ohne Geld zugebracht. Den Künstler viel zu geringem Preis arbeiten zu lassen, ist keine Hilfe und bleibt eine Abhetzerei. Ich bitte, man möge mich als Mann und Künstler behandeln. Man muß mit mir im Geldpunkt nobel sein und ich leiste das Doppelte. Wenn ich meine Bilder zu dem doppelten Preis, wie es vor Gott Recht wäre, verkauft hätte, so wäre Dir und mir geholfen und all diese Schreiberei und Bettelei wäre unnöthig; es ist Schicksal, aber deshalb brauchen wir nicht das Maul zu halten“. Außer Feuerbach hatten schon Genelli, Schwind, Böcklin für den mecklenburgischen Juristen, Dichter, Diplomaten, Literarhistoriker und Höfling gefront. Jetzt witterte der knausernde Maecen eine neue Möglichkeit; er schickte Lenbach, dem die weimarer Kunstprofessur nicht behagt hatte, 1863 nach Italien, 1867 nach Spanien und

ließ ihn Giorgione und Tizian, Rubens und Velazquez kopiren. Meisterlicher hat Keiner je Meister kopirt. Wer bei Schack die Venus, den Philipp sieht, mag glauben, hier sei Einer, ehe er den ersten Pinselstrich wagte, ins innerste Seelengehäus der Alten gekrochen, in ihrem Sensorium heimisch geworden. Wie ein Wunder wirkts; das Wunder einer Auferstehung. Als hätte Lenbach von Velazquez und Tizian, von Rubens und Rembrandt, von wem er just wollte, den Sehnerv entlehnt. Kein Rest persönlicher Sehgewöhnung. Nie gab so völlig sich ein Mädchen dem Mann; solches Wunder empfängt nur der Schoß, der in dem Zeuger den Gott verehrt, in brünstigem und religiösem Beben sich der Befruchtung öffnet. Und wer sich so hingab, Jahre lang, behält, bis die Pulse stocken, einen fremden Tropfen im Blut. Lenbach hats erfahren. Seit der Kopistenzeit in Florenz und Madrid hat ihn weder Gebirg noch Wald, nicht Himmel und Meer, Landschaft und Architektur wieder gelockt. Mit mildem Lächeln sprach er vom „Sonnenfanatismus“ seiner Jugend. Nur Menschen hat er seitdem gemalt; im Altmeisterstil. Menschenbilder für reiche Wohnräume und kunstvoll belichtete Galerien.

Meister, hat ein Franzose gesagt, darf sich nur nennen, wer Keinem ähnelt. Dann stünde es schlimm um die Alten. Aehnelt Velazquez, der Einsamste, nicht dem Landsmann Zurbaran? Correggio kam von Mantegna und Leonardo. Van Dyck begann als Rubenskopist. Selbst in Tizians Werk sieht das Auge des Kenners die Spur, die Leonardo. Gior-

gione, Bellini sogar im Hirn dieses Mächtigen ließ. Nach und nach erst erwuchsen sie zur Selbständigkeit, fanden ihre besondere Art der Synthese; Aehnlichkeit aber, Verwandtschaft blieb dem scharfen Blick fast immer sichtbar. Lenbachs Entwickelung scheint anders. Ist in dem Hirten, dem Titusbogen nicht mehr Persönlichkeit als in den später bewunderten Portraits? Mehr vom „Geist der Zeit“ vielleicht; nicht mehr von Lenbach. Der war nicht Erfinder noch Naturforscher; seine Phantasie gebar nicht Gestalten, sein nervus opticus reagirte nicht stark auf die Lichtwirkung der Atmosphäre. Der kam aus dem München Ludwigs des Ersten, dem München Schwanthalers, der Propyläen, des nachgekalkten Athenerthumes; und aus der Pilotyschule. Kam nach Florenz, Rom, Madrid und fragte sich, als ein bescheidener Jüngling vom Lande, in staunender Andacht, wo das große Geheimniß solcher Kunst denn vergraben sei. Jeder muß so fragen, der nicht den Stein der Weisen oder die Kappe des Modenarren im Handkoffer mitbringt. Saal an Saal, kein leeres Fleckchen; und Alles mindestens als Handleistung würdig der Meisterehre. Hängt die längst Verschollenen nur zwischen moderne Bilder und prüft redlich den Unterschied! Und da draußen wollten sie von vorn anfangen, geistlose Natur nachpfuschen und hieltens für eine Errungenschaft, wenn ihnen zu zeigen gelang, wie die Atmosphäre auf den eigenen Lichtton der Gegenstände wirkt? Albernes Gedünkel. Wollen froh sein, wenn wir je wieder dahin kommen, wie die Alten zu malen. Courbets

Einfluß begann. Was schon dran lag, Steinklopfer richtig zu malen, ein Bauernbegräbniß, einen Weiher, Marktvieh, häßliche Frauenzimmer! Malt Menschen — Lenbachs Weltempfinden war immer anthropocentrisch —, Menschen, die der Mühe werth sind; geistvolle Männer und schöne Weiber. Doch man verkriecht sich nicht ungestraft in ferne Jahrhunderte. Dem Dreißiger, der aus dem Prado, den Uffizien, dem Pittipalast heimkehrte, gefiel sein Deutschland, das ganze Europa nicht mehr. Schlote, Asphalt, Fracks, Hosenuniform, Plättkragen und ausrasirte Bärte. Mit den Frauen gings noch; der farblose, formlose Sackpaletotmann war ihm ein Gräuel. Am Liebsten hing er ihm irgend was Altmodisches um; wenigstens einen Pelz. Einen sah er als Kardinal, den Anderen als halslosen Judenheiland auf dem Tuch der Veronika. Auch die Häuser, Stuben, Möbel ärgerten sein Auge. Zwischen Marmor und dunklem Gold wollte er wohnen, über Mosaikboden schreiten, seinen Rock in einen geschnitzten Florentinerschrank hängen; einen in München anno 1880 oder 90 gemachten Gehrock. Da klaffte ihm kein Spalt. Renaissancebauten! Wenn auch kein Renaissancemensch drin lebt. Der Kluge schien nie zu begreifen, daß der Wesensinhalt die Form schafft, der Geist sich den Körper baut. Er hätte den Münchenern gewiß gern eine Bauordnung und ein Kleiderreglement aufgezwungen. Das war die gefährlichste Frucht, die er vom Arno und Manzanares heimbrachte. Er haßte das Gewand seiner Zeit, wollte sie ins Fremde vermummen; und hat nie

auch nur versucht, im Kleid modernen Lebens Schönheit zu finden.

Und fand sie doch auf den ersten Blick in den Köpfen moderner Menschen. Wie dumm ists, ihn Kopisten zu schelten! Technik hat er nachgeahmt, nie, seit er das Kopiren, den Schackdienst aufgab, aus Anderer Geistesbesitz gezahlt. Zwei so verschiedene Dinge soll der Gerechte nicht verwechseln. Auch den Mann, der sich, ohne innere Klarheit freilich, ins Haus und Kleid kräftigerer, stolzerer Tage zurücksehnte, nicht zu den Kitschern und Maskengarderobiers werfen. Es war ein feiner Einfall Tilgners, Hans Makart, den immer im Farbenrausch schwelgenden Sohn eines gepuderten, betreßten Hoflakaien, im Festzugskostüm auf die helle wiener Straße zu stellen; eine monumentale, nicht lieblose Kritik. Wer aber möchte Franz Lenbach als Venezianer oder Vließritter konterfeit sehen? Ein Bischen Duldsamkeit ziemt auch der Jugend; und unsere Sezessionisten haben schon Glatzen. Lenbach liebte Goldglanz und Perlmutterton, wandte künstliche Mittel an, um seinen Bildern den Schein ehrwürdigen Alters zu geben, putzte die Räume, in denen er ausstellte, mit Truhen und Prunkgeräth, auf daß der Betrachter sich in ein Florentinerschloß oder an die Lagune träume. Nennts Schrulle und sagt, daß er nicht in die Geschlechtsreihe gehört, deren Stammvater Manet war, daß von ihm, der keinen Schüler hatte, nichts Gemeingiltiges zu lernen ist. Nur verschont uns mit dem Gerede, er sei unmodern gewesen, ein Epigone, der

den Ahnen nachsprach, nur die Gedanken der Vorfahren hatte, nur Anderer Kinder aufzog.

Menschenbilder, wie Lenbach sie gemalt hat, sind vor ihm nicht gemalt worden; konnten wohl auch nicht gemalt werden. Sie sind nicht so bescheiden, vor der Person so streng sachlich wie die alter deutschen Meister, Holbeins und Dürers; wo Geist sich an Geist wetzt, sprühen leicht Funken auf die Leinwand. Nicht so vornehm ruhig wie die Hofmalerei des Granden Velazquez. Nicht von so lässiger Grazie wie mancher Whistler und Sargent. Nicht so intim wie Leibls Bauern und Liebermanns Elternportrait. Sie geben fast immer nur den Kopf. Tausendmal ward es ihm vorgeworfen. Das Uebrige interessirte ihn eben nicht. Malen konnte ers. Hatte er nicht das Recht, sich den Gegenstand selbst zu wählen? Zu machen, was nur er machen konnte, und sich bei Anderem nicht aufzuhalten? Auch Rodin, der viel stärkere Schöpfer, giebt nur Theile, Glieder, die aus dem unbehauenen Klumpen hervorwachsen. Ihn reizt die Bewegung; den Bayern „das Genie: ich meine den Geist". Was nicht dazu gehört, mögen Andere machen. Den Schlußband meiner Römergeschichte kann ja ein Gymnasiallehrer schreiben, pflegte Mommsen zu sagen. Wenn Lenbach seine Portraits mit pedantischer Sorgfalt ausgeführt hätte, wäre nicht ein Drittel fertig geworden. Das wäre kein Unglück? Mag sein. Nur soll man nicht schwatzen, er hätte es nicht gekonnt. Er war unersättlich, wollte Jeden, in dem er was Eigenes witterte, vor der Palette haben, das Tröpfchen

besonderen Saftes herauspressen, den persönlichen Charme hübscher oder fein welkender Frauen fortleben lassen. Da hieß es, eilen und sich mit Kleinigkeiten nicht lange abgeben. Einer, der nur Maler ist, etwa, wie Whistler, im Portrait einen aparten Farbenreiz sucht, würde niemals so denken. Für Den giebts keine Kleinigkeit; für den schlichten Malersmann auch nicht die Frage, ob eine fromme Einfalt oder ein Helmholtz vor ihm sitzt. Als Böcklin mit Flörke über unseren Herrn von Werner sprach, nannte er ihn „den empfindunglosesten Unteroffizier“ und fügte hinzu: „Panoramenmaler. Die Stiefel, die Sporen, die Pflastersteine werden auch noch gemalt, — Alles, was ein commis voyageur sieht, aber ein Maler nicht.“ Auch ein Maler, dünkt mich, der nur Maler ist; und deshalb noch lange kein Anton zu sein braucht. Auch Monet hat Pflastersteine gemalt. „Der Böcklin war ein Riesenkerl, aber eigentlich kein Maler“, sagte Lenbach mir; und ungefähr so sagtens Andere wieder von dem Franzl. Nicht ganz ohne Grund. Wer ihn nur als einen Maler beurtheilt, thut ihm Unrecht. Er war sui generis. Psychologe, Historiker, Kritiker. Namentlich Kritiker. Er erfand nichts und schuf doch, bedurfte der Reibung und schlug Feuer aus dürrem Stein. Er schrieb über die Menschen; nicht mit der Feder, wie Lessing über Corneille, Sainte-Beuve über Hugo, Schopenhauer über Hegel, Taine über Bonaparte: dennoch sind diese Schreiber seinem Wesen näher als der Schwarm der Manetjünger. Er wollte die Menschen ausschlürfen und dann berichten, wie

der Trunk gemundet hatte. Etwas über die Menschen aussagen. Daß sein Werkzeug der Stift oder Pinsel war, schien uns schließlich Zufall.

Ob seine Aussage objektive Wahrheit gab? So fragen Landgerichtsräthe. Keine Wahrheit ist Allen wahr. Das Auge wandelt sie. Und je stärker das Temperament des Sehers ist, desto kräftiger färbt es den Gegenstand. Ist Schopenhauers Hegel, Taines Bonaparte dem Urbild ganz ähnlich? Sicher nicht. Dennoch leben sie und verdunkeln, trotz dem Professorengeschrei, alle anderen Portraits, die nüchterne Durchschnittsfertigkeit pinselte. In seinen besten Stunden hat Lenbach die Menschheit gezwungen, mit seinen Augen zu sehen. Das vermochten bis heute nicht allzu Viele. Velazquez, schreibt Mengs, hat mit dem Willen gemalt. Auch von dem größten deutschen Velazquezschüler durfte mans sagen. Vor dieser Willensgewalt war keine Rettung. Lenbach nahm den Menschen, der ihm saß, in sich auf, mit Allem, was er von ihm wußte, gelesen hatte, ahnte, ließ ihn von der Zwangsvorstellung im Hirn bebrüten und malte ihn dann, wie er sein sollte, gewiß auch geworden wäre, wenn nicht ein gleichgiltiges Ungefähr die natürliche Entwickelung durchbrochen hätte. Mit Adam verfuhr er so; nicht mit Eva. Es war sein Schicksal, auf Schritt und Tritt sich selbst widersprechen zu müssen. Die Neigung ins Dekorative trübte, wenn er vor schönen Frauen stand, oft dem Psychologen den Blick. Manchmal trank er sich dann einen makartischen Farbenrausch. Die Sinne

schwelgten, die Seele, der Intellekt schwieg. Ich muß gestehen, daß mir nur sehr wenige von seinen Damenbildern gefallen. Er paar feine Matronen gehören zu seinem Besten; in denen war die Weibheit schon der Menschlichkeit gewichen. Auch die Duse, aus deren Nervenbündel nie ein sinnlicher Laut kommt, hat er mit klugem Instinkt höchst reizvoll ins Madonnenhafte stilisirt. Spielerinnen, Tänzerinnen, Alles, was leben und lieben läßt, trifft er meisterlich. Die Weltdamen werden ihm leicht animalisch oder theatralisch. Grellrothe Lippen, umränderte Augen und oft Blicke wie aus dem Lupanar; in Dutzenden ein Familienzug müder Sinnlichkeit, die gern wachgekitzelt sein möchte. Wenig Individualität, viel sexe. Fast beleidigend für die lieben Frauen. Die waren aber entzückt, liefen dem Franzl das Haus ein und tätschelten ihn, damit er sie nur ja male. Die Damenköpfe, die er mit Kreide oder Stift auf Pappe nur gerade andeutete, scheinen mir viel feiner. Er war sehr männlich. Am Ende wollte er mit dem Pinsel seine Kritik des modernen Weibgeschlechtswesens geben und war gegen Eva noch unbarmherziger als gegen Adam.

Der mochte sich aber auch in Acht nehmen. In Lenbach war so viel Grazie, Geschmack, Kultur, daß seine klügsten Modelle meist gar nicht merkten, wie er sie erkannt, Anderen kenntlich gemacht hatte. Heyses Seelöwenauge scheint in einer wunderschönen Fleischsauce zu schwimmen; Alles ist weich, knochenlos; adelig, doch schwach; ein sanfter, seelenvoller Schwärmer, dessen Korpulenz sichs gern in einer

Poetenpose bequem macht. Björnson ist Theaterdirektor und Pastor, Tribun und Zelot; der prachtvolle Kopf ganz mit „demokratischem Oel“ gesalbt. Herr Rudolf Mosse blickt staatsmännisch kühl und will in der Haltung den königlichen Kaufmann markiren; die Beine sind ein Bischen kurz und der Betrachter ahnt, daß der Mann nicht ganz so majestätisch ist, wie er aussehen möchte. Wenn mans so niederschreibt, klingts nach Satire. Keine Spur davon auf Lenbachs Bildern. Der sagt viel subtiler aus. Heyse und Björnson sind, wie in der Wirklichkeit, bedeutende Menschen und echte Dichter, Mosse ist ein tüchtiger, gut gesäuberter Mann. Sacht nur ist das Allzumenschliche angedeutet. Keinen kenne ich heute, der so die ganze Persönlichkeit packt, so rücksichtlos und doch so diskret ist. Da wird nichts verzierlicht noch verniedlicht. Dem Damendante Liszt wird keine Warze, dem bayreuther Meister nicht die schönselige Maestrogrimasse geschenkt; selbst auf den Bismarckbildern nicht der märkische Junker verschwiegen. In Moabit war ein kleines Pappdeckelchen mit Coquelins Kopf zu sehen. Vielleicht in zwanzig Minuten, beim Plaudern, entstanden. Doch in den paar Strichen ist Alles, was von Coquelin in treuer Erinnerung haftet; Figaro und Cyrano, Molières Schelmendiener und Gambettas Freund. Ein unübertroffenes, unübertreffliches Meisterwerk, das einem Blick wiederholt, was sich dem Gedächtniß in Jahren eingedrückt hat. Lessing, glaube ich, wars, der mal gesagt hat, kein Künstler könne geistige Potenzen darstellen, die höher als seine sind. (Daher

das ewige Mißgeschick der Genies in genielosen Dramen.) Lenbach konnte über Wilhelm Busch und Coquelin hinaus; sogar über Björnson und Heyse, Gladstone und Döllinger. Bis zu Schopenhauer, Wagner, Leo Pecci und Otto Bismarck. Jeden Geist vermochte er zu begreifen; vor keinem lag er, ein weggekrümmter Wurm, wie der Magister Faust vor dem schrecklichen Gesicht, das sein Bannspruch gerufen hatte.

Fürsten und Denker, Forscher und Poeten: Alle hat er gemalt. Keiner sollte ihm entschlüpfen. Ists etwa nicht der Rede werth, daß dieser vom Genie bediente Wille uns das Bild der in Deutschlands Heroenzeit ragenden Menschen gab? Nicht ein nie laut genug zu preisendes Glück? Als Goethe die Sammlung der portraits historiques von Gérard beschaut hatte, schrieb er: „In Paris als Künstler von Rang anerkannt, malte er die bedeutenden Einheimischen und Fremden. Bei einem sehr treuen Gedächtniß zeichnete er außerdem auch die Besuchenden, die sich nicht malen ließen, und so vermag er uns eine wahrhaft weltgeschichtliche Galerie des achtzehnten Jahrhunderts und eines Theils des neunzehnten vorzulegen.“ Und über das Portrait Talleyrands: „Hier sehen wir den ersten Diplomaten des Jahrhunderts ... Wir erwehrten uns nicht des Gedankens an die epikurischen Gottheiten, welche da wohnen, ‚wo es nicht regnet noch schneit noch irgend ein Sturm weht‘; so ruhig sitzt hier der Mann, unangefochten von allen Stürmen. Wir mögen hier physiognomisiren und deuten, wie wir

wollen, so finden wir unsere Einsicht zu kurz, unsere Erfahrung zu arm, unsere Vorstellung zu beschränkt, als daß wir uns von einem solchen Wesen einen hinlänglichen Begriff machen könnten. Wahrscheinlicher Weise wird es künftighin dem Historiker auch so gehen, welcher dann sehen mag, inwiefern ihn das gegenwärtige Bild fördert.“ (In Parenthese: so „kritiklos“ begeistert der alte Goethe sich für einen fremden Minister, einen Diplomaten der staubigen Schule, für Deutschlands schlausten Gegner; wer heute bei uns so über Bismarck spräche, hieße, selbst wenn er Mahadöh und Faust geschaffen hätte, ein elender Speichellecker. Wir habens doch weiter gebracht.) Goethes Sätze rühmen noch besser das Lebenswerk unseres deutschen Meisters. Die Vorstellung, wir hätten nur von Winterhalter, Werner, Angeli, Koner und den Tausendsassas aus Ungarn offizielle Portraits, jagt Schrecken ins Gebein. Von Lenbach wird der Historiker lernen. Lenbachs Gemälde werden die Ruhe aller Legenden stören. Wilhelm der Große? Dieser gütige, matte, gar nicht heldische Greis mit dem Gemisch von Wehmuth und Bauernklugheit im Blick? Zwischen Bismarck und Moltke wäre Der groß gewesen, die Beiden Handlanger seines Willens? Dann hätte kein Kanzler den Muth gehabt, dieses Bild in seine Stube zu hängen. Auch die Portraits des zweiten und dritten Kaisers holt der Historiker dann wohl aus dunklen Winkeln; den Bestellern gefielen sie nicht. Friedrich ein schön verwitternder Held mit wundervoll gesträhltem Bart und studirtem Herrscherblick; letzter Akt

einer Großen Oper, die nicht von Meyerbeer ist. Friedrichs Sohn wirft den Kopf in den Nacken, als wolle er sein Jahrhundert in die Schranken fordern, zu Aeonen reden, ist aber nicht ganz sicher, ob das Säklum dem Rufe folgt und ob die Aeonen zuhören werden. Und wie ist das tüchtige, doch karge, humorlos klare Römerthum in Moltkes schmalem Bauernschädel getroffen! Dem Marschall hat der Schrobenhauser die Perrücke abgeschmeichelt; Anderen riß er sie mit derbem Griffe vom Haupt und zeigte, was unterm Toupet so lange verborgen ward. Manchmal wars dann nur ein toupet de Nîmes gewesen. Und Lenbach lächelte in den Bart. Mit Eiserner Stirn ist man noch kein Eisenkopf.

*

Kein kompetenter Zunftbeschauer hat hier gesprochen; ein durch Freundschaft persönlich verpflichteter Laie. Doch der Kunstbeschreiber war nie Lenbachs zuständiger Richter. Der Zünftige mag auf der Kathedra verkünden, Lenbach habe nichts Neues gebracht, keine neue Art, Irdisches zu betrachten, das Licht zu zerstäuben und strahlend, zurückstrahlend die Körper formen zu lassen; mag ihn einen Virtuosen schelten, der als grauer Meisterschüler aus der Reckenreihe Derer von Manet bis Hofmann zu scheuchen sei; mag an jedem Bild unbestreitbare Fehler nachweisen und anatomisch feststellen, daß mancher Bismarckkopf sogar nur ein Lederlappen mit zwei Titanenaugen ist, — mag. Und wenn jedes Bild, ohne Ausnahme jedes, hundert Fehler hätte:

hinter all diesen mangelhaften Bildern stünde noch immer ein großer Mensch; und schwerer als Alles, was Einer kann, fällt ins Gewicht, was er als Persönlichkeit zu bieten hat. Ich glaube, daß Lenbach sich selbst nicht für einen im höchsten Sinn großen Maler hielt; mir wenigstens hat er, in fast frommer Demuth, vor seinem Tizian gesagt, er sei „nur so ein Bisserl ein Student in der Menschenthierkunde“ und für die Alten nur zum Schuhputzen gut genug. Neben kleinem Dünkel fühlte er sich freilich groß; und wie mir scheint, mit stolzem Recht. Keiner der größten Maler wahrscheinlich; doch gewiß einer der geistreichsten. Und nicht von der Klüglersorte der kalt Geistreichen; der Sehnerv des schärfsten Kritikers saß ihm im Gehirn eines Visionärs. Der Franzl ist mit den Fremdwörtern nie so recht fertig geworden; aber er empfand, verstand, überflog oft noch die einsamsten Geistesfirnen. Wenn er wollte, bezauberte er Jeden. Mit seinem Funkelwitz, seiner bärbeißigen Grazie, seinem Humor, — mit tausend Menschlichkeiten. Keine war ihm fremd; auch die nicht, die nicht gern hüllenlos gehen. Egmont und Vansen, Lorenzo und Aretin, Heinz von England und Sir John: seine Sonne tönte in allen Farben. Er vereinte Mannes-würde, Frauenlaunen, Kinderfreude am blanken Unsinn im Spektrum seines Räthselwesens. Schenkte wie ein Fürst der Fabelzeit und aß dann in einer qualmigen Höhle ein Gselchtes. Warf einem Großwürdenträger grobe Hagelkörner an den Dickschädel und umzirpte dann wie ein Himmelstrostbringer ein Straßenmädel, das sich eine Beule

geschlagen hatte. Arbeitete Tage lang, Wochen, um für drei Abendstunden einen Maskenball auf die Beine zu bringen. Unberechenbar, sagten die Kühlen; unerschöpflich, unersetzbar jauchzten die Freunde. Ein ganzer, unangekränkelter, nie vom Bourgeoisfirniß berührter Mensch. Und ein Künstler, der mit dem Schöpferwillen des Genies geniale Menschheit in langes Leben rief.

Ruhm und Liebe hat ihn gekrönt. Ich habe ihm Lorber und rothe Rosen aufs Lenzgrab gelegt.

MATKOWSKY.

Unter Märzsturmgeheul ist Adalbert Matkowsky gestorben. Königlich Preußischer Hofschauspieler und doch Deutschlands größter Tragoede: der einzige im deutschen Sprachbereich, seit Albert Niemann dessen Bretter nicht mehr betrat. Und, wie Niemann, ein Kerl von großem Wesensformat. Bei Wein und Weib, in Schänke und Schlafkammer ihm ähnlich. Im Taumel von der Begierde zum Genuß; und im Genuß nach Begierde verschmachtend. Auf dem Schaugerüst nicht so rein, so germanisch keusch und edelmännlich wie der Heldensänger. Mehuls milden Joseph hätte Adalbert nicht aus so feinem Seelenstoff zu gestalten vermocht wie Albert; der Brabanterin jungfräulichen Leib nicht mit so inbrünstig zarter Kraft an die fromme Brust zu pressen; Hundings Herdfeuer, an dem die Schwester, auf daß der Wälsenstamm nicht knospenlos kahl in den Lenz starre, dem Bruder sich paart, von Qualm und Rauch so nicht zu läutern. Für des Normannenherzogs Spielerkitzel, für die Gewissensqual Johanns von Leyden, für Masaniellos Wuth und Tannhäusers prahlende Geilheit hätte Adalbert schrillere Töne gefunden; heftiger blutende. Und den Mohren von Venedig, den Junker

von Corioli, Nebukadnezars Feldhauptmann, den vom Bösen Geist besessenen Knaben Golo und den morallosen Weltträumer aus Lydien hätte Albert so nicht an der Wesenswurzel gepackt. Blondes und schwarzes Heldenthum; deutsches und slavisches. Um Verdis Orientalenfeldherr oder gar Rubinsteins Nero zu sein, mußte Niemann die Seele vermummen; und der oberdeutschen Ritterbehaglichkeit des Berlichingers war der Halbpole Matkowsky niemals so nah wie der aus lüdrianischem Naturburschenthum erwachsene, in der Küche der Weißenthurn, Kotzebues und Benedixens genährte Baumeister des Burgtheaters. Noch ein Unterschied. Niemann hat uns die Spontini, Meyerbeer, Auber geadelt, in die Klarheit weihefestlich schimmernder Kunstgipfel gehoben; und Matkowsky war, wenn er Wildenbruch oder noch Geringere spielte, nur ein prächtig glitzernder Theaterprinz. Niemanns Raoul und Robert, Prophet und Brigant, Cortez und Rienzi sind unvergeßlich, in der Noblesse des starken Herzens und in der Hengstkraft im steilsten Gebäum noch zu edler Haltung gebändigter Mannheit unvergleichlich, wie sein Lohengrin, Siegmund, Tristan (seiner Schöpfung Krone), die er nicht erst ins Deutsche zu übersetzen brauchte. Matkowsky im Wortprunkmantel der Epigonen: den dran Zurückdenkenden überläufts; halbwegs erträglich war Solches nur, wenn unter dem ungestümen Faustgriff die plumpe, schwächlich gefügte Form früh zerbrach. Verschiedenheit der Kunstgattung, des Rassengenies, der persönlichen Statur? Raoul und Fra Diavolo sind immerhin noch aus ansehnlicherem

Stoff als der Fibelkönig Heinrich und die Flunkerrecken des Bombendichters Lauff. Der Germane stellt sich williger als der Slave und mit bescheidenerem Stolz in den Dienst der Sache, der er einmal (und wärs in schwacher Stunde geschehen) sich angelobt hat. Und Niemann war, trotz der Herkunft aus Handwerksenge, Kavalier, Jäger, Reiter, Großer Herr, Weltstädter und sitzt heute noch, als weißmähniger Misanthrop, mitten im Kaffeehauslärm vor dem Schachbrett, über Tagblättern und Zeitschriften aller Sorten; ist auch zu sehen, wenn die Meisterin Lilli Lehmann oder der Götterliebling Caruso singt oder sonst was Ungemeines vors Schaugerüst lockt. Das wäre nichts für Matkowsky gewesen. Der ging nie in ein Theater, in das ihn nicht Mimenpflicht rief (er sah keinen der berliner Soffittensterne je leuchten; hätte das thatlose Zuschauen nicht eine Stunde ertragen), nie zu Diners, Bällen, Soupers und fühlte sich in Kaffeehäusern so unbehaglich, daß nur der Cognac ihn in solcher Verwaisung trösten konnte. Er war Jahrzehnte lang in Berlin: und dennoch eigentlich ohne jeden „Verkehr“ und den lüstern nach Tafelaufputz aus Thaliens Reich Langenden fast ein Fremder. Wußte von mondänem Leben, trotzdem er im Luxus eines Schnitzwerksammlers hauste, kaum mehr als ein barfüßiger Dorfbengel. Trug zu schwarzem Schlußrock und Frackweste, deren Ausschnitt ein Plastron knapp deckte, einen fleckigen Schlapphut und, wenn er sich elegant zeigen wollte, unter perlgrauen Hosen am hellen Tag Lackstiefel mit Gummizug. Nur nicht den Coulissenswells nach-

ahmen, sich niedlich machen und mit stolzirendem Gespreiz der Menge zuwedeln: Seht hier den gewaltigsten Bretterhelden Eurer guten Stadt! Er lebte im Innersten nur für seine Kunst, sprach beinahe nie von Anderem als von alten und neuen Rollen (die er meist schon vor der ersten Bühnenprobe Wort vor Wort ins Gedächtniß gegraben hatte): und schämte sich immer doch ein Bischen des leidenschaftlich geliebten Berufes. Daß er nur malen durfte, was Andere gethan hatten, nachsprechen, nachmimen und niemals aus willkürlichem Entschluß handelnd wirken, zehrte an ihm. Trieb ihn, wenn der Tag des Gesunden nicht zum Gastspiel auf einer Nestbühne zu nutzen war, aus bourgeoiser Geselligkeit in einen stillen, altmodischen Schänkenwinkel; zu Lutter & Wegner oder zu Steinert & Hansen. Da war er heimisch. Konnte den Drang ins Schöpferische, That Zeugende ertränken. Die paar Freunde, die seine Schlupflöcher kannten, um Bordeaux oder Sekt sammeln und, mit ekstatischem Blick, von den Menschen flüstern, die er nächstens zwischen Leinwände stellen werde. In schwellendem Rausch von ihnen träumen, wenn er hinter dem Flaschenwall allein blieb. So, meinte er, habens alle genialischen Schaubühnenmenschen getrieben, von dem wüsten Wilhelm Kunst und dem nach geistreicher Methode tollen Ludwig Devrient bis auf Frédéric-Lemaître, Baison und Mitterwurzer. Der Histrionenberuf als Martyrium: Das war sein tiefster Trost. Sein liebster Spruch: Der Schauspieler darf nicht ins Bürgerliche streben, sondern muß Paria bleiben, heimlos, besitzlos, friedlos durch

wechselnde Traumreviere wandeln und, nicht allzu spät, auf der Landstraße verrecken. Ganz so bitter ernst, wie es klang, wars nicht gemeint. Matkowsky war gern Hofschauspieler (ließ sich drum auch mit goldenem Köder nicht in Reinhardts Deutsches Theater locken), häufte gern Raritäten, spendete schamhafter Armuth aus offener Hand und hielt auf geordnete Verhältnisse. Doch ihn widerte die korrekte Coulissenbeamtenschaft, die sich jetzt auf den Brettern breit macht, der Troß geschniegelter Buben und ehrbar thuender Mädel, der durch die Gnadenpforte wie durch eine Amtsstubenthür schleicht, schrecklich viel gelesen und von frechsinnlichem Komoediantenthum keinen Blutstropfen in sich hat. Dem entfloh er in Kneipen und Schmieren; vor dessen Bureaudunst rettete er sich auf Sennhütten und Ozeansegelschiffe. Das Priesterbewußtsein, mit dem Frau Lilli Lehmann noch ihre Traviata zur Gottesdienstleistung weiht, war dem vom Erzfeind Al Kohol umkrallten Sinn des unheiligen Adalbert nicht erreichbar. Nicht Kunstpfaffe wollte er sein, sondern Zigeuner ohne Kaste (und ließ sich dennoch, wie jeder Haase, mit reichlichem Ordensbehang photographiren). Ganz nah ist ihm, bis ins Herz des Herzens, Keiner wohl je gekommen; kein Mann. Auch in diesem Zug ähnelt er Niemann. Einsame Visionäre. Wüstenkönige, die mit zärtlicher Pranke zwar die Brut und deren trächtige Mutter tätscheln, ihr Wichtigstes bis ans Ende aber allein besinnen. Wie ein greiser, in Ohnmacht gepferchter Löwe pfaucht Niemann in die Ameisenwelt. Wie ein kranker Leu stierte Matkowsky

in das Gekribbel, als das Gedächtniß ihm, die Lebenslust und der Glieder Geschmeidigkeit schwand. Nie aber hätte er, wie der Sänger that, aus freiem Entschluß, als ein Lebender, dem Rampenhaus, der Bühne den Rücken gekehrt.

Aus seiner Traumschöpfung drängte noch vielerlei Menschengethier in den Lichtbezirk der Bühne. Lear und Timon wollte er sein, der alte Faust und der Richter in Zalamea, Kleopatrens müder Freund und König Philipp, Brand und Julian, Marbod und Guiscard, Stockmann und Solneß. Manches noch. Seinem Königsrecht wehrte im Hochland der Weltdichtung kaum eine Schranke. Er hatte Humor (nicht nur für die Philipp Faulconbridge und Richard Gloster, deren Seele, wie dunkelgraue Schlangenhaut, knisternd Funken sprüht); war der fröhlichste Heinz, der hitzigste Stotterpercy, der männisch frechste Petruchio, als Cheruskerfürst das listigste, buhltüchtigste Füchslein im Fellkleid des stattlichsten Bären. Wäre der frischste, lustigste, unter Papierlarven ländlich robust gebliebene Bolz, der schlagfertigste Benedikt gewesen und der verschlagenste kleistische Kurfürst, der schlauste, unverschämteste und zugleich ritterlichste Falstaff geworden. Und hätte (dem Kundigen braucht mans nicht erst zu sagen) alles „Moderne" mühelos bewältigt; den wiener Oedipus und den schlesischen Fuhrmann, den Markgrafen von Saluzzo und Wedekinds Hetman sogar. Mitterwurzer war witziger, reicher an flinkem Geist und Proteuskünsten, vielleicht auch an spitzfindiger Einbildnerkraft. Doch nie ein ganzer Tragoede. Immer ein Analytiker,

dessen Purzelbäume die strenge Würde klassischer Dichtung zu höhnen schienen, dessen Romantikerironie das edelste Organon zerbeizte, zerlaugte und der im Gletscherreich seines Schaffens nur jäh aufglänzende Augenblicksfreuden gewährte. Seinen Richard sieht das Gedächtniß am Witwenschleier Annens zerren und reinekisch zwischen den Bischöfen winseln; sieht es nicht im Harnisch, nicht als den Eber, der zu blutiger Atzung die Hauer wetzt. Sein Macbeth, sein Franz Moor taumelt trunken durch die Erinnerung; ein ins Nordland verirrter cerebrasthenischer Malatesta und ein weichlicher, kindisch boshafter Schlingel. Sein Shylock ist Ghettobarock und war nie Jessikas Vater. Nie hat sein Wallenstein den Sohn Oktavios geliebt noch je im Lager befohlen; im brünstig frohen Blick des hellen Schwärmerauges nur glänzte Friedlands Stern. Im Bereich kranker und komplizirter Menschheit konnte kein Mitlebender sich mit ihm messen. Schlichte Kraft und einfaches Empfinden naiver Seelen: bis auf diese reine Höhe vermochte sein luziferisches Genie nicht zu langen; und wenn er sich auf den Zehen hob und die Arme aus den Kugeln renkte, ward der Abstand nur sichtbarer noch. Ein Bretterkönig für Spital und Spelunke; nicht der in Lendenkraft strotzende Zeuger eines Heldengeschlechtes. Den konnte Matkowsky spielen. Er hatte die große Synthesis, die wuchtige Einheit des Wollens und Denkens, den Kinderglauben an jeden Poetenhimmel, die baumeisterliche Kunst der Grundrißzeichnung. Nicht einzelne Merkmale und Momentbilder prägten sich dem Gedächtniß ein: die Gestalten

haften (wenn sie nicht, wie der Wallenstein, als Krüppel ans Licht kamen) leibhaftig in ihm; als hätte ein junger Gott sie nach seinem Ebenbilde geschaffen.

„Der ist ein Mann geworden über Nacht und blieb ein Kind dabei. Wie lieb' ich Das! Drum halt' ich ihn, wie keinen Andern, hoch.“ Hebbels Pfalzgraf spricht so von Golo. Vor Matkowskys Epheben mußte jedes Empfinden so sprechen. Er war nur mittelwüchsig und dehnte sich früh ins Breitstämmige. Schien hinter der Rampe aber größer und von schlankerem Gliederbau; der himmelanstrebende Wipfel wirkte die Täuschung: auf dem Athletenhals das mächtige Haupt. Eines Titanen? Antinous müßte daneben zu weibisch, der junge Goethe des Eisbahnlaufes zu irdisch dünken. Beiden ähnelt er; und scheucht mit dem Strahl seines lächelnden, dem Blitz seines zürnenden Blickes Beide ins Dunkel. Tiefbraunes, von keinem Kamm zähmbares Haargelock. Die Stirn hochgewölbt über breiten Wangenflächen, einer fast zu zierlichen Nase mit slavischen Nüstern, einem merkwürdig kleinen Mund (dem Mund eines Knaben, der in heißem Schlaf liegt, wie ein Bäumchen im Lenz den Saft aufsteigen fühlt und von Küssen träumt), dem Kinn eines selbstherrischen Trotzkopfes. Unter der hellbräunlichen Haut, die zart und fest, wie eines reifen Pfirsichs, das schöne Gebild umspannt, pocht das Polenblut; deutsche Lippen zucken nicht so expressiv und die Flügel einer Germanennase flattern nicht so unruhvoll, blähen sich nicht bei jedem Sinnenschauer so

straff. Noch fehlt dem Antlitz das Licht. Da hebt sich das Lid von einem blauen Auge, dessen Blickgewalt wie mit unumschränktem Herrscherrecht den Betrachter packt und seiner Majestät verpflichtet. Von einem Auge, das jubeln und rasen, streicheln und kratzen, schwelgen und grübeln, mit grünlichem Blinken verführen, hinter schwarzem Irisschleier vernichten kann. Als sänken die Nebel von einer Landschaft, ists; als würden nun alle Formen erst klar. Dieser hat sich eigensinnig aus der Kindheit frommen Märchenglauben bewahrt und heischt, wie von der Mutter einst Frucht oder Kuchen, von dem Herrgott ein Götterglück. Ist stark und verzärtelt. Sinnlich wie ein unersättlicher Prasser und die geilste Bajadere und asketisch wie ein dem Gelübde unter Kitzelmartern noch treuer Mönch. Von allen Tafeln hat er genascht und kann sich den leckersten Genüssen dennoch enthalten. Knabe und Mann. Buhle und Krieger. Schwärmer und Tyrann. So kündets das Auge; tönts aus der Kehle. Eine Stimme, die schmettert und schluchzt, zu unbarmherzigem Kampf und zu brünstiger Paarung ruft, die zu beten, zu fluchen vermag, mit den zwitschernden Locktönen des Sprossers flügge Mädchensinne umsträhnt, eines Gewimmels Wahn höhnt, promethidisch uralter Gewalten lacht und mit Glockengedröhn dem Heiligthum eines Stammes, einer Glaubensgenossenschaft Schützer herbeiwinkt; eine in Maienwonne und Wintersnoth trutzig des Schicksals spottende, von Blut und Thränen schwangere Stimme. Eines verliebten Knaben und eines Feldherrn. „Und blieb ein Kind dabei. Wie

lieb' ich Das! Drum halt' ich ihn, wie keinen Andern, hoch."

Der Sprudeljugend schreiten zwei wilde Burschen voran: Junker Bugslaf („Hans Lange") und Prinz Sigismund („Das Leben ein Traum"); ein übermüthig männernder Lümmel und ein vom Herrscherwahn Besessener, der von Halbthierheit zu Halbgöttlichkeit im Wirbel den Weg durchkeucht. Calderons Prinz war vielleicht Matkowskys fleckloseste Gestalt; weil er in diesem Drama sich nicht zu mäßigen, noch im Flüstertraum nicht zu zäumen brauchte und aus dem Krater der Sarmatenseele glühende Lava und schwärzliche Schlacke ins Licht speien durfte. Der herrlich rasende Jüngling, dem die Lippe bebt und in der Aughöhle rother Brand lodert, der mit fahler Wange die Faust gen Himmel reckt und aus gekrampfter Brust, wie aus ehernem Panzer, den Drometenton eines zürnenden Erzengels holt: Das sieht man und hört nicht noch einmal. (Daß Herr Kainz die Glanzrolle der Wagner, Hendrichs, Robert nie spielt, ist klug. Mit seinem volubilen Geist, seiner behend hüpfenden Sprechkunst und flimmernden Theaterdialektik käme er da nicht aus; auch nicht mit dem erbprinzlichen Wesen und der wilden Grazie, die seiner Jugend bestes Theil waren. Da gehts nicht ohne elementarische Urkraft. Herr Kainz war stets nur Melpomenens Stiefsohn. Flinke Pagenbeine trugen ihn über Abgründe; in Tiefen hat er sich niemals getraut und vor Lawinen sich stets geduckt. Mit dem blitzenden Blendwerk seiner Gaben keine tragisch gestimmte Natur. In Stimmung-

reiz und Launenprunk der anmuthigste Knabe Karl; als verwöhnter Gourmet und Verächter kalten Mädchenfleisches ein grillparzerischer, also kraftloser König Alfonso. Aber ein Romeo, der leben bleibt und bei irgendeiner Rosalinde wieder lachen lernt; ein Homburg, der nicht erst am offenen Grab die Heldenallure verlernt; ein Kain aus dem Cottageviertel; mit seiner sauberen, auch im Ernst witzigen Skeletirkunst von Goethes holder Fülle meilenfern. Weder Tragoede noch gar Titan; niemals Mann. Und von verweibter Großbourgeoisie, die an Riesen nur im Reich von Hausse und Baisse noch glaubt und in Küraß und Koller nur Ihresgleichen noch sehen mag, drum dem Neuntöter Matkowsky vorgezogen. Der den grazilen Redekünstler im ersten Anlauf überrannt hätte, wenn sein Wunsch, just neben Diesem die Bretterbahn zu betreten, erfüllt worden wäre.) Der Polenprinz verhieß uns den Räuber Moor, den der Karlsschüler träumte; die kindische Größe des mit Römertugend und Schwabenmost gefütterten Studenten, der nach dem Weltrichteramt langt. „Höret mich, Mond und Gestirne!“ Der Athem stockte im Sturmgebraus dieser Rächerstimme. Und Ferdinand, der tollköpfige Soldat, der in Hofränken und Rokokospielzwang erstickt. Der derbe, keusch begehrende Templer mit der Bärenkraft und dem Bärengebrumm. Lavagnas schwüle Tücke und die listige Leidenschaft des Pamphletisten Beaumarchais (an dessen Hitze Sonnenthals elegisch kokettes Wachspüppchen schmolz.) Bolingbrokes verloren gewähnter Sohn. Der Richard des menschlichsten und modernsten

Königsdramas. Weislingens aphrodisisch vergifteter Knappe. Der irre Atride auf Tauris. Golo und Raskolnikow: die Psychologie des Mörders bis ins feinste Zellgewebe entschleiert, enthäutet.

Das war der junge Matkowsky, der aus Dresden über Hamburg nach Berlin kam. Ein Bischen verlüdert. Kein Wunder. Der Jünglingsreiz des Zwanzigjährigen hatte Dettmer beinahe, den Ritterspieler mit der Trompetenstimme, den Kostümseigneur mit dem blonden Temperament eines nie von dunklem Fittich Gestreiften, aus der Sachsengunst gedrängt. Feile und sittsame Weiblichkeit flog ihm zu und das stärkste Herz der norddeutschen Bühne holte ihn von der Arrangirprobe recta aufs Laken. So lebte er alle Tage; von der Szene in die Kneipe, von der Kneipe zum Mädel ins Nachtquartier. Böse Streiche wurden ruchbar: und mehrten noch seinen Ruhm. Kein Regisseur, der das Prachtexemplar meistert. Und Ausflüge in alle sächsischen Nester. Pollini fängt ihn für sein hamburger Kunstwaarenhaus. Jeden Abend zwischen Dammthor und Schwiegerstraße oder in Altona; und wieder ein müder Routier auf dem Regiestuhl. Mit schon etwas gedunsenem Leib und häßlichen Opernstarmanieren kommt Adalbert an den Schillerplatz. Er schwitzt, übertreibt, schlägt ein Pfauenrad, legt Fermaten und Arieneffekte ein, läßt das R rollen und gurgeln, als wäre er nie in Oberländers Sprechschule gegangen, fuchtelt und stöhnt zu viel und wird, wenn er Schiller (oder Turgenjew) bedient, zu slavisch weichlich. Die Weiber hat er; die Männer

rümpfen vor seinem überheizten Gethu noch die Nase. Fontane schilt ganz unverständig und Frenzel lobt halb mit Erbarmen; Beide finden ihren Ludwig viel edler und idealer Würde voller. Nur der greise Karl Werder, der Theaterprofessor, der den Ton der Devrient, Dawison, Dessoir noch im Ohr hat, merkt sofort, daß hier endlich wieder Einer aus Genieland ins Hülsenhaus kam. Mit ihm arbeitet der Neuling; mit ihm allein: denn auf der Hofbühne kommandirt bald Herr Grube, der Spielverderber, dem der meiningische Inspizient für ein Weilchen den Nimbus wahrt. Und Matkowsky möchte doch so gern arbeiten; liebt im tiefsten Wesensgrund nur diese Freude und hat, weil sie fehlte, überall Surrogate gesucht. Was da auf den Brettern steht, hat noch weniger seinen Rhythmus als in Dresden die kluge, feine Pauline Ulrich, Franziska Ellmenreich mit der Jungfrauenthräne, den Damennerven, dem Witwengekicher, als Dettmer, Swoboda und Porth. Aber die Stadt, diese nüchtern zeugende, im grauen Sorgenkittel Werth auf Werth häufende Preußenweltstadt, stimmt ihn allgemach ernster. Er wird ja auch älter. Vertändelt nicht mehr so viel Zeit mit den Weibern. Nimmt sich in Zucht. Und aus dem Liebhaber wird der Held.

Nicht der Held, den Emil Devrient einst durch Alldeutschlands ungeeinte Gauen spaziren ließ: der Nobile von höfischer Haltung, den Niemand anrühren durfte, der niemals die Kavalierswürde vergaß, selbst im Wirbelwind nicht, unter dem Schuppenhandschuh geschminkte Finger mit ins Rosige

polirten Nägeln hatte, nach Veilchenseife und Kölnerwasser duftete und um jeden Preis, noch in Drang und Getümmel, schön sein und soignirt bleiben wollte. Auch nicht der derbere deutsche Held Dettmers und Krastels, die als Dunois und Wetter vom Strahl, als Egmont, Tempelherr, Ingomar, Parzival aus sächsischem, pfälzischem, kahlenbergischem Lorber Kränze wanden. Der blickte hell und behaglich ins Leben, schlug kräftig drein, wenn es galt, leerte und füllte den Humpen nicht öfter, als braver Hausväter Brauch ist, ging der Jungfernblüthe nicht spröd aus dem Weg, ließ sich von einem Weiberrock aber nicht die Aussicht ins Weite verhängen. Matkowskys Held sah anders aus. Wenn sein Egmont von dem Nachtwandler sprach, den der Weise nicht warnen, nicht wecken dürfe, wars, als schritte er selbst mit schlummerndem Auge die schmale Gasse am Dachrand entlang; wars die Gewittervision Eines, der sein finsteres Schicksal träumt, gern ihm entrönne und bei der lieben Kläre doch nicht, fern von dem Spanierschrecken, im warmen Bett aushielte. Wenn sein Dunois die Völker des Frankenreiches ins Gefecht rief, hatte der Ton nicht die Kriegerklarheit, die tapfere Zuversicht, die Dettmers Stimme bis ins hohe Brustregister aufjauchzen ließ; wars eher, als suche der Bastard die Elternlose, der Sündensproß die vom Vater Verfluchte und als könne den zwei Gevehmten das Nachtgeschick nur in schrecklicher Gemeinsamkeit sich erfüllen. Harmlos war ein Held Adalberts nie; noch in seinem Petruchio war Etwas vom Löwen und ein Fünkchen von höllenfürstlichem Feuer.

Besser als die treuen Ritter mit blondem Schopf und blauem Blick (bei deren Verkörperung er sich mit einer Synthese von Berndal und Dettmer half) gelangen ihm deshalb die vom Dämon Besessenen: Golo und Holofernes, Othello und Macbeth, Coriolan und Otokar, Orestes und Faust. Ihm glaubte nicht die im Brennpunkt der Weibheit glimmende Bethulierin nur, daß eine Löwin ihn gesäugt habe. Auch Desdemona war im Haus dieses Mohren eine arme, zerkoste Löwenbraut. Warum lief sie aus der signorialen Ruhe des väterlichen Palastes, schlüpfte in die Gondel und bot den weißen Hals nackt der Tatze, die allzu spät streicheln gelernt hat? Dieser Coriolan hätte Valeriens Seele gedrosselt; als ein von der Hybris im Hirn Versengter sein „liebliches Schweigen" frevelnd hingemordet. Und dieser Faust, der an Gretchens Schandlager durch Fegfeuergluthen in neuen Schöpferlenz starrt, war werth, daß die schönste Griechin ihm aus dem Grab entstieg und Herrgott und Satanas sammt den mobilen Heerschaaren um sein Unsterbliches rauften.

Eine große Seele, in deren tiefstem Gehäus lauernd ein Dämon wachte; bei Tag und bei Nacht. Ohne Warnung brach er hervor: und dann wars, als wolle vulkanisches Feuer ringsum das Erdreich verwüsten. Dann war diese Seele himmlisch und höllisch groß; weitete sie unserem Auge die Grenzen der Menschheit. Holofernes, der grimmig lächelnd seinem eitlen Herrn Opferflammen aufprasseln läßt. Der Atride, der den Trauerzug der Ahnen grüßt. König Macbeth

vor dem wandelnden Wald, dessen Zweige das Schwert des vom Schicksal erkorenen Rächers bergen. Coriolanus im Gedräng der heiseren, verschwitzten Quiriten. Der Polenprinz, der das Hirn einer Schranze aufs Pflaster spritzt. Der Magister und Doktor, der Glauben und Liebe, Traubentrost und Geduld verflucht. Da blitzte und donnerte es aus dem Dämonenbezirk. Das kehrt nicht wieder; niemals uns dieser mächtige Mensch. Solche nur (merkt Ihrs nicht endlich?) sind auch als Künstler wahrhaft groß; selbst wenn sie nicht immer den Wagemuth zu persönlichem Wollen haben (Lenbach), lange stümpernd durch alle Zeiten und Zonen irrlichteliren (Marées) und ihr Handwerk nie völlig meistern lernen (Matkowsky). Die Zunge des großen Tragoeden hat sich nie in kainzische Schmeidigkeit gewöhnt; bis in die letzte Nacht seines Bretterlebens hat er von Schweiß gedampft und den Philistern im kalten Froschpfuhl „zu viel gethan". Und galt Jedem, der Kunst zu fühlen vermag, doch hundertmal mehr als ein ganzes Dutzend selbst vom feinsten Bassermannschlag. Weil in ihm das Menschliche majestätischer war als in diesen geistreichen Spintisirern und Konstrukteuren glaubhafter Durchschnittlichkeit. „Natürlich" in ihrem Sinn, dem neuberlinischen, war Matkowsky nicht (konnte es aber, wenn er dürftige Knirpse von heute auf die Bühne stellte, in jeder Minute sein); kein „Realist" vom Kleinkaliber des gehätschelten Dilettanten Rittner, der auf dem Grab eines Lebens in die geballte Hand beißt und den blicklosen, nervös blinzelnden Kopf dann abwendet, weil der, in dem jede Fiber

jetzt laut zu uns reden müßte, dem Zuschauer nichts zu sagen hat. Kein Herrchen, das gestern in der Hochbahn neben uns saß oder morgen Tantens Weg kreuzen wird. Aus dem Titanenstamm Einer, der sich hier zu wohnen bequemt und jedes Gewand, des Assyrers und Römers, Mythenschotten und Magus, mit freiem Anstand trägt. Der nicht Wortgespinnste zu fädeln braucht (wie oft hat der fast mauthnerisch der Rede Mißtrauende sich auf die stumme Bühne des Pantomimus zurückgesehnt!), um Leid und Lust der Hemmung zu entbinden. Dem ein Gott gab, auf des Angesichtes ewig bewegter Fläche sein Innerstes weithin zu offenbaren. Ein Kerl von großem Wesensformat; und in der Größe natürlich. Wer hörte den Löwen je in der Brunft wie einen Kater schnurren? Fordert Ihrs, weil auch er zum Katzengeschlecht gehört? Nicht alle Wildheit ward, Ihr allzu Civilisirten, schon in Eurem Käfig gezähmt.

Doch freut Euch und strählt die Miauzer: ihrer ist fortan nun das Reich; der letzte Löwe ist tot.

DIESES BUCH WURDE GEDRUCKT
IM JAHRE 1911 IN DER SPAMER-
SCHEN BUCHDRUCKEREI, LEIPZIG

89094736063

b89094736063a

B89094736063
B89094736063A